Bismarck-Denkmal

für das

Deutsche Volk

E. Ringenbach

Bismarck-Denkmal

(Marburg Juli 1898 age de 83 ans)

für das

Deutsche Volk

Begonnen von **Arthur Mennell** (Seite 1 bis 105)

Fortgeführt bis Schluß von

Bruno Garlepp.

1815 1896.

The Werner Company.

Chicago, Berlin, London, Paris, Melbourne.

Copyright 1895.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.

Zur Einführung.

„Das ist der große Bismarck, der größte der lebenden Menschen und einer der größten historischen Charaktere, die es je gegeben".

Diese Charakterisirung mag in den Tagen der Größe des Deutschen Reiches und der Begeisterung für seinen ersten Kanzler selbstverständlich sein, sie hat aber eine viel weitgehendere Bedeutung, weil der Feder eines Ausländers entflossen, der von Nationalität und Parteigeist unbeeinflußt und als Geschichtsschreiber urtheilte, eines Mannes, der unseren deutschen Heros von seiner Studienzeit an bis zur Sonnenhöhe seines Ruhmes kannte und ihm als ältester und vertrautester Freund nahe stand, — des amerikanischen Historikers John Lothrop Motley.

Aber nicht für den Bismarck der Geschichte allein begeisterte sich Motley, sondern in gleichem Maße auch für die schlichte Größe des Menschen in ihm. „Ganz gewiß", schrieb er im Jahre 1872, „lebte nie ein Sterblicher, der so unaffektirt war, und auch kein genialerer".

Ein Leben wie das seinige, so reich an erhabenen Zielen, titanischen Kämpfen und beispiellosen Siegen, — welch ein Thema für sein dankbares Volk!

Obgleich bereits zu Lob und Ehre unseres Bismarck eine ganze Litteratur geschaffen wurde, so gab es ein klares, überzeugendes, volksthümliches und vor allen Dingen allen Kreisen zugängliches Bild seines Lebens und Schaffens bislang noch nicht, denn eine der Hauptbedingungen eines solchen, nämlich die geschichtlich treue Illustration, wie sie uns nur die Photographie an die Hand geben kann, fand so weit keine Verwerthung.

Dieser Aufgabe nun hat sich die unterzeichnete deutsch-amerikanische Verlagsgesellschaft mit freudigem Eifer unterzogen, indem sie alles, was an Original-, Moment- und andern Aufnahmen der tausend packenden Augenblicke seines Lebenslaufs, der Stätten seines Wirkens und seiner Umgebung erreichbar war, sammelte und in vollendeter phototypischer Reproduktion wiedergab. Die meisten dieser oft unter großen Schwierigkeiten beschafften Bilder werden für spätere Zeit als Urkunden angesehen werden. Aus früheren Jahren, als die Photographie noch nicht entdeckt war und in Fällen, wo diese versagte, mußten freilich auch Zeichnungen und Gemälde benutzt werden, die Wahl fiel aber auch dann nur auf Gutes und Zuverlässiges. Vieles verdanken wir dem überaus freundlichen Entgegenkommen der im Werke erwähnten Künstler und Kunstinstitute. Auch giebt es kaum Jemand aus des Fürsten näheren Umgebung, sei es Familienmitglied oder Mitkämpfer, der nicht mit freundlicher Auskunft oder Ueberlassung von interessanten Schriftstücken und seltenen Bildern der Redaktion aufs Liebenswürdigste an die Hand ging. Für diese ihr erwiesene Freundlichkeit spricht sie ihren herzlichsten Dank aus.

Die textliche Bearbeitung lag in der Hauptsache in den bewährten Händen des vaterländischen Schriftstellers Bruno Garlepp, der mit Benutzung der vorhandenen guten Quellen und in eingehendem eigenem Studium seine Arbeit zur Vollendung geführt hat.

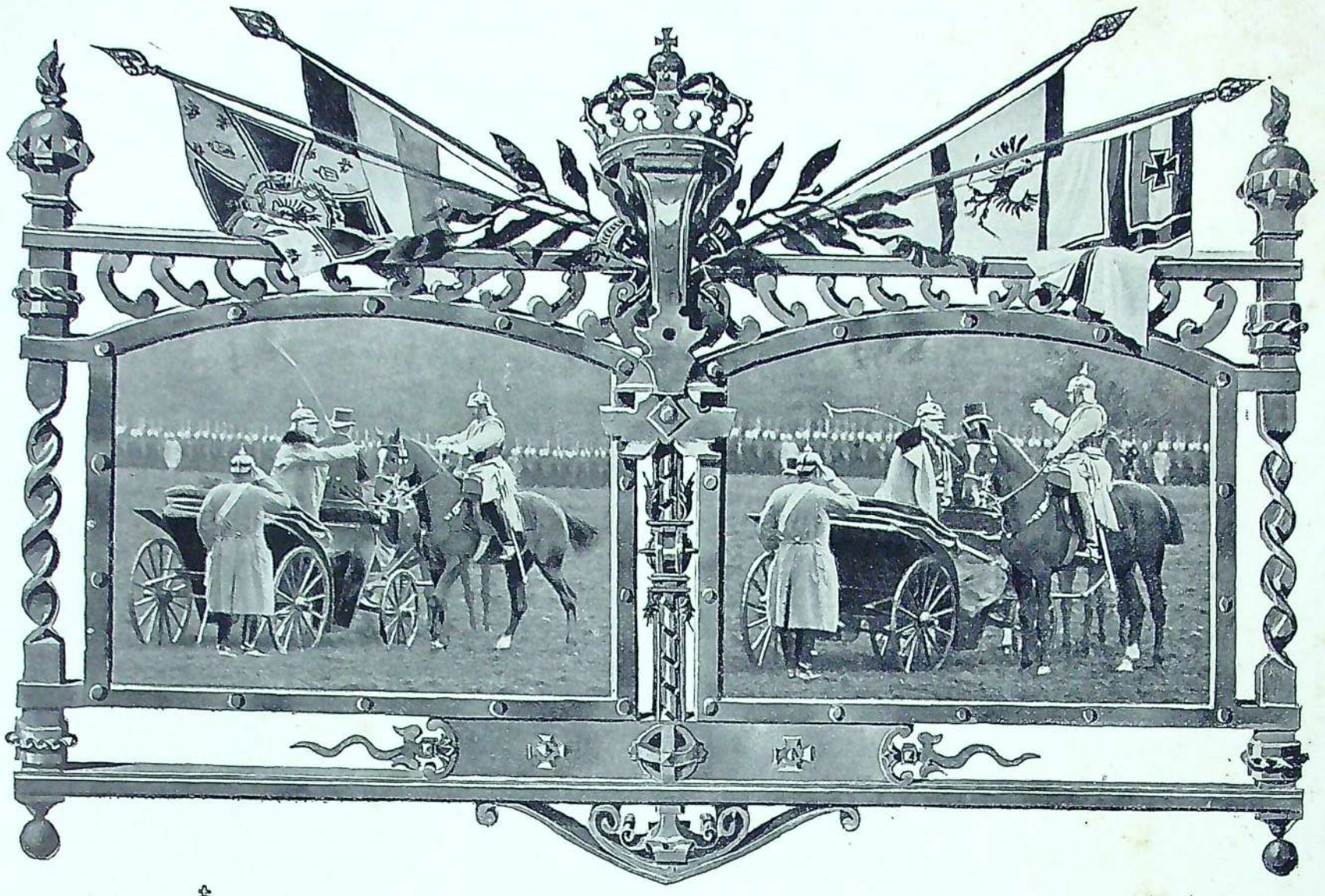
Sein Hauptziel war darauf gerichtet, das Buch von Einseitigkeiten frei zu halten, von jener Parteisucht, welche in blinder Vergötterung an den Gegnern kein gutes Haar läßt. Es kann ja doch nur Ausnahme sein, wenn Jemand sich zu engherziger Feindschaft gegen Bismarck hinreißen läßt; die meisten seiner Gegner handelten im guten Glauben und wollten, oft genug mit heißer Sehnsucht, aber mit Furcht und Zittern vor der Kühnheit des weiter blickenden Staatsmannes, dasselbe wie er, nämlich das alleinige Heil des Vaterlandes. Sie erstrebten es jedoch, wie auch die Darstellung zeigt, auf eine andere Art, und die friedliche Ruhe nach den gewaltigen Stürmen, welche Deutschlands Wiedergeburt zur Folge hatte, das mächtige Ansehen des Reiches nach außen, der starke Schutz, den es seinen Angehörigen gewährt, der Glanz und der Wohlstand, welche unser Volksleben erfüllen, führen den Beweis, daß Bismarcks Weg der rechte war. Ihr waret Menschen, so rufen wir jenen Gegnern zu, und unser fester Wille war es, Euch Menschliches zu Gute zu halten. Einmal kommt Ihr, oder die Anhänger Eurer Meinung doch zur Erkenntniß, einmal seht Ihr doch ein, daß sich Alles zum Guten gewendet hat. Betrachtet unbefangen den Rath und die Meinung des Mannes, dem Ihr ja nach Eurem eigenen tausendfachen Zeugniß selbst für einen Heroen ansieht, für einen Uebermenschen, prüfet wohlwollend seine Worte und Thaten, wie es Euer großes Vorbild Kaiser Wilhelm I. gethan, der von Euch werthgeschätzt wird, wie selten ein Monarch, und ein Jeder von Euch wird aus einem Saulus ein Paulus werden, aus einem Widersacher ein Verehrer Bismarcks. Ihr werdet erkennen, daß er, in allem, was er wollte, sich als Fleisch von Eurem Fleisch und als Blut von Eurem Blute zeigte, das heißt, daß er echt deutsch war in seinem Hoffen, Lieben, Handeln, Kämpfen. Das „Bismarck-Denkmal" setzt eine Ehre darein, zu dieser Wandlung gegentheiliger Meinungen beitragen zu können.

Euch aber, deren Augen schon längst liebevoll zu der Reckengestalt Ottos von Bismarck emporblicken, des Mannes, welcher wie nie zuvor eiserne Kraft mit echtem, kindlichen Gemüth vereinigte, steht sein Bild so tief in der Seele, daß Ihr auch ohne besondere Bitte ein Werk sympatisch aufnehmen werdet, welches ihn dem gesammten deutschen Volke näher bringen und anspornend wirken soll auf jede sich entfaltende Kraft, auf Bürgertugend und Pflichtgefühl.

Indeß ein noch weiter gehendes Ziel lag der Schöpfung dieses monumentalen Lebensbildes des großen Kanzlers von Seiten der Verlagsgesellschaft, welche mit ihrer Geschäftsorganisation beinahe alle civilisirten Erdtheile bedeckt, zu Grunde, — nicht nur dem Geistesheroen in seiner geschichtlichen Gestaltung ein Monument zu setzen, sondern auch bei anderen Völkern das Verständniß für den Menschen Bismarck, die Verkörperung des wahren deutschen Volkscharakters zu erwecken. Für diesen Zweck erscheint das Werk gleichzeitig auch in englischer Uebersetzung.

Berlin W. Equitable Gebäude.

The Werner Company.



Begrüßung Bismarcks durch den Kaiser am 26. März 1895.

er eine weltgeschichtliche Persönlichkeit würdigen will, muß zuerst und immer wieder die Stellung ermessen, aus der sie zu einer allem Volk sichtbaren Warte hinaufkam, dann aber die Mittel ergründen, die sie zu ihrem Hochstieg brauchte. Sprößlinge großer Herrschergeschlechter, reiche Erben werden schon in der Wiege dem Ruhme entgegengeschaukelt und für sie bedurfte es nicht eben eigener Größe, um in dem Tempel der Geschichte einen angenehmen Platz zu erhalten. Wurde diese, von dem eigentlichen Kampfe ums Dasein unberührte, aber dafür durch höfische Hemmnisse unendlich erschwerte Größe doch erreicht, dann freilich leuchtete ein Herrscherdasein auf, in welchem ein treues Volk allen eigenen Gedanken und alle eigene That neidlos verkörpert sah: so steht der große Friedrich in Preußens Dasein, so müßte der auf Dornenpfaden aufgestiegene königlichste der Könige, müßte Wilhelm I. wie kein anderer groß und einzig im deutschen stehen. Aber wie herrlichen Einzug der Sohn Luisens in das deutsche Herz gehalten: es wäre Heuchelei zu sagen, daß er uns das deutsche Leben unserer Zeit bedeutet; denn wir sehen neben ihm, ja, über ihm, dem Herrscher, den Diener Bismarck als eigentlichen Träger des nun Geschichte gewordenen Zeitalters. Ein späterer Vergleich Beider wird ergeben, daß in solchem Urtheil dem wunderbaren Manne, den man seit der 1895 höchst modern gefeierten Eröffnung des Nordostseekanals Wilhelm den Großen zu nennen sich gewöhnt hat — ich für meinen Theil hatte in meinem 1888 erschienenen kleinen Buch „Mittags beim Kaiser“ die Bezeichnung „Der große Kaiser“ etwas kühn vorweg genommen — viel zu wenig gegeben wird, eine Ansicht, die von Niemand redlicher getheilt wird, als von Bismarck selbst. Aber ob unter dem ersten Wilhelm und wesentlich durch ihn ein reicheres und allgemeineres Blühen aller Culturzweige sich aufthat, als jemals unter der Herrschaft irgend eines schneller und brünstiger groß genannten Fürsten, ist es Wilhelms schlichte und brave Art selbst, die unbewußt dem gewaltigen Diener den Kranz reicht. Fürstenruhm hat sich ohnehin auch gewandelt, seit die Völker sich einbilden, mündig geworden zu sein. Aber — ich muß das fade Wort gebrauchen, weil es das bezeichnende ist — „glänzende Genialität“ des Herrschers würde auch heute noch die Volksseele berauschen; die

Gustav Aßmus pinx. 1895.

Bismarck im 81. Lebensjahre.

Im Privatbesitz von Arthur Mennell.

liebäugelt mit dem ihm Fremden, das heißt mit der strahlenden Cäsarennatur ebenso willig wie die Weibnatur mit uniformirtem Heldenthum. Und dabei läßt sich die Volksseele schon von dem Schein der Genialität so sehr bethören, daß, weil sie lange Zeit zum allerdings grimmen Verstehen braucht, ein gefallsüchtiger König unklug schlichte Ritterlichkeit zu prunkender Effecthascherei erniedrigen könnte. Solcher Unart ging Wilhelm weltweit aus dem Wege, so weit, daß er selbst größtes eigenes Verdienst bescheiden als gottempfangen gelten ließ.

Bismarck, den die Lästerer gern auch als einen Verkleinerer solcher königlichen Herrlichkeit gelten lassen wollten, hat sie oft schön und klar, und deshalb eben nicht mit verschwenderischem Wort, dem sichersten Kennzeichen der Herzlosen, gerühmt. Seine Aufzeichnungen werden hierüber noch mancherlei sagen, aber sie können die Meinung nur umschreiben, die er nach dem Mordversuche auf den theuersten Mann zu General Grant äußerte: „Da haben wir," sagte er, dessen eigenem Briefe zufolge, „einen Greis, einen der besten Menschen dieser Erde, und trotzdem stellt man ihm nach dem Leben. Niemals gab es einen bescheideneren, großmüthigeren und humaneren Character als den Kaiser. Er unterscheidet sich ganz und gar von den in so hoher Stellung geborenen Menschen, oder doch von den meisten. Sie legen wenig Gewicht auf Empfindungen und Wünsche Anderer; sie meinen, Menschen ihrer Art sei Vieles erlaubt. Und in der That scheint ja ihre Erziehung dahin zu zielen, das Menschliche in ihnen zurücktreten zu lassen. Der Kaiser hält sich nicht für solch einen Olympier. Im Gegentheil ist er in jeder Weise Mensch und er unterzieht sich jeder menschlichen Pflicht. Er hat nie in seinem Leben Jemand Unrecht gethan, nie das Gefühl des Andern verletzt, nie sich einer Härte schuldig gemacht. Er ist einer jener Männer, deren gütiges Naturell die Herzen gewinnt, der sich fort und fort mit dem Wohle seiner Umgebung und seiner Unterthanen beschäftigt. So steht er da in allen hohen Eigenschaften des Herrschers und in allen Tugenden des Menschen. Es ist unmöglich, sich einen schöneren und wohlthuenderen Typus eines Edelmannes zu denken."

Diese Anerkennung wirkt um so inniger, weil auch sie die selbst solchem Fürsten gegenüber aufrechte Unbefangenheit Bismarcks erweist. Aber sie beweist auch, daß solch ein Herrscher dem Unterthan ermöglichte, ihm gegenüber aufrechte Männlichkeit zu bewahren. Da war es kein Wunder, daß Bismarck, der in märkischer Mannentreue an Nichts weniger dachte als den Ruhm seines Herrn zu verdunkeln, die zwischen Angeber und Neider gedrängte kaiserliche Huld immer wieder über seinem Wege fand. Und wenn es sich darum handeln wird nach der Herkunft unseres Helden die Waffen zu zeigen, durch die er siegreich wurde, muß diese unverrückbare kaiserliche Huld gegenwärtig sein, weil ohne sie selbst Bismarcks Riesenkraft zerschellt wäre. Es wäre übertrieben zu sagen, daß Wilhelm den allzuhellen Glanz seines großen Dieners niemals menschlich empfunden hätte, über dessen allzulaut gerufenen Namen niemals erröthet wäre: aber königlich hat er die Ruhmfurcht von sich gewehrt und damit selbst den Glauben groß gezogen, daß er auf der Siegfahrt durch die Jahrhunderte niemals ohne Bismarck sei. Und diese Beiden bleiben beieinander. Wie im großen Zeitalter unserer Dichtkunst Goethe und Schiller sich fanden, um trotz aller unüberbrückbaren Widerart ihrer Begabung den erhabensten aller Freundschaftsbünde zu schließen, so werden, wiederum ein einziges Schauspiel, Kaiser und Kanzler im Urtheil der Menschen zusammenbleiben. Dort schnellte bald die listige Frage auf, welcher der Beiden größer sei, und obschon nun ein volles Jahrhundert um diese Freundschaft wuchs, so sind wir doch nicht darüber einig geworden trotz der freundlichen Mahnung eines Klugen, der da meinte, wir sollten endlich darüber still sein und uns einfach freuen, zwei solche Prachtkerle zu haben.

Ja, trotz einer kaum noch zu übersehenden und deshalb freilich nicht mehr zu genießenden Goethe- und Schillerliteratur scheint es noch eine ganze Weile, oh, nicht immer, dabei bleiben zu sollen, daß Goethe, dieser grundgütige, weltentragende Wundermensch, wohl als der begabtere, aber darum um so mehr als der kältere von Beiden, ja als ein herzloser, reicher Höfling gegenüber dem unglaublich herrlichen Hungerleider Schiller gilt, der freilich dafür nicht selten und nicht bloß vom Bildungspöbel als Talent dritten Ranges ungerecht beiseite geschoben wird. Der Hohenzollernkaiser und der Altmarkjunker, die nun die ganze Blüthenlast des politischen Zeitalters der Deutschen zu tragen haben — ein keineswegs beneidenswerthes Schicksal, da sie als Träger gelten müssen, wo auch sie schließlich Getragene waren, weil auch die stärkste Persönlichkeit tragisch durch die Verhältnisse bestimmt wird, in denen sie lebt, — begegnen schon jetzt ähnlicher Gefahr. Gerade weil auch hinter dieser Doppelsonne nicht bloß die Friedrich Carl und Unser Fritz und die großen Heermeister Preußens, die Bonin, Roon und Moltke, nicht bloß die großen Wortführer des jungen deutschen Parlamentarismus, und größere, weil uneigennütziger, hat die Welt nie gesehen, sondern alle Gestalter und Halter der großen reichsdeutschen Culturentfaltung zurücktreten, ja in ihr verschwinden müssen, wie die Reuchlin, Erasmus und Hutten, um nur diese zu nennen, in der Luthersonne untergingen, ist Fragen und Anklagen schnell bei der Hand. Zwar fehlt hier die Frage, welcher der Begabtere sei. Der Kaiser, ich sagte es schon, hat seinen Einzug in das Herz Aller gehalten, Aller mit selbstverständlicher Ausnahme Derer, die in der Verlümmelung und Verlumpung der parteipolitischen Sitten jede Spur einer menschlichen Würdigung des Andersartigen verloren und sich damit freiwillig in eine weit abseits der hochschreitenden, deutschen Lebensbahn aufpestende Sumpfniederung gestellt haben. Aber gilt der Kaiser uns Allen in wahrhaft großer Weise als

„edel, hilfreich und gut", so scheint er doch nicht Wenigen zu gutherzig und damit eigentlich schwach und das gerade dem Kanzler gegenüber, dem der Feind wohl reiche Begabung und eine glänzende, leider nur zu brutale Tapferkeit, nie und nimmer aber die zu wahrer Größe unentbehrliche Herzensgüte gelten läßt. Darnach wäre allenfalls jener das Herz, dieser der Kopf der deutschen Einheit, im Uebrigen aber neben und über ihnen eine solche Fülle leuchtender deutscher Begabung, daß es nicht bloß beinahe eine Schande sei, sie nur in diesen zwei Männern verkörpert sehen zu müssen. Und sie gehen hin und suchen sich andere Götter, die leider meist erst recht keine sind. So muß es ja sein, wo neues Leben vielgestaltig emporwachsen will, obgleich kein Fortschritt der Menschen verhindern wird, daß wieder und immer wieder die Erfolgreichsten unwiderruflich auch die Erfolge ihrer Nächsten in sich aufnehmen müssen, wie die Sonne ihre Planeten, wie denn auch da, wo angeblich das neue Volksglück so unpersönlich wie nur möglich gebraut wird, die Herren Braumeister die höchst persönlichen Beglückungsgötzen spielen.

Graf Waldersee erwartet den Kaiserzug.

Ich sagte schon, daß auch ein williges Urtheil über Wilhelm und Bismarck fehlgeht und diesen gewaltsam überragen läßt und das über einen Herrscher, der Nichts, aber gar Nichts gut hieß, was er nicht selbst in peinlichster Gewissenhaftigkeit geprüft hatte. Aber wird so dem Kaiser zu wenig gegeben, so wird Bismarck zu viel, ja sein Bestes genommen: sein Herz. Des Kaisers Wahlspruch war: Alles vergeben und Nichts vergessen. So vergab er, aber er vergaß beispielsweise niemals, daß Lothar Bucher Revolutionär gewesen war, und er versagte seine Einwilligung, daß der zu Bismarcks brauchbarstem Mitarbeiter Aufgewachsene Excellenz wurde. Dafür ist Lothar Bucher Bismarcks getreuer Freund, ist er der begeisterte Bewunderer von Bismarcks — Herz geworden; dieses Herz durfte vergessen und wir werden sehen, daß es vergessen konnte. Und wenn mein Buch nur dazu beiträgt, einen Widerschein von Bismarcks unendlicher Gemüthstiefe, ohne die er nie und niemals Bismarck geworden und Bismarck geblieben wäre, zu fremden Seelen zu tragen, dann wird es mit Recht geschrieben sein. Ich sehe in dieser angeblich härtesten, aber nur pflichtharten Natur nicht bloß das echte, dem „sentimentalen Gesindel" allerdings weit aus dem Wege gehende, in aller Tapferkeit furchtsame, weil gottesfürchtige Herz, sondern die männlichste Blüthe des deutschen Gemüths, die vor der Goethe'schen nicht die Anmuth, wohl aber die dem nüchternen Werktagsziel sich opfernde Macht über die Sinne voraus hat. Ich weiß recht wohl, daß dieses Gemüth im Thatenzwange des Reichsgestalters äußerlich schwer sichtbar war, daß dieser leidenschaftliche Thatenzwang maßlos schien und maßlos wurde, und daß deshalb das Märchen vom Blut- und Eisenmenschen bis zur „Sale Bête" hirnloser Pariser entarten konnte. Aber es ist mehr als genug, daß die Knirpse schon den Luther und den Goethe in allen Landen verdächtigt haben. Und so soll es bewiesen werden:

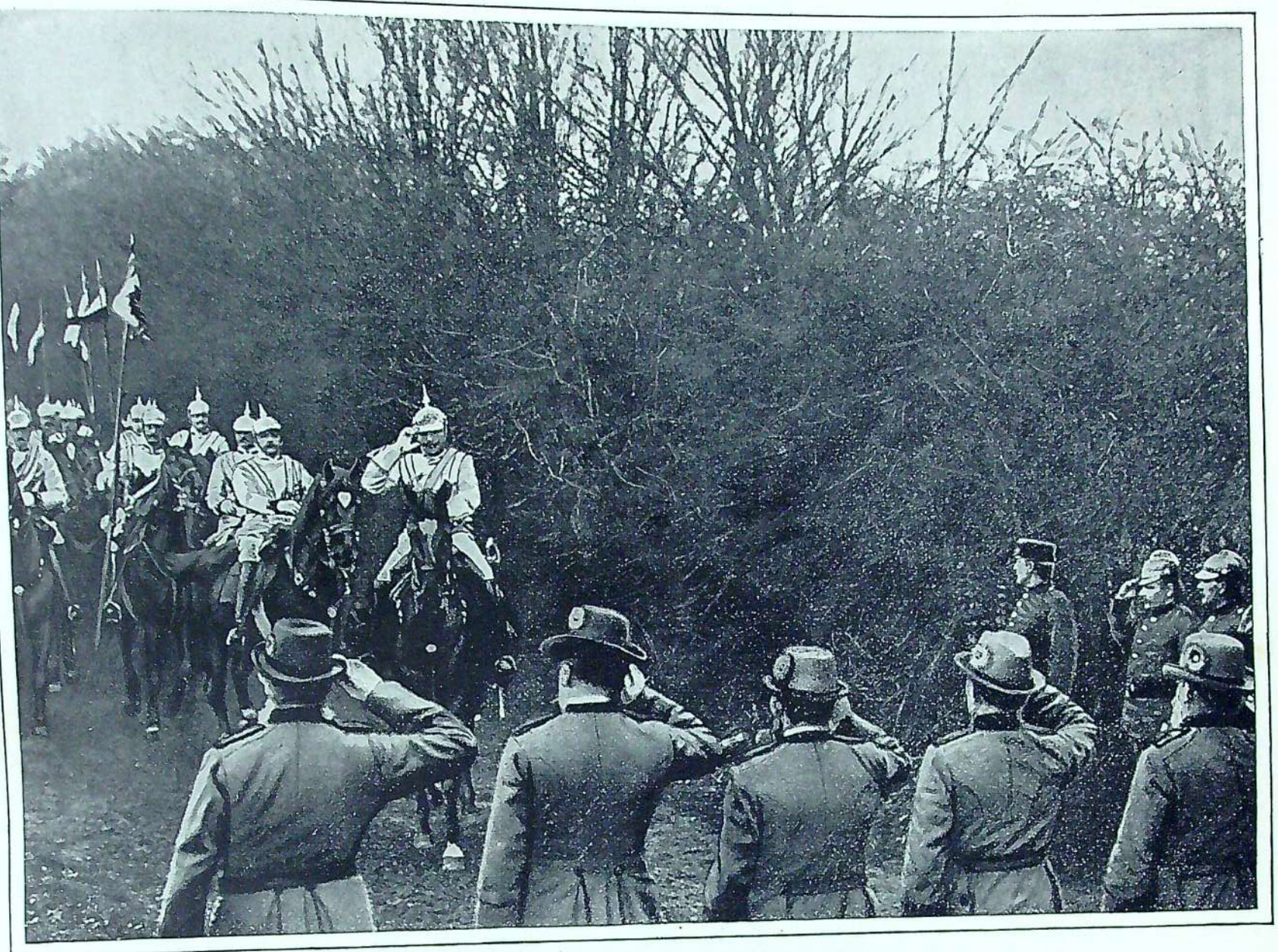
Ankunft der Kürassiere.

Aus Bismarcks Herzen wuchs Bismarcks Größe.

Auf der Höhe des Ruhms wird der Mensch am durchsichtigsten. Der Rausch der Erfolge umgarnt auch den Klügsten. Nur der Einfältige, der nicht seinetwegen, sondern für die Allgemeinheit Erfolg und Ruhm erwarb, wird auch hier bestehen, wie trotz aller Reclamesucht unserer Zeit nur das Streben nach selbstlosem Ziel ein reines Glück, das heißt, das Behagen des Gewissens verleiht. Nur die scheinbaren Gewinner, nie die Sieger, verlangen nach prunkender Anerkennung ihres Thuns. Und nur die Sieger, nie die Gewinner, halten den Erfolg fest und machen ihn, statt weichlich in ihm aufzugehen, zum Werkzeug neuer, harter Arbeit. So zog wohl 1871 das siegreichste Heer im Sonnenglanze unerhörten Ruhms nach Hause, aber nach wenigen Tagen der Festfreude erwachte es schnell aus seinem schönen Jubelrausche und ging, ein kaum zuvor gesehenes Schauspiel, in solch froher Zähigkeit an neue, größere Arbeit, als gelte es nun erst siegreich zu werden, derweilen es in kluger Kenntniß nicht bloß seiner, sondern jeder menschlichen Lebensbedingung, doch nur in aller Friedfertigkeit unbesiegbar bleiben wollte. Gerade das von allen Seiten bedrohte und trotzalledem leichtsinnig weit über sich hinausschweifende Bürgerthum dürfte Ursache haben, sich solcher Wahrheit zu erinnern und sie an Bismarck zu messen, der auch in jedem Erfolge gottesfürchtig das neue Ziel fand und zudem, wie wir sehen werden, die Schmückung seiner Erfolge wohl ertrug aber nie suchte, wie denn

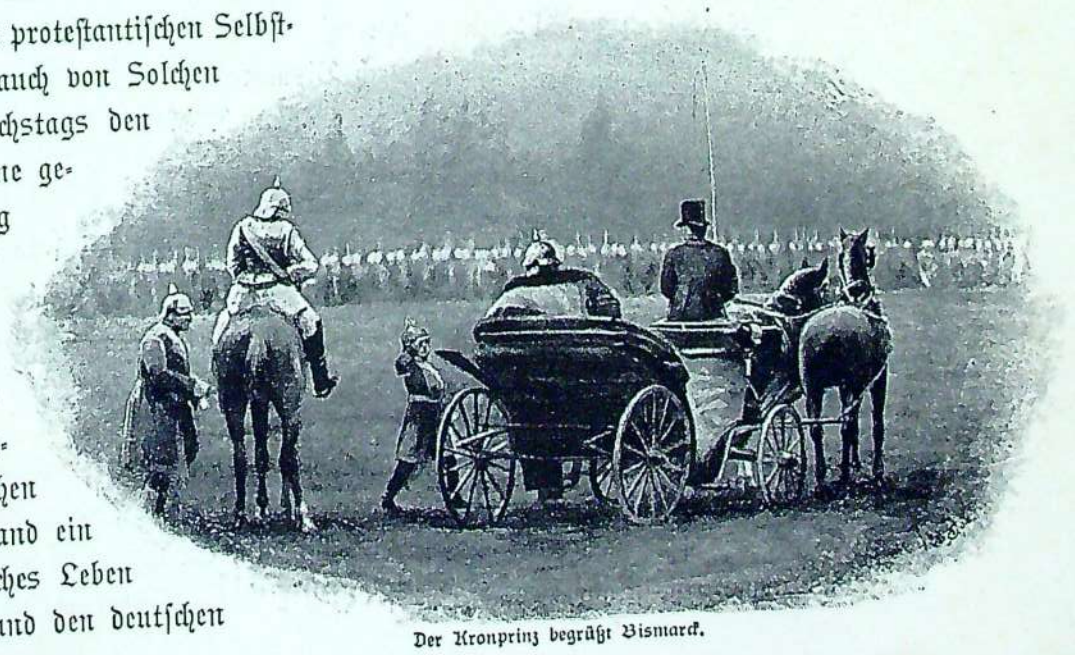
Oberförster Lange schafft Platz.

selbst die feindseligste Carricatur den schon vor aller Ruhmfülle Ruhmsatten nie als Höfling, etwa in höfischen Höschen und Schnallenschuhen, dargestellt hat. So wollen wir den von Haß und Liebe zweifach gekrönten Mann zunächst in seinem Sachsenwalde aufsuchen, um dort von der Betrachtung des Gewordenen aus desto sicherer den Werdenden zu finden, und



Die Ankunft des Kaisers in Friedrichsruh.

dabei niemals seiner Herkunft und niemals seiner Waffen vergessen. Und da ist es nur in der Ordnung der Tage zuerst zu gedenken, da zur Feier von Bismarcks 80. Geburtstage die deutsche Volksseele aller Welt sichtbar zu unserm Helden wallfahrten ging. Wer sehen wollte, der sah es, daß sie dem wundersamen Huldigungszuge voraneile, der, den Kaiser an der Spitze, die werkthätigen Träger und Hüter der Gedanken zu Bismarcks Füßen brachte, durch die er das neue deutsche Reich geschaffen und ausgebaut hatte. Was daheim geblieben war, das hatte, ein Fähnlein ernster Sondermenschen abgerechnet, insofern auch nicht Theil gehabt an Bismarcks Schöpfung, als es entweder großspurig für Einzel- oder Massenheil eine weit größere erträumt oder abseits von der mühseligen Arbeit des protestantischen Selbstgeistes allzu himmlischen Zielen unirdisch nacheifert. Aber auch von Solchen hatte der Beschluß des Reichstags dem Schöpfer des Reichstags den Gruß zu versagen, nicht wenige zu menschlicher Theilnahme geführt, wenn auch selbstverständlich die politische Meinung nicht folgen wollte. Angesehene Blätter der ultramontanen wie der demokratischen Partei fanden beredten Tadel für ihre Abgeordneten und feierten ihrerseits wenigstens den „äußeren“ Bismarck, der ja, Gott sei es geklagt, auch sonst dazu dienen muß die untheilbare Einheit dieses Zeitvollenders kleinlich zu zerreißen. Das über die herkömmlichen Schranken weithinausgehende Telegramm des Kaisers fand ein Echo weit über Deutschlands Grenzen, ja über deutsches Leben hinaus bei fremden Völkern, die unwillig aufhorchten und den deutschen



Der Kronprinz begrüßt Bismarck.

Namen verlachten, als die seltsame Mär kam, daß der von Bismarcks Gnaden geschaffene Reichstag die Ehrung seines Begründers feige versagt hatte. Es lautete:

„An den Fürsten von Bismarck,
Herzog von Lauenburg,
Friedrichsruh.

Eurer Durchlaucht spreche Ich den Ausdruck tiefster Entrüstung über den eben gefaßten Beschluß des Reichstags aus. Derselbe steht im vollsten Gegensatz zu den Gefühlen aller deutschen Fürsten und ihrer Völker.

Wilhelm I. R.

und Bismarcks Antwort:

„Seiner Majestät dem Kaiser und Könige
Berlin.

Eure Majestät bitte ich, den ehrfurchtsvollsten Ausdruck meiner Dankbarkeit für die Allerhöchste Kundgebung entgegenzunehmen, durch welche Eure Majestät jene mir noch unbekannte Unerfreulichkeit meiner alten politischen Gegner zum Anlaß einer erfreulichen Genugthuung für mich umwandeln.

von Bismarck."

So wurde die einen ganzen Winter hindurch allüberall, wo Deutsche wohnen, innig vorbereitete Feier in um so größere Begeisterung hineingetragen, in so große, daß man sagen darf die deutsche Vaterlandsliebe wäre seit Siebzigs Wundertagen niemals wieder so herrlich aufgerauscht. Als am 26. März, wenige Tage nach diesem Vorgange, der Kaiser

Blick auf die Begrüßung Bismarcks durch den Kaiser.

nach Friedrichsruh zog, begleitete ihn reichere, herzinnigere Liebe, als ihm je zu Theil geworden war. Auch die Grollenden deren vaterländisches Empfinden durch Bismarcks Entlassung und die ihr folgenden Zustände zerschmettert und zerrieben schien, jauchzten dem Herrscher ihre Freude nach. Da war es denn kein Wunder, daß der

Kaisertag im Sachsenwalde,

ob auch bleischwer die Wolken drohten, im Sonnenzeichen stand. Von den vielen klugen Männern der Feder, die dort waren, hat ihn Hans Hoffmann besonders anmuthig geschildert und ich will mir die Gelegenheit nicht entgehen lassen diese liebwerthe, in der Zeitschrift „Bismarck" erschienene Prosa hier einzufügen:

„Der folgende Tag, Dienstag, der 26. März, zeigte von Anfang an ein wundersam verwandeltes Bild. Er stand unter dem Zeichen des Schutzmanns und des Photographen, besonders aber des ersteren. Diese kleine Armee aus Berlin herübergeführter sauberer Schutzleute diente einem doppelten Zwecke: sie gab dem guten Gewissen ein Gefühl wohlthuender Sicherheit vor schleichendem Raubgesindel und erweckte doch zugleich eine fröhlich-kriegerische Stimmung, die dem Tage so angemessen war, denn man hatte den Eindruck, als müsse der Sachsenwald rundum gespickt sein von feindlichen Francstireurs. Das arme Publikum, das schon frühzeitig in Massen herbeigeströmt war, kam freilich ein bischen schlecht dabei weg;

Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt. — Druck Julius Sittenfeld, Berlin.

Dem Andenken des großen

Apotheose Kaiser Wilhelms von Prof. Ferdi

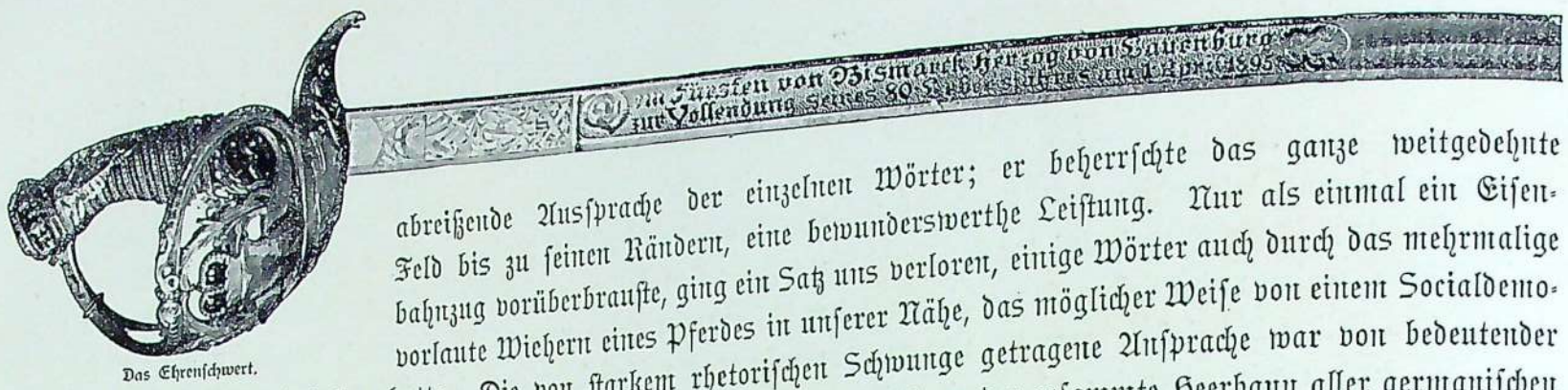
Mit Genehmigung von Otto Troitzsch, Hofkunstinstitut, Berlin.

des großen Kaisers.

helms von Prof. Ferdinand Keller.

es wurde zumeist jenseits des Bahnkörpers verwiesen, wo es ehrende Gelegenheit fand, viele Stunden lang in strömendem Regen sein patriotisches Beharrungsvermögen zu bewähren und unmöglich obendrein noch verlangen konnte, daß es etwas zu sehen kriegte. Hier und da einen prächtig galoppirenden Gendarm oder sonstiger Reitersmann ward seinen bescheidenen Blicken immerhin preisgegeben. Die besser situierte Minderheit jedoch, wie Ortsbefreundete, Vertreter der Presse, Photographen, Forstleute und gut beleumdete Schlachtenbummler waren auf's Allerbeste versorgt. Wir standen an den Rändern der weiten, waldumkränzten Koppel, auf der die Parade vor sich gehen sollte, einige unzufriedene Geister zwar verlangten nach größerer Höhe, erstiegen eine Leiter oder erklommen den Bodenraum eines nahen Stallgebäudes, von dessen Dache zu solchem Zweck einige Reihen Ziegel herabgenommen waren: doch sie waren übel berathen; wir sahen besser am Busen der Mutter Erde. So standen wir angenehm plaudernd und warteten der Dinge, zuweilen regnete es, zuweilen nicht; manchmal sah man einen wildgewordenen Photographen quer über's Feld galoppieren, bis die Volksstimme, die Gottes Stimme ist, ihn tadelnd zurückberief; manchmal hörte man einen Apparat probeweise knipsend knacken; einige ahnungskräftige Berichterstatter brachten das Gerippe der demnächst zu erlebenden Vorgänge schon jetzt zu Papier. Und nun endlich erscholl Hurrahrufen in der Ferne, wiederholte sich, ward kräftiger, kam näher und näher. Und jetzt kam der Kaiser; er passierte den engen Durchgangsweg nach der Koppel, hinter dessen Umzäunung wir dichtgedrängten Zuschauer standen, ward lebhaft begrüßt, grüßte seinerseits gelassen mit stillen, unbeweglichen Zügen und sprengte auf den Acker, seine Schwadronen, Compagnien und Batterien ihm nach. Es ging nicht ohne Schwierigkeit auf dem gepflügten Boden, doch das Hinderniß ward überwunden; die schönen Truppen vertheilten sich in sicherer Ordnung längs des Waldrandes. Der Kaiser mit seiner Umgebung hielt weit sichtbar in der Mitte. Ein bereit haltender Wagen ward ausgeschickt den Fürsten zu holen und kam bald zurück mit seiner mächtigen Gestalt. Wir sahen im Vorüberfahren sein ernstes Antlitz wieder in nächster Nähe; er schien ein wenig blasser auszusehen als gestern. Der Kaiser, der prächtige junge Reiter, kam herangesprengt unter schmetterndem Spiel der Kapellen und drükte dem Fürsten kräftig die Hand; auch sein Gesicht aber zeigte keine rechte frische Gesundheitsfarbe. Gleich darauf trat auch der kleine Kronprinz, eine etwas schmächtige Gestalt mit zartem, schulfarbenem Antlitz gleichfalls zur Begrüßung heran. Fürst Bismarck erhob sich und bat den Kronprinzen, im Wagen zu seiner Rechten neben ihm Platz zu nehmen. Das war ein seltsam rührendes Bild, Greisenalter und Kindheit so neben einander, die große Vergangenheit und die ferne, unsichere, doch hoffnungsreiche Zukunft. Der Reiter und der Wagen begaben sich in die Mitte des Paradefeldes, das kaiserliche Gefolge umringte sie näher, der Fürst erhob sich und stand hoch aufgerichtet im Wagen, ebenso der Kronprinz, und der Kaiser begann vom Pferde herab seine Ansprache. Es war ein würdiges und bedeutendes Bild in der prächtigen Umrahmung der schöngeschwungenen Waldlinien. Die Stimme des Kaisers hatte eine überraschende Klangstärke und eine ihr hülfreiche überaus feste, kurze, scharf

Bismarck fährt in die Mitte des Begrüßungsfeldes.



Das Ehrenschwert.

abreißende Aussprache der einzelnen Wörter; er beherrschte das ganze weitgedehnte Feld bis zu seinen Rändern, eine bewunderswerthe Leistung. Nur als einmal ein Eisenbahnzug vorüberbrauste, ging ein Satz uns verloren, einige Wörter auch durch das mehrmalige vorlaute Wiehern eines Pferdes in unserer Nähe, das möglicher Weise von einem Socialdemokraten seine Erziehung erhalten hatte. Die von starkem rhetorischen Schwunge getragene Ansprache war von bedeutender Wirkung, zumal die Hinweisung, daß hinter der hier versammelten Truppenschaar der gesammte Heerbann aller germanischen Stämme zu denken sei. Die Seitenbemerkung eines wortschnellen Kritikers: „mit Ausnahme der Oesterreicher, Schweizer, Luxemburger, Vlamen, Holländer, Engländer, Dänen, Norweger, Schweden" fiel auf keinen empfänglichen Boden. Die scharfe Drohung, das Schwert, wenn es Noth thue, auch nach Innen gebrauchen zu können, schien vielleicht nicht Jedem sich vollständig in die geburtstägliche Friedensstimmung zu fügen.

Fürst Bismarck stieg jetzt aus dem Wagen, warf den Mantel zurück und trat auf den Kaiser zu. Der überreichte ihm vom Pferde herab den prächtigen Ehrensäbel, der in einem riesigen Kasten herbeigetragen worden war. Bismarck empfing ihn mit einer kurzen Dankeserwiderung, deren Worte nicht bis zu uns herüberdrangen. Diese Pause war den gehetzten Berichterstattern sehr wohlthätig; sie schlossen eine Rhapsodie ab und entsendeten eine erste Depesche ans Postamt. Ein Briefträger, der sich unvorsichtig sehen ließ und dem sie ihre Manuscripte zur Beförderung aufdrängten, gerieth in dringende Gefahr, in Stücke gerissen zu werden. Man muß bedenken, daß die Zahl dieser Herren wohl die fünfzig erreichte und ein Briefträger weder mit Schutz- noch mit Trutzwaffen versehen ist.

Auch die Photographen, an Zahl kaum geringer, waren in fieberhafter Thätigkeit; das Knacken ihrer Maschinen glich einem kleinen Pelotonfeuer, und die überallher auf den harmlosen Wanderer sich richtenden schwarzen Rohre hatten für schüchterne Gemüther etwas heimlich Beängstigendes. In ganz ungestörtem Frieden und monumentaler Ruhe standen einzig die Schutzleute. „Präsentiert das Gewehr!" Hurrahrufen dröhnte, die Musik fiel ein, der Fürst bestieg wieder den Wagen, und der Parademarsch nahm seinen Anfang. Ihn eingehend zu schildern muß ich geschulteren Federn überlassen; ich, eine unblutige Seele, sah nur ein prächtiges Schauspiel, wie ich es oft gesehen; zumal an den Reitern und den Geschützen hatte ich meine Augenweide, während allerdings die beinschleudernde Strammheit der Hopliten für meine ungeweihten Augen nichts Schönes, sondern beinahe etwas Komisches hat; ich werde den wunderlichen Eindruck nicht los, als quälten sich die Aermsten nach grausamem Götterschluß in ewig vergeblicher Sisyphusarbeit, die Stiefel von den Beinen zu schleudern. Nach beendeter Parade, die durch einigen Regen gestört wurde, fuhr der Fürst mit dem Kronprinzen in's Schloß zurück; der Kaiser verabschiedete sich von seinen Truppen und folgte zu Pferde.

Jetzt wäre für uns von Rechts wegen das historische Schauspiel zu Ende gewesen; denn näher an's Schloß zu dringen, schien für heute nicht ausführbar im Hinblick auf die eherne Mauer der Schutzmannschaft, die alle Wegmündungen besetzt hielt. Allein die große historische Wahrheit bestätigte sich auch hier: Die rohe Gewalt ist niemals im Stande den Geist zu unterdrücken, am wenigsten den echten Berichterstattergeist. Er weiß sich im Nothfall durch ein Schlüsselloch zu zwängen, wie sollte seinen Flug eine Hecke und eine Kiefernschonung bändigen? Ich sah einen meiner neuen Freunde diesen Weg einschlagen und fühlte mich ihm nachgezogen mit magnetischer Gewalt, denn dämonisch schnell vollzieht sich im Menschenherzen der Uebergang vom Guten zum Bösen; hier aber war kein Zweifel, daß wir auf dem Pfade der Polizeiwidrigkeit wandelten, obgleich weder mündlich noch schriftlich ein Verbot ergangen war, Kiefernschonungen zu durchbrechen. Ich aber tröstete mich damit, daß ich gestern selbst einen Hofprediger auf verbotenen Wegen gesehen hatte. Ventre à terre durchquerten wir den Park und erreichten keuchend, doch unaufgehalten die Eingangsseite des Schlosses, gerade noch rechtzeitig, um den Kaiser heranreiten und den Fürsten ihn vor seiner Thüre empfangen zu sehen. Außer uns war von fremden Civilpersonen Niemand anwesend; um nicht etwa von einem tückisch spähenden Häscher für attentatsfrohe Anarchisten gehalten zu werden, näherten wir uns einem Photographen, der dort postirt war und in lauernder Angriffsstellung fertig zum Abprotzen stand, und nahmen die treuherzige Miene von dessen Gehülfen an. So standen wir und schauten in der Sicherheit der Unschuld.

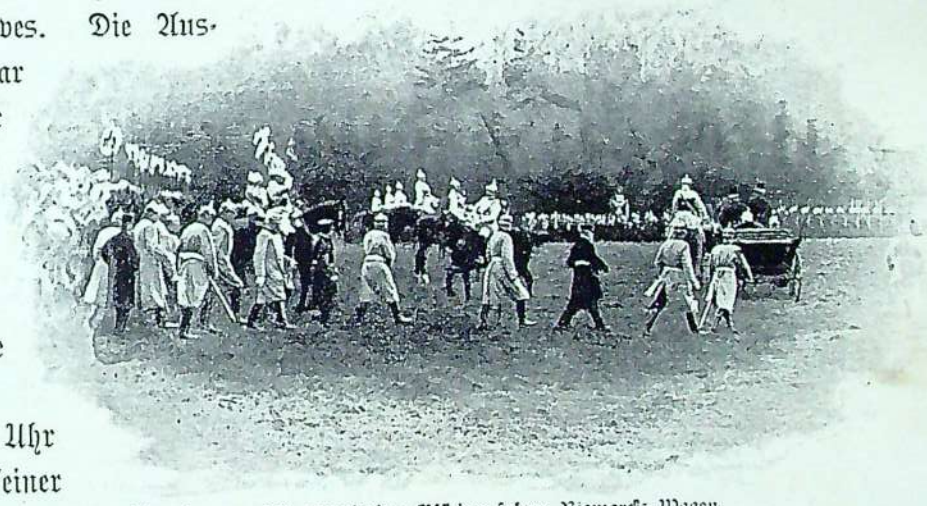
Der Kaiser stieg vom Pferde und unterhielt sich noch eine Weile im Freien mit dem Fürsten, zu keinem anderen erkennbaren Zwecke, als um uns Gelegenheit zu geben, sie treu zu beobachten; denn der Photograph hatte längst abgeknipst. Wir konnten nicht verlangen, daß diese Rücksicht auf unsere Schaulust in's Unendliche währe, und vermochten nicht ernstlich zu zürnen, als der Schloßherr endlich seinen kaiserlichen Gast der Wärme des Hauses und des Frühstücks zuführte und uns nur zwei stattliche Kürassiere vor der Hausthür zum Bewundern zurückließ. Jetzt war unsere Rolle für einige Zeit ausgespielt; wohl hätten wir einen kleinen Theil unserer Baarschaft und unseres Gewissens darum gegeben, wenn wir auch

heute vom Vorzimmer aus als Zaungäste das Actionsfeld hätten bestreichen können, doch eine Anfrage bei competenten Hausmächten überzeugte uns bald, daß dies heute unmöglich sei. So mußten wir denn warten und der frischen Luft und des Frühlingsregens genießen. Zu unserem Troste gelang meinem Gefährten ein kühner Streifzug in die Küche — ob er in der Eile einen Seelenbund mit einer Köchin geschlossen, vermag ich nicht zu sagen — und brachte als Trophäe die

Fahrt über das Paradefeld. Links in der Mitte Graf Herbert Bismarck.

authentische Tischkarte mit heraus, die er unverzüglich dem Telegraphenamte anvertraute. Denn das monarchische Gefühl des getreuen Volkes soll doch erfahren, was sein Kaiser zum Frühstück kriegt: Austern, Bouillon in Tassen, Steinbutte mit holländischer Sauce, Wildschweinsrücken garniert, Trüffeln in Servietten — —

Nein, schwerer will ich dem Leser das Herz nicht machen. Habe ich auch so schon zu viel gethan, so möge er bedenken, wie uns erst zu Muthe war in dieser Stunde, denen der Bratenduft aus nächster Nähe in die leibliche Nase stieg. Und wir waren ernsthaft hungrig, während ich den Leser für satt halte. Von den Tischgesprächen drang nichts zu unserer Kenntniß, außer dem kaiserlichen Toast, und auch der zunächst nur auf dem bewährten Wege durch die Küche. Auch spätere Forschungen ergaben nichts Positives. Die Aussage eines befragten Tischgastes lautete: „Auf Politik ist gar nicht die Rede gekommen;“ die eines anderen: „Es war furchtbar langweilig, es ist immer nur von Politik die Rede gewesen.“ Auf schwirrende Gerüchte kann ich mich nicht einlassen, obgleich sie sehr merkwürdige Dinge behaupteten und den alten Bismarck in ungebrochener Kraft- und Kampffreudigkeit erscheinen ließen. Endlich war die schwere Tantalusstunde vorüber; man hörte den kaiserlichen Hofzug vor das Parkthor rollen; bald darauf, pünktlich auf die angesagte Minute, drei Uhr zwanzig, sahen wir den Kaiser aus der Thür treten, zu seiner Linken die vornehme und sympathische Erscheinung des Grafen Waldersee, hinter ihm die Grafen Rantzau und Herbert und Wilhelm Bismarck. Das Thor war geöffnet, und sie schritten hinaus. Kurz darauf kam auch Fürst Bismarck und begab sich an den Zug, von freudigen Zurufen der Umstehenden begrüßt. Eine kurze Weile noch unterhielt sich der Kaiser mit seinem Wirthe, dann setzte der Zug sich langsam in Bewegung, und die große und seltene Staatsaction, deren Zeugen wir gewesen, war damit zu Ende. Der Fürst verweilte noch eine Zeit lang draußen vor dem Parkthor, sprach mit den dort postirten Husaren, streichelte ihre Pferde und nahm dankend den Jubel des kleinen Publikums, das durch irgend welche Künste bis hierher vorgedrungen, entgegen. Dann zog er sich zurück und das Thor schloß sich hinter ihm. Er hatte strengen Schweningerbefehl, sich jetzt zur Ruhe zu begeben. —“



Die anwesenden Offiziere folgen Bismarcks Wagen.

2*

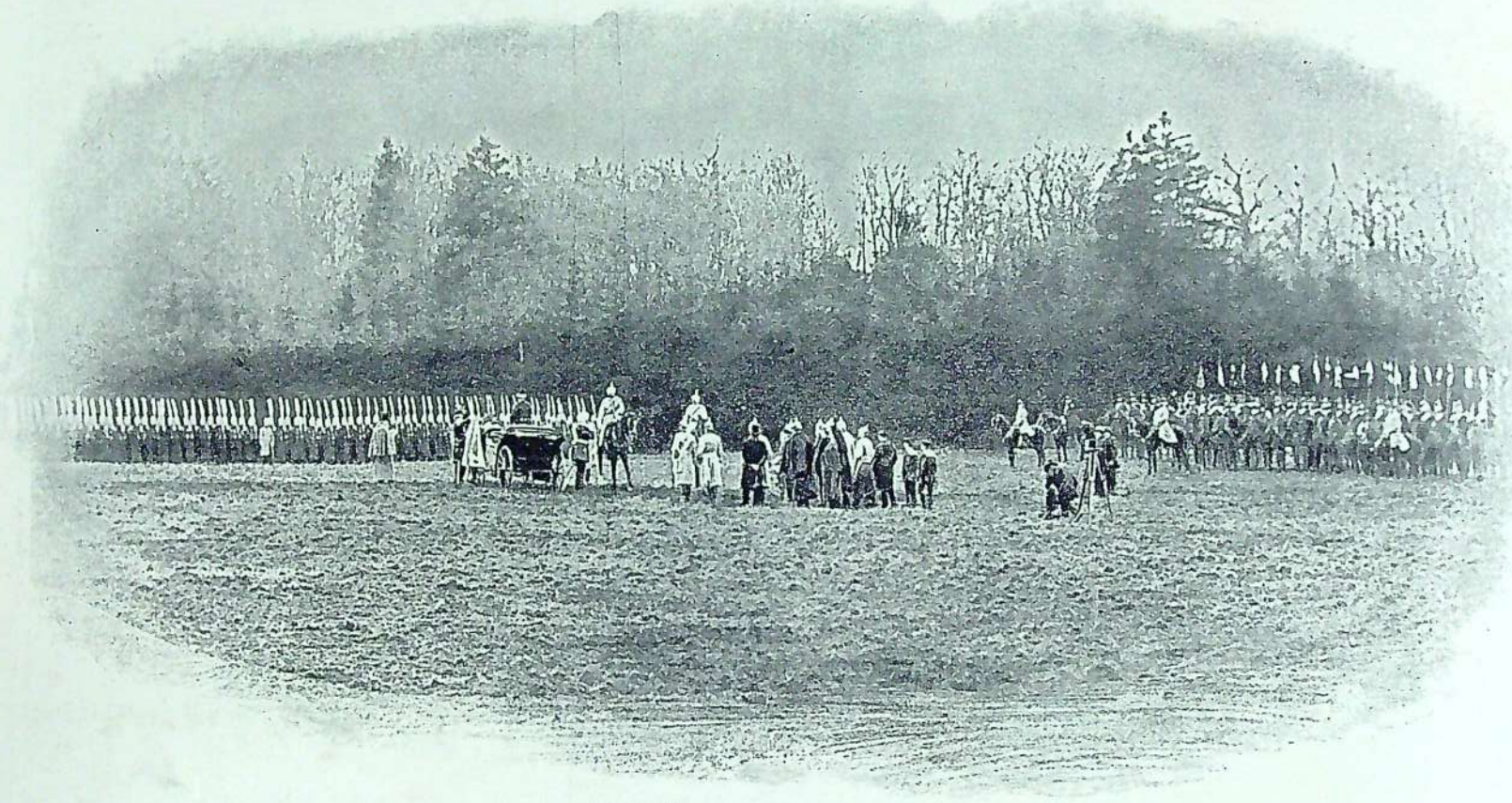
Bismarck vor der Schwertübergabe.

So hübsch sich die Schilderung des feinen Dichters liest, so ist sie doch zu anmuthig, um dem kraft- und machtvollen Bilde gerecht zu werden, das diese Bismarck bis zur letzten Stunde weise verschwiegene Huldigung darbot. Sie war in der That der Aufmarsch des deutschen Heerbannes, das heißt der gewaltigsten Macht, die durch die Gegenwart schreitet. Man sah im Geiste Fürsten und Heer und Volk und man durfte sich des taciteischen Wortes erinnern, daß solch ein Bau der Ehre nicht angetastet werden könne ohne das Verderben derer, die an seine Stärke wollen. Und der Kaiser: „immer auf dem Platz, immer thätig, immer vorne voran," just so wie der Heerführer der „Germania", und über Menschen zu herrschen berufen, die weder völlige Knechtschaft noch völlige Freiheit ertragen können, ob sie sich noch so „modern" geberden. Als er das Schwert emporhielt, da war es wirklich, als ob das Schwert in solcher Hand das Recht über Leben und Tod bedeute und

Die Schwertübergabe.

gerade der heiter oder mißvergnügt oder auch unverschämt zu anderen Idealen Schweifende mußte sich, wenn anders er gerecht fühlt, sagen, daß solche Macht nicht bloß den Schwachen zu schneller That, ja zum Mißbrauch verführen könne. Aber was immer selbst ein überzeugtester Schwärmer gegen den „Militarismus" zu sagen habe: je stärker der wurde, desto maßvoller ist er geworden und ich wüßte keine Erdenmacht, die gleich geduldig durch tagtägliche, siegbrüllende Befeindung schreiten würde als er. Bismarck, wie sehr er auch selbst dazu beigetragen hat den Geist des Heeres in die ehernen Fesseln weiser Beschränkung zu schlagen — nicht bloß 66 hatte er davor zu warnen, man soll sich nicht einbilden die Welt erobert zu haben — hat doch allem äußeren Präventivkrieg abhold, die Nothwendigkeit empfunden, und zwar im Gegensatz zum Kaiser, den Umsturz schnell mit dem Schwerte niederzuschlagen. Es war daher ein eigener Augenblick, als der Kaiser in seiner Rede der Möglichkeit eines solchen Kampfes der Armee gedachte. Aber ob ich auch so nahe stand, daß mir keine Bewegung in Bismarcks Mienenspiel entgehen konnte: der blieb in gleicher, ich möchte sagen wehmüthiger Ruhe dem Kriegsherrn Auge in Auge gegenüber. Keine Wimper zuckte, kein Anhalt für den Eindruck kam auf das Gesicht. Hie und da streichelte er dem neben ihm stehenden Kronprinzen die Schulter. Und dann als er vom Wagen herabgestiegen war und das Kaiserschwert hielt und die Klinge zu prüfen schien, mochte er bedrückt nur das eine denken, daß er dieses Schwert, er, der Schwertgewohnte, das deutsche Schwert nicht mehr führen könne. Seine kurze Antwort sieht im Druck ganz anders aus, als sie in Wirklichkeit war. Dort erscheint sie von einer fast hochmüthigen Kürze. Aber man mußte es sehen und hören, wie die Worte sich nicht

finden ließen, wie er eine zur Ewigkeit werdende Minute lang suchte und suchte um schließlich, während der Kaiser ihm, ich möchte sagen mit forschender Unbeweglichkeit, in's Auge sah, einen kurzen Dank zu stammeln. Und dazu kam ein Mienenspiel, das Den geradezu hilflos erscheinen ließ, der doch niemals hilflos schien und niemals hilflos war. Es wäre mehr als müßig, diese innerste Bewegung erklären zu wollen. Mag sie den Einen ein Ausdruck unterthänigster Rührung des unvergleichlich Geehrten, mag sie mir ein Abglanz trübsten Sinnes über alles Vergängliche sein: — jedenfalls war es Schattenpoesie, die ihre Schleier über den Sonnenglanz dieser Huldigung legte und auch deshalb schmerzvoll aufschaute, weil der jetzige Kaiser, weil Wilhelm der Andere in der Vollkraft um nicht zu sagen Ueberkraft eines in bewundernswerthem Pflichtendrange sich vielleicht aufreibenden Thuns noch immer die Wege zu versagen scheint, die zu seinen Thaten und damit wohl zu einem rücksichtslos klaren Staatsziel der Jahrhundertwende führen. Dann freilich folgte schnell zwanglose Unterhaltung und beim folgenden Parademarsch mag er doch ungetrübte Freude empfunden haben; denn seine Liebe zur Armee geht soweit, daß jeder Offizier, den er im Sachsenwalde begegnet, unweigerlich zum Frühstück eingeladen wird.



Die Schwertübergabe aus der Ferne.

Und die Armee? In ihrer Masse erinnert sie sich gewiß nicht daran, daß Bismarck schon in seinen allerersten parlamentarischen Händeln sich wacker mit einer Zukunftsfreude ohne Gleichen für sie in die Schanze schlug. Seine Rede für Erhöhung des Soldes ist für diese seine Fürsorge wie auch für die damaligen Zustände so bezeichnend, daß sie, zumal dieses „Bismarckdenkmal" wesentlich aus Bismarcks eignem Wort und eigner That sich fügen soll, verdient in nahe Betrachtung gerückt zu werden; denn sie wirkt zudem als ein lebendiges, auf unsere verfeinerten Tage grell niederleuchtendes Culturbild. Hier ist sie:

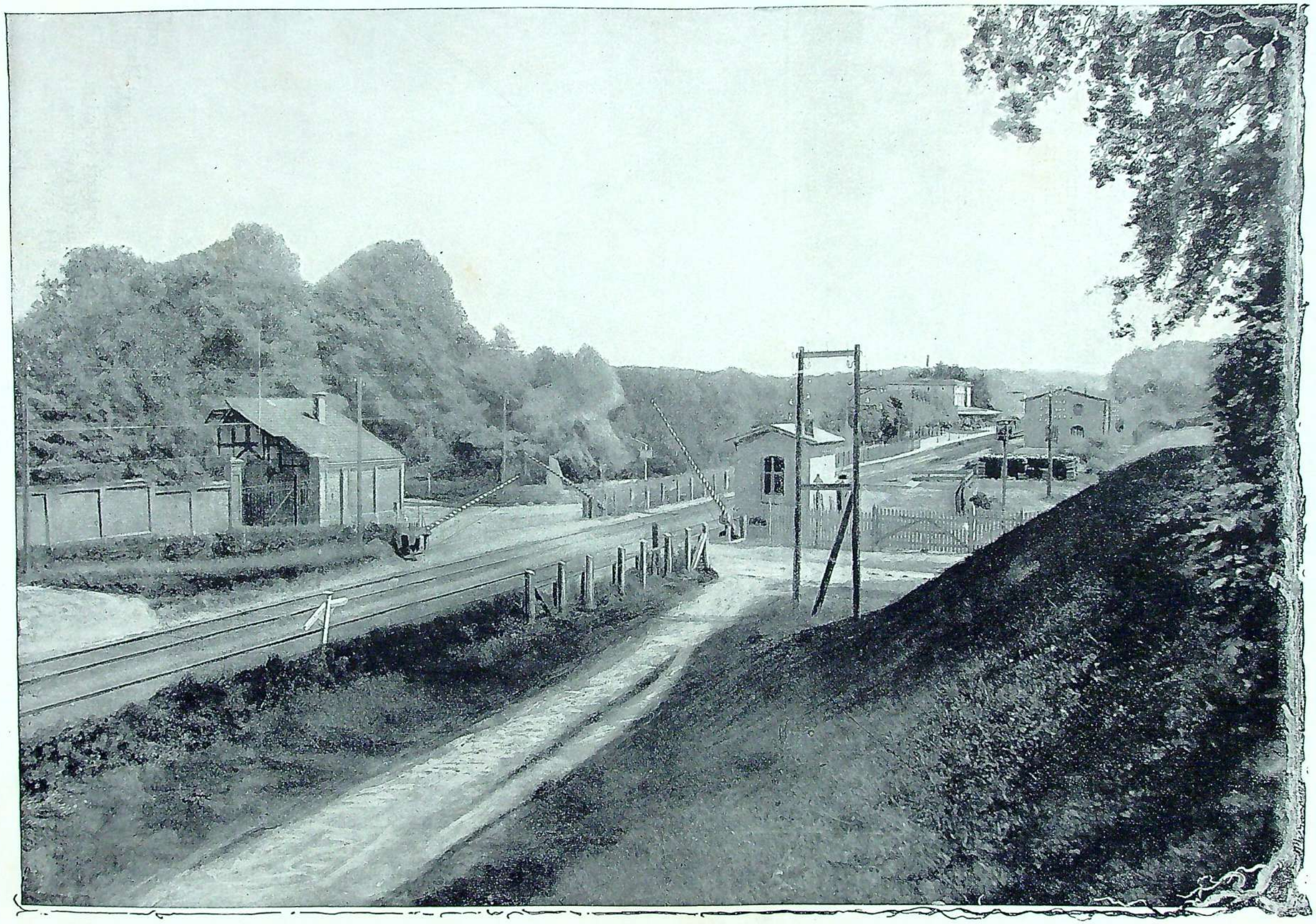
Bei Berathung des Militäretats in der

116. Sitzung vom 20. Februar 1850 abends

spricht zu Titel IIIa (Geldverpflegung der Truppen 2c. circa sechzehn Millionen Thaler) der Abgeordnete von Bismarck-Schönhausen:

So bedeutend die Ziffer dieses Titels III auch ist, so glaube ich doch die hohe Versammlung überzeugen zu können, daß wir eine Erhöhung derselben in kurzer Zeit erwarten müssen.

Ich habe bei Gelegenheit der Einkommensteuer eine Frage an die Regierung gerichtet, ob es ihre Absicht sei, binnen kurzem eine Erhöhung des Militäretats zu beantragen. Ich benutze diesen Titel, um einen Wunsch und eine Bitte an die königliche Staatsregierung auszusprechen, die sich in ihren Details vielleicht mehr auf die folgenden Absätze bezieht, aber auch weiter greift, sodaß ich die Gelegenheit dieses allgemeinen Titels wahrnehme. Der Sold der gemeinen Soldaten beträgt nicht, wie der Herr Referent anzudeuten schien, jährlich 36 Thaler, nicht einmal, wenn man gewisse Zulagen, die monatlich revokabel sind, dazu rechnet. Er überschreitet noch heute nicht den Satz, der unter Friedrich Wilhelm I. gezahlt wurde, zur Zeit, wo eine Gans in Berlin 3 gute Groschen kostete, und die Preise der Lebensmittel im ganzen den fünften oder achten Teil von dem, was sie heute kosten, meist nicht überschritten. Seitdem ist nur das Brot und eine Zulage



Eingang zum Fürstenhause.

Bahnhof.

Ausblick auf Friedrichsruh.

unter dem Namen Viktualien- oder Gemüsezulage von täglich 6 Pfennigen hinzugekommen. Außerdem wird, wie ich schon sagte, eine revokable Zulage als extraordinärer Verpflegungszuschuß gezahlt, die zwischen 1 bis 6 Pfennig täglich variiert. Die Kavalleristen und Artilleristen erhalten etwas mehr: die Leute sind schwerer und brauchen mehr zu ihrer Nahrung. Wenn wir die Ausgaben eines Infanteristen ins Auge fassen, so werden ihm, wenn er Menage in der Kaserne hat, für den Mittagstisch 1 Sgr. 3 Pfg. abgezogen. Auf 4 Pfennig möchte sich die durchschnittlich täglich notwendige Ausgabe für Putzzeug belaufen, sodaß ihm von täglich 2 Sgr. 6 Pfg. 11 Pfennig bleiben, um die Kleidungsstücke anzuschaffen, die ihm von der Kammer nicht geliefert werden, und um die Ausgaben für Frühstück, Abendessen und seine sonstigen Bedürfnisse zu bestreiten. Es mag dies in mancher Garnison notdürftig ausreichen, namentlich da, wo die Regimenter lange in demselben Standquartier stehen und dadurch Gelegenheit zu Nebenverdienst finden, oder da, wo sie in ihrem Kantonbezirke stehen und durch ihre Verwandten Unterstützungen in Geld und Lebensmitteln beziehen. In Berlin hat dies ausgereicht, so lange die Zulage, die neuerlich bewilligte Zulage von 1 Sgr. 3 Pfg. bezahlt wurde, die zu meinem Bedauern seit dem 1. Februar aufgehört hat. Seitdem reicht die Löhnung nicht aus für die Truppen, die nicht kaserniert sind und in Abteilungen von weniger als zwanzig Mann liegen, sodaß sie nicht gemeinschaftliche Menage machen, und dadurch die Lebensmittel durch Ankauf en gros etwas wohlfeiler haben können. Ebensowenig reichen diese Geldmittel aus, sobald die Truppen sich auf dem Marsch befinden und nicht in königlicher Verpflegung sind. Sind sie das, so haben sie allerdings für die Nahrung nicht weiter zu sorgen. Es bleiben ihnen aber dann meiner Berechnung nach, soweit ich den umfangreichen und spät verteilten Bericht noch habe durchsehen können, monatlich nur etwa 20 Sgr. Es ist ferner nicht ausreichend bei Kriegsreserven und Landwehren, die eingezogen werden, und die bei freierer Bewegung und einer mehr zusagenden Lebensweise gewöhnt sind, sich den Luxus des kleinen Mannes an Getränk und Tabak zu verschaffen, da der Lohn ihrer Handarbeit dazu ausreicht, ihre pekuniäre Lage bei der Fahne aber nicht immer dazu geeignet ist, die Stimmung zu fördern, mit der ich wünsche, daß sie dem König dienen. Ich spreche im Vorbeigehen den Wunsch aus, ob nicht dabei die Möglichkeit untersucht werden könne, den Truppen im ganzen besseres Brot zu liefern. Mir ist beispielsweise von Offizieren aus Schleswig mitgeteilt, daß mitunter preußische Soldaten, wenn sie mit Soldaten anderer Heere zusammenkamen, ihr Brot versteckten, weil sie sich wegen dessen Qualität genierten. Mir ist ferner in Bezug auf die rheinische Landwehr mitgeteilt worden, daß diese Truppen, die bei größerer Wohlhabenheit des Landes, an eine bessere Lebensweise gewöhnt sind, das Brot in einzelnen Fällen auf alle andere Weise behandelt haben, nur nicht als Nahrungsmittel. (Oho!)

Es ist gewiß, daß von oben her die Absicht nicht vorhanden ist, daß solche Mißbräuche stattfinden, und ich weiß nicht, inwiefern die Kontrolle darüber geschärft werden kann. Ich will in das Detail dieser Sache hier nicht weiter eingehen.

Was das Gehalt der Unteroffiziere anlangt, so bezieht ein Unteroffizier mit Ausschluß des Feldwebels und mit Einschluß des Vicefeldwebels eine Geldverpflegung, die zwischen 4 Rthlr. 24 Sgr., 6 Rthlr. 25 Sgr. und 8 Rthlr. 10 Sgr. variiert, einschließlich derjenigen Zulage, die unter dem Namen Soldzulage, Viktualienzulage und extraordinäre Zulage demselben gezahlt wird; außerdem erhalten sie, wenn die Truppen nicht kaserniert sind, einen Servis von 1 Rthlr. 10 Sgr., was zur Beschaffung einer Wohnung entschieden nicht ausreicht.

Wenn der Unteroffizier verheiratet ist, so läßt sich in wenig Zahlen mathematisch nachweisen, daß er von seiner Besoldung mit seiner Frau, auch wenn sie keine Kinder haben, nicht leben kann. Eine sogenannte kleine Viktualienportion, bestehend aus einem Viertelpfund Fleisch, einer halben Metze Kartoffeln oder als Äquivalent dafür diverse Lot Erbsen, Graupen und dergleichen, ein Zwanzigstel Quart Branntwein und 2 Lot Salz kosten 2 Sgr. 2 Pfg. nach amtlichen Sätzen, also zwei Portionen für den Unteroffizier und seine Frau im Monat 4 Rthlr. 10 Sgr., wozu der Mann noch sein Kommißbrot hat. Rechnet man auf die Frau $1^1/_2$ Pfund Brot, mithin monatlich etwa 1 Rthlr. zu diesen 4 Rthlr. 10 Sgr., so wird dies dem verheirateten Unteroffizier einen Kostenaufwand von 5 Rthlr. 10 Sgr. verursachen. Wenn man damit die Gehaltssätze von 4 Rthlr. 25 Sgr. bis 6 Rthlr. 25 Sgr. unter Ansatz der Bedürfnisse für Heizung, Wäsche, Frühstück, Kleidung in Vergleich stellt, so ist es ganz gewiß, daß der verheiratete Unteroffizier schon im Standquartier ohne Zuschuß nicht bestehen kann. Jedenfalls ist die Existenz der Familie jedem Zufall preisgegeben, sobald der Mann marschiert, denn die Feldzulage, die zwischen 1 und 5. Rthlr. variiert, wird dem Sergeanten und Unteroffizier nur dann gezahlt, wenn er Gelegenheit gehabt hat, sich im Gefechte auszuzeichnen.

Man kann allerdings einwenden, der Unteroffizier brauche nicht zu heiraten. Dann möchte ich aber lieber das Heiraten den Unteroffizieren von Hause aus allgemein verbieten, als die Erlaubnis dazu von dem Compagniechef abhängig zu machen, der sich nicht immer den dringenden Anforderungen des Unteroffiziers entziehen kann. Ich möchte mich hierbei auf einen ausgezeichneten militärischen Schriftsteller, den wir gegenwärtig die Ehre haben in unserer Mitte zu sehen berufen, der in seiner Schrift über den Compagniedienst folgendes sagt:

„So kommt es, daß die jungen Unteroffiziere sehr bald mit Heiratsgedanken umgehen, die, wird die Erfüllung ihnen leicht gemacht, sie bald in Not und Elend bringen, das mit jedem Jahre wächst, und sie, je gediegener ihr Charakter ist, um so mehr zu freudiger Erfüllung ihrer Berufspflicht untauglich macht. Das Gehalt der Unteroffiziere ist zu gering; es bleibt daher nur übrig, darauf zu halten, daß solche Leute einiges Vermögen besitzen, um gegen dringenden Mangel bei Unglücksfällen, Krankheiten u. s. w. geschützt zu sein."

Da möchte nun die Frage entscheidend sein, ob man unter solchen Bedingungen überhaupt denjenigen Bedarf an Unteroffizieren, der für die Armee nöthig ist, finden und erhalten wird bei der Leichtigkeit der Versorgung, die heute die Eisenbahnen und andere Institute darbieten. Indessen das ist eine Sache der Erfahrung, die nur die kompetente Behörde beurteilen kann. Einige hauptsächliche Gravamina in Bezug auf die Unteroffiziere möchten sich noch in folgenden

Punkten finden, deren Erledigung, wenn auch mit Kosten verbunden, mir notwendig scheint, daß nämlich für die Erziehung der Söhne derjenigen Unteroffiziere, denen man das Heiraten gestattet hat, unter allen Umständen im Militärwaisenhause gesorgt werde, daß das Schicksal der Wittwen und Waisen der vor dem Feinde gefallenen Unteroffiziere gleichfalls unter allen Umständen sichergestellt werde; denn mit welchem Herzen soll ein Unteroffizier, der Frau und Kinder zu Hause hat, sonst den feindlichen Kartätschen entgegengehen? Daß ferner das Gehalt der Unteroffiziere, auch der unverheirateten, nicht zu $^7/_8$ abgezogen werde, ich will nicht sagen: jedesmal, wenn sie im Lazareth sind, aber doch gewiß dann nicht, wenn sie sich infolge einer vor dem Feinde erhaltenen Blessur in demselben befinden. Man wird fragen, woher die Mittel dazu genommen werden sollen. Ich kann keine andere Antwort geben, als: durch höhere Anspannung der Steuerkraft! Das gewöhnlich im Publikum, wenn auch nicht hier im Bericht als bereit vorgeschlagene Auskunftsmittel ist das der Ersparung an der Besoldung innerhalb des Offizierscorps. Es ist vielleicht im Publikum nicht überall bekannt, was ein Lieutenant hat, und was für Ausgaben von ihm verlangt werden. Ich werde Ihnen einige kurze Data machen,

Der Kaiser und Bismarck sehen auf den Vorbeimarsch der Truppen.

die freilich auch im Bericht stehen, deren größere Verbreitung mir aber wünschenswert erscheint. Ein Lieutenant erhält im Monat $19^3/_4$ Thaler. Davon gehen als notwendige Ausgaben ab: an die Kleiderkasse 5 Thaler, für Mittagstisch, und zwar außerhalb derjenigen 1 bis 3 Thaler, welche aus den Speisegeldern pro Bataillon auf den unverheirateten Offizier zu fallen pflegen, durchschnittlich zu sehr mäßigem Satze 4 Thaler pro Monat, für den Burschen 1 Thaler, an Abzügen für Wach-, Musik-, Medizin-, Kommando-, Kasino-, Bibliothekkosten und dergleichen mindestens 1 Thaler 22 Groschen, vorausgesetzt, daß in dem Monat kein Beitrag zu einem Ehrenbecher für einen abgehenden Vorgesetzten kommt. (Bravo und Murren.) Meine Herren! Man muß die kleinen Leiden des Militärs aus Erfahrung kennen, um sich des Murrens über solche Bemerkung zu enthalten. Es bleiben also von 19 Thalern $22^1/_2$ Sgr. nach Abzug der vorstehend berechneten 11 Thaler $22^1/_2$ Sgr. 8 Thaler zu seiner Disposition, für welche er Bekleidung, außer Uniform, ferner Wäsche, Frühstück, Abendessen und andere Ausgaben bestreiten muß. Es mag sein, daß das für einen jungen Offizier, der nicht verwöhnt ist, reicht, so lange er im Standquartier liegt, soll er aber marschieren, vielleicht am 15., wo er nach Art 18- bis 25jähriger junger Leute von seinen 8 Thalern wenig mehr in der Tasche haben wird, so fehlt es an jeder Bestimmung darüber, wenigstens in den Bezirken der meisten Armeecorps, was er in seinem Quartier zu verlangen und was er dafür zu bezahlen verpflichtet ist. In den Provinzen, welche ich Zeit meines Lebens meistens bewohnt habe, ist das Verhältnis der Einwohner zu dem Militär allerdings ein solches, daß von dem Quartiergeber selten eine Vergütigung gefordert wird; in einigen von den Provinzen jedoch, die namentlich im vorigen Jahre viel Truppen haben durchmarschieren sehen, habe ich mich aus vielfachen Quellen belehren lassen, daß der Offizier sehr selten von seinem Quartiergeber ohne eine Rechnung von 20 Sgr. bis 1 Thaler 10 Sgr. entlassen ward, wenn er die gewöhnliche landesübliche Verpflegung erhalten hatte am Tische des Wirths. Es ist klar, daß ein Offizier bei fortgesetzten Märschen von seinem Gehalte dergleichen Ausgaben nicht bestreiten kann, ohne Schulden zu machen. Schulden soll er aber nicht machen, und sich überhaupt im Geldpunkte überall

anständig benehmen, und so ist denn die Lage eines solchen Offiziers ziemlich schwierig, wenn er nicht Zulage hat; unsere Gesetzgebung aber sorgt auf anderen Feldern dafür, daß Offiziere mit Zulage seltener werden. In den höheren Offizierchargen mag es möglich sein, daß Ersparungen und Gehaltsermäßigungen vorkommen können. Indes, meine Herren, wer wird zwanzig Jahre Entsagung als Lieutenant tragen wollen, wenn er nicht ein Ziel vor sich sieht, welches ihm einigermaßen der Mühe werth scheint, diese Entsagung zu tragen?

Die ganze Existenz unserer unter außerordentlichen Verhältnissen stehenden Armee beruht meiner Ueberzeugung nach darauf, daß das Corps der Offiziere und Unteroffiziere nicht nur seine Pflicht thut, sondern mehr als seine Pflicht. Thun sie diese Pflicht trocken und ohne weiteres, so ist ein so künstlicher Bau einer Armee, wie der unserigen auf die Dauer unhaltbar.

Der Kaiser und Bismarck im Gespräch.

Ich habe in Beziehung auf den Gegenstand Zahlen nicht weiter anzuführen; ich wollte nur alle diejenigen in und außer der Kammer, die von einem Ersparungssystem in der Armee sprechen und darunter doch nur Ersparungen meinen können, die sich auf die Besoldungen überhaupt, also auf die des Offiziercorps beziehen, darauf aufmerksam machen, daß unser Offiziercorps bisher ein solches ist, um welches uns alle kriegführenden Völker beneiden, ein Offiziercorps, welches an der Spitze einer kriegsgewöhnten und gedienten Armee für jeden jetzt existierenden Feind unüberwindlich und die alleinige Grundlage einer kühnen und ruhmreichen Politik für Preußen sein kann.

Aber der Refrain meiner Rede ist das bekannte Wort von Montecuculi oder von wem sonst: zum Kriegsführen gehört 1. Geld, 2. Geld und 3. viel mehr Geld, als in diesem Budget steht!“

An diese, wie man sieht, liebevoll bis in kleinste Einzelheiten sich ergehende Rede spann sich selbstverständlich eine Debatte, in der, wie man sieht, der 35jährige Redner den späteren—Bismarck ahnen läßt.

Der Verfasser der citirten Schrift, Abgeordneter von Giersheim erwidert, er könne dem Abgeordneten für Brandenburg nicht dankbar dafür sein, daß er das glänzende Elend der preußischen Subalternoffiziere bloßgelegt habe; er glaube auch nicht, daß das preußische Offiziercorps ihm besonders dankbar dafür sein werde. Eine Erhöhung des Pflichtgefühls der preußischen Offiziere werde durch eine Gehaltserhöhung wahrhaftig nicht eintreten.

Abgeordneter von Bismarck-Schönhausen antwortet in folgender persönlicher Bemerkung:

„Der Herr Abgeordnete für Teltow hat erklärt, daß er mir für die Enthüllung des glänzenden Elends — wie er es nennt — nicht dankbar sei, und daß er glaube, daß es das preußische Offiziercorps ebenfalls nicht sein werde. Den Dank des Abgeordneten für Teltow werde ich entbehren lernen, und mit dem preußischen Offiziercorps, dem ich selbst die Ehre habe anzugehören, werde ich mich ohne Vermittelung abfinden. Wenn der geehrte Abgeordnete mir indirekt unterschieben scheint, als hätte ich angedeutet, daß das Ehrgefühl des preußischen Offiziercorps einer Erhöhung der Besoldung

bedürfe, um seinerseits erhöht zu werden, so kann ich die Erklärung eines solchen Mißverständnisses — denn ich will es nur als ein Mißverständnis und nicht als eine Insinuation betrachten — nur darin finden, daß der verehrte Abgeordnete, während ich über den einen Punkt sprach, sich über andere Punkte meiner Rede Notizen anfertigte, sonst würde er gehört haben, daß ich ausdrücklich sagte: die Existenz der preußischen Armee beruhe — und Gott sei dank existiert sie noch — beruhe darauf, daß der preußische Offizier aus Ehrgefühl mehr thut, als seine Pflicht erfordert."

Und wie diese Fürsorge, so hatte er allerwegen das Zutrauen in die Armee, beiläufig in einer Zeit, da selbst in der Nähe des Thrones dieses Zutrauen keineswegs ähnlich gläubig geteilt wurde.

So sagte er bei seiner, so viel ich weiß erstmaligen Erwähnung der Armee im preußischen Landtage: „Es sind die alten preußischen Tugenden von Ehre, Treue und Gehorsam und die Tapferkeit, welche die Armee, von deren Knochenbau, dem Offiziercorps, ausgehend, bis zum jüngsten Rekruten durchziehen." Ein nächstes Mal sagt er:

„Mögen Sie die Leidenschaften der Armee entflammen wollen, daß sie wie ein unbändiges Pferd mit der preußischen Staatsweisheit durchgehe. Mögen Sie es versuchen, es wird Ihnen nicht gelingen, das preußische Heer, welches am 19. März, den Zorn des gereizten Siegers im Herzen, die geladene Waffe in der Hand, lediglich dem Befehle seines Kriegsherrn gehorchend, unter dem Hohn seiner Gegner die Rolle des Besiegten übernahm, zu einem Parlamentsheer zu machen; es wird stets das Heer des Königs bleiben und seine Ehre im Gehorsam suchen.

Die preußische Armee hat, Gott sei Dank! nicht notwendig, ihre Tapferkeit zu beweisen und, wie junge Renommisten auf der Universität, Händel zu suchen, um zu zeigen, daß sie sich schlägt."

Dann wieder heißt es in aller seiner ihm treu gebliebenen Unverblümtheit:

„Wenn der Herr Abgeordnete auch die Aeußerung hier wiederholt hat, daß die Regierung dem Volke mißtraue, so kann ich ihm sagen, daß auch ich allerdings der Bevölkerung der großen Städte mißtraue, solange sie sich von ehrgeizigen und lügenhaften Demagogen leiten läßt, daß ich aber dort das wahre preußische Volk nicht finde. Letzteres wird vielmehr, wenn die großen Städte sich wieder einmal erheben sollten, sie zum Gehorsam zu bringen wissen, und sollte es sie vom Erdboden tilgen."

Folgt man allen seinen Reden, in denen das Heer erwähnt wird, so findet sich überall die hier niedergelegte Grundstimmung, die sich am 16. August 1866, als die Stadt Berlin mit dem noch kurze Zeit vorher Verhaßtesten die Siege feierte, so hoch erhebt, daß er das preußische Heer die erste Körperschaft der civilisierten Welt nennt. Auf den ersten Blick könnte es scheinen, als ob er alle Zeit das Heer in einen, sagen wir, etwas schroffen Vordergrund gestellt hätte. Aber das würde Irrtum sein. Ganz abgesehen davon, daß er für die Schattenseiten, die selbst die beste Heeresform naturnotwendig, wie jede menschliche Einrichtung, im Gefolge haben muß, und die sich heutzutage nicht am wenigsten trübe durch eine erschreckend vermehrte Landflucht äußern, recht wohl sah, war er, wie wohlgefällig auch seine Augen diesem wunderbarsten Heere aller Zeiten folgten, doch so sehr Staats- und Volksmann, daß er immer gegen alle einseitige Macht sich auflehnte. Hier liegt seine Politik, seine Philosophie, sein Leben: Alles Ueberwuchern einer Triebkraft des Staats hat das Leiden aller Teile zur Folge. So wird ihm alles zur Gefahr, was sich nicht einfügt in die alte Hohenzollernansicht von der

Harmonie der Kräfte.

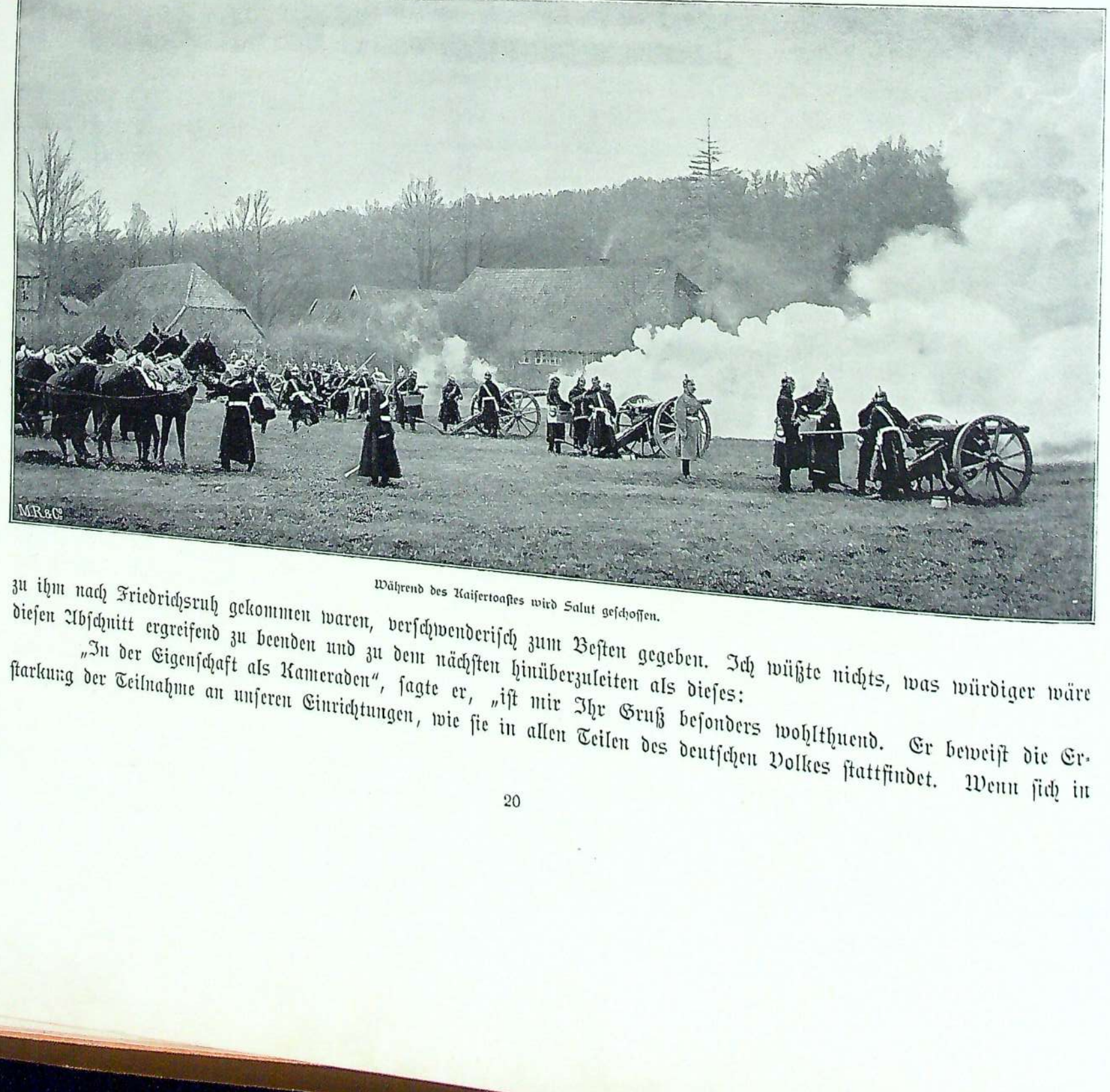
Da ich der Meinung bin, daß kleine Züge oft unendlich mehr beweisen als lange Salbadereien, will ich noch eines Umstandes erwähnen, der mir an dem Kaisertage aufgefallen ist. Der Kaiser ging natürlich nicht fort ohne reichen Segen über einige der Geister gestreut zu haben, die mehr oder minder für Bismarck's leibliches Wohlergehen zu sorgen haben. So erhielt Schweninger den Titel Geheimer Medizinalrat. Aber davon will ich hier nicht reden. Es handelt sich um ganz Andere, nämlich um den Kammerdiener und den Kutscher des Fürsten. Beide waren mit irgend einem meiner Harmlosigkeit unbekannten Dienstkreuz bedacht worden und Graf Herbert Bismarck hatte es kurz nach der Abfahrt Seiner Majestät übernommen, die Decoration vorzunehmen. Ich muß gestehen, daß ich ähnlich Rührendes selten gesehen habe. Die Excellenz hielt an jeden der beiden eine kurze, herzige Anrede, in welcher namens des Vaters der Dank für die treuen Dienste ausgesprochen wurde. Das war wohl selbstverständlich. Aber die Art wie der junge Bismarck beständig die Hand am Helm, die Hacken aneinander, kerzengerade den Angesprochenen salutirend dastand, sprach von einer solchen herzlichen Achtung des Untergebenen in Bismarck's Hause, daß ich, der ich, wie gesagt, aus solchen kleinen Dingen viel lieber folgere als aus einem Wust übersättigter Acten, ihre Erwähnung nicht übergehen mochte. Im Gegensatz, und es doch trefflich ergänzend, sei ein anderes, auch in neuester Zeit spielendes Geschichtchen hier beigefügt. Der Fürst hat die Gewohnheit des Nachts ein Glas Münchener Bier zu trinken, wenn der Schlaf, mit dem er seit seiner großen Dienstzeit, das heißt seit bald 50 Jahren, nie mehr auf gutem Fuße stand, durchaus nicht kommen will. Da klingelt er dem nunmehr so feierlich decorirten Kammerdiener Pinnow, der denn auch schnell zur Stelle zu sein pflegt. Da Pinnow aber im Hause Bismarck auch das nicht eben harmlose Amt eines Oberkellermeisters zu versehen hat und er in pommerscher Pflichttreue wohl nicht mit Unrecht der Meinung lebt, er habe sich wenigstens mit diesen Schätzen des Friedrichsruher Herrenhauses schon

3*

etwaiger seinem Herrn gefährlichen Sectmikroben wegen auf's Vertraulichste bekannt zu machen, scheint zuweilen ein übertriebener Pflichteifer in ihm auszutoben. So wenigstens mag es erklärlich scheinen, daß, als in schlafloser Nacht der Fürst vergeblich und wieder vergeblich geklingelt und sich schließlich vom Lager aufgemacht hatte, er Herrn Pinnow im pommerischsten Schnarchkampfe mit offenbaren Kellergeistern fand. Dieser gestand selbst, daß es das grausamste Erwachen seines Lebens war. Aber bewundernd setzte er hinzu: Und wissen Sie was er zuerst sagte? „Legen Sie sich höher mit dem Kopfe, Pinnow, der Schlag kann Sie ja treffen." Und dann fügte er hinzu: „Ich kann nicht schlafen, holen Sie mir ein Glas Bier." Am andern Morgen gab es eine nicht eben laute, aber desto eindringlichere Verwarnung des Inhalts, daß dergleichen denn doch nicht wieder vorkommen dürfe.

Vor Bismarcks Thür am Kaisertage.

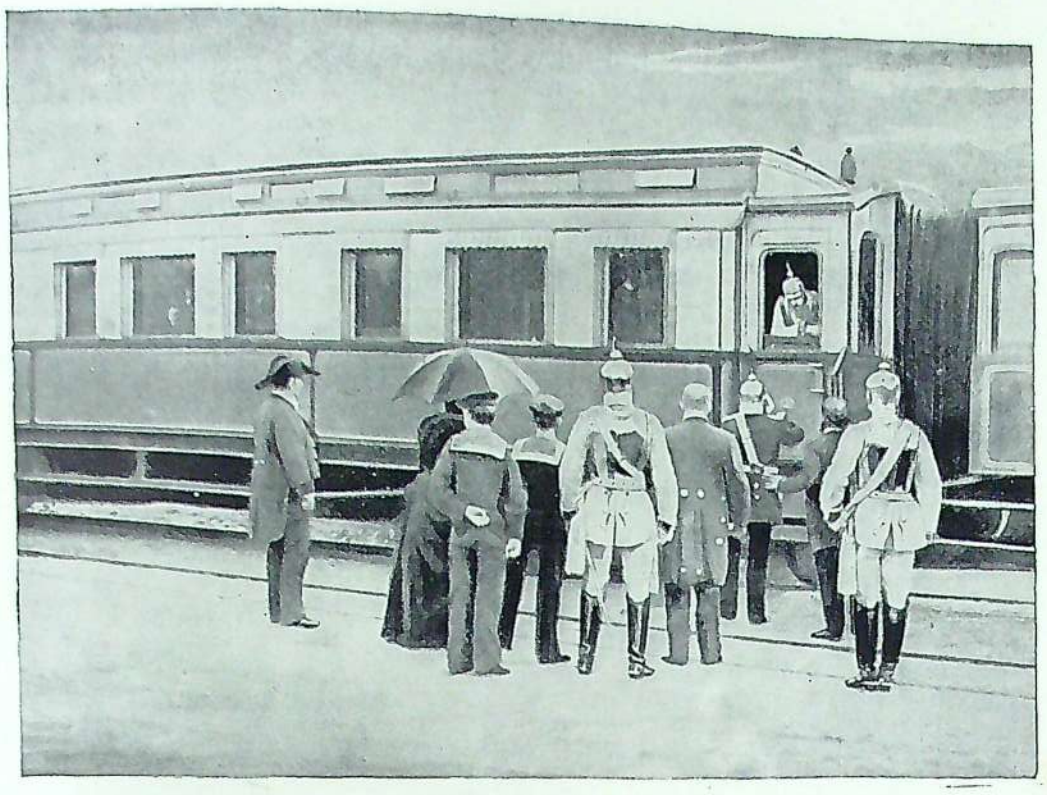
Schweift aber, wie natürlich, der Blick noch einmal zu dem unvergeßlichen Kaisertage in Friedrichsruh zurück, dann drängt sich immer mehr begeisternde Kunde in das Gedächtnis, um dafür aufzustehen, daß die glorreiche Stellung des Generaloberſten Bismarck zum deutschen Heere — die er natürlich niemals über seine Machtbefugnisse hinausrückte, so daß beispielsweise seine Ansicht über eine allzu stürmische, für treue Soldatenfamilien Leid und Weh bedingende Verjüngung der Armee niemals öffentlich laut geworden ist — von diesem niemals vergessen werden kann, so lange es hütend und warnend über die deutsche Erde schreitet. Und es ist ganz bismarckisch, daß er sich nicht etwa auf die Größen und Chargen im Heere beschränkte, um denen seine Liebe entgegenzubringen. O, nein! Oft kehrt in seinen Briefen und Aussprüchen die Bewunderung für den gemeinen Mann wieder. Im Jahre 1866 fand er die Truppen „zum Küssen" und noch gelegentlich der Ansprache an die zu seinem 70. Geburtstage versammelten Generale erinnert er sich des Roon'schen Wortes: „Diesmal hat uns der brave Musketier noch einmal herausgerissen." So ist es nur natürlich, daß Bismarck, den so glänzende Offiziere wie Waldersee und Loë es sind, begeistert preisen, auch in den Kriegervereinen als leuchtendes Vorbild lebt. Eine seiner schönsten Reden hat er solchen Vereinen, die aus dem Holsteinischen



Während des Kaisertoastes wird Salut geschossen.

zu ihm nach Friedrichsruh gekommen waren, verschwenderisch zum Besten gegeben. Ich wüßte nichts, was würdiger wäre diesen Abschnitt ergreifend zu beenden und zu dem nächsten hinüberzuleiten als dieses:

„In der Eigenschaft als Kameraden", sagte er, „ist mir Ihr Gruß besonders wohlthuend. Er beweist die Erstarkung der Teilnahme an unseren Einrichtungen, wie sie in allen Teilen des deutschen Volkes stattfindet. Wenn sich in



Abfahrt des Kaisers.

den drei Kreisen, die hier repräsentiert sind, zwanzig und vielleicht mehr Vereine gebildet haben, welche mit Zufriedenheit an ihren Dienst im preußischen oder sagen wir deutschen Heere denken, so ist das einmal ein Beweis, wie tief die Erkenntnis des Wesens des Heeres, Wächter der Unabhängigkeit, des Friedens der deutschen Nation zu sein, in der Volksstimmung durchgedrungen ist und wie der militärische Sinn sich bei uns ausgebildet hat. Die Kriegervereine, Militärvereine, und welchen Namen sie sich sonst beilegen mögen, haben sich in erfreulicher Weise über ganz Deutschland, zwischen Ostsee und Bodensee, ausgebreitet. Es existieren Hunderte und Tausende wie Sie, die zum Verein zusammengetreten sind, um die kameradschaftlichen Beziehungen fortzusetzen und die Erinnerungen zu pflegen, die ihnen lebendig geblieben sind, seitdem sie bei der Fahne dienten. Ich habe das selbst in meinem Privatleben ja durchgemacht, wie das Gefühl, in die Armee einzutreten, in Reih' und Glied zu stehen, auf den einzelnen wirkt. Man giebt einen Teil der eigenen Freiheit auf, aber doch nur für den Preis, daß man an dem Schutze, dem Gefühle der Sicherheit, kurz an allen Vorteilen der Waffengenossenschaft teilnimmt. Ich erinnere mich, daß, als ich als Gardejäger in Reih' und Glied eingetreten war, mich ein Gefühl der Sicherheit überkam, auch im eigenen Gewissen: Ich hatte nur zu thun, was befohlen war, und war nichts befohlen, so war nichts zu thun. Das ist ein beruhigendes Gefühl, dieser Mangel an Verantwortlichkeit, das ich nachher als Zivilist niemals wieder gehabt habe, am wenigsten als Minister. Das Gefühl, nicht verantwortlich zu sein, sondern durch höheren Befehl bis zur königlichen Unterschrift hinauf gedeckt zu sein, hat etwas Beruhigendes im Gewissen. Wer die Wahl hat, hat die Qual, und wer als Minister die Aufgabe hat, etwas durchzusetzen, der ist für den Erfolg oder Mißerfolg seiner Entschließungen vor seinem eigenen Ehrgefühl und vor der öffentlichen Meinung verantwortlich, wenn das Ehrgefühl so weit reicht, daß selbst die königliche Unterschrift ihn nach seinem eigenen Gefühl noch nicht deckt, wenn er nicht alles gethan hat, was er konnte, und wenn er nicht das Richtige gewählt hat. Ein hohes Ehrgefühl macht die Stellung eines leitenden Ministers außerordentlich schwierig. In den Kämpfen, die wir geführt haben, gewinnt man ja eine große Anzahl von Gegnern, die mir auch jetzt nach vier Jahren, die ich außer Dienst bin, nicht vergeben, daß ich immer noch lebe und noch keine Buße gethan habe.

Es ist mir eine Genugthuung, daß jetzt in den Zeitungsartikeln selten politische Maßregeln aus der Zeit meines Wirkens als Minister getadelt werden, gewöhnlich wird nur mein persönlicher Charakter angegriffen; der wird als übel dargestellt. Das gebe ich den Herren ja gerne zu, aber es ergibt sich daraus, daß sachlich nichts zu erinnern war. Mich haben die Urteile der Gegner niemals irritiert. Wenn Freunde von mir abfielen, so war mir das schmerzlich. Ein Feind aber kann mir nicht weh thun. Wenn die Franzosen auf uns schossen, so war uns das selbstverständlich, und wird man verwundet, so geht man ins Lazaret. Wenn aber hinter uns aus dem Gliede auf uns geschossen wird: das ist eine andere Sache. Mir ist das in der Politik mitunter passiert.

Meine Gegner haben jetzt das Bedürfnis, in mir einen Menschen zu sehen, der sich unglücklich fühlt und der vor Begierde brennt, in den alten Arbeitszwang zurückzukehren. Es liegt darin ein Mangel an psychologischem Urteil. Was sollte mich dazu bewegen, wieder in den Dienst zu treten? Ich bin zehn Jahre länger, als mit meinen Wünschen übereinstimmte, lediglich aus Pflichtgefühl, im Amte geblieben. Ich konnte die Ansammlung von Erfahrungen und von Vertrauen, welche ich in meinen Beziehungen im In- und Auslande gemacht hatte, niemand hinterlassen und mein Ehrgefühl gebot mir, im Dienst zu bleiben, wenn er auch noch so unbequem war. Nachdem ich der Ehrenpflicht ledig gesprochen, weiß ich doch nicht, was in der Welt mich bestimmen sollte, in frühere Zwangsverhältnisse zurückzukehren. Ich habe wenig Sinn für äußere Auszeichnungen; für Rang, Titel, Orden; ich bin damit längst übersättigt worden. Ich bin nie herrschsüchtig gewesen, ich bin mit dem, was ich bin, vollständig zufrieden; ich hatte immer mehr das Bedürfnis, zu gehorchen, als das, andern zu befehlen. Ich habe das Gefühl der Verstimmung, wenn man mich verdächtigt, wieder in die amtliche Stellung eintreten zu wollen. Es erinnert mich das an Hamlet, der, nach dem Grund seiner Verstimmung gefragt, als Kronprinz antwortete: „Es fehlt mir an Beförderung.“ Was kann mir in der Richtung fehlen? Ich kann und will nicht mehr werden, als ich bin; ich könnte nur von der Höhe meiner Erinne-

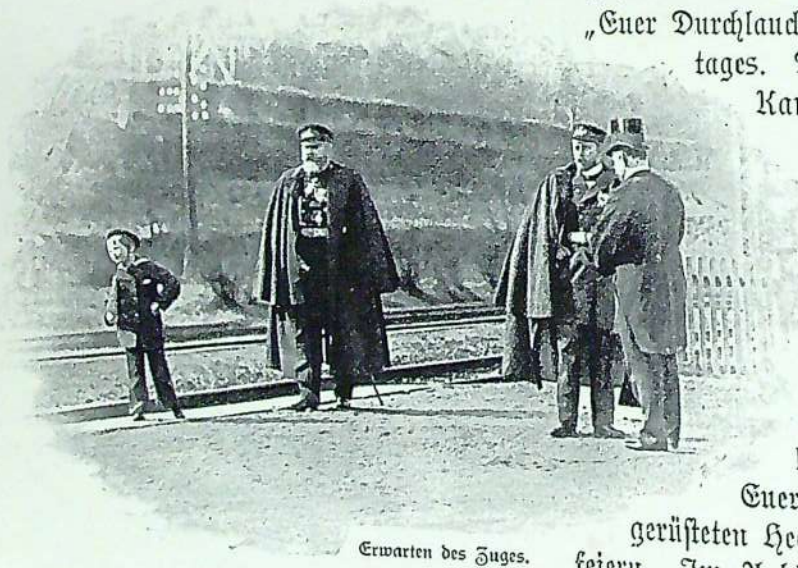
Bismarck vor dem Parkthor.

rungen heruntersteigen, wenn ich irgendwie ehrgeizige Bestrebungen hätte. Ich würde auf solche Dinge Ihnen gegenüber in befreundetem Kreise, wie ich hier spreche, nicht gekommen sein, wenn meine Gegner sich nicht durch die Sorge vor meiner Wiederkehr aufregten und die Lüge von meinem unbefriedigten Ehrgeize verbreiteten. Es ist ja rein lächerlich. Was sollte ich in der Welt noch werden im achtzigsten Jahre? Es ist ja mancher Minister vor mir in ähnlicher Lage gewesen. Einer, der mir besonders interessant war, war der Fürst Metternich, mit dem ich in meinen jungen Jahren in nähere Beziehung gekommen bin. Nun, auch der hatte lange Jahre an der Spitze der Politik nicht nur seines Vaterlandes, sondern man kann wohl sagen Europas gestanden. Er wurde plötzlicher und unerfreulicher als ich abgeschoben und mußte verkleidet fliehen; ein späterer Kollege von mir, als Fiakerkutscher verkleidet, brachte ihn aus Wien heraus in Sicherheit. Nach so großer und glänzender Vergangenheit mußte er das erleben, und als ich ihn bald nachher traf, habe ich ihn heiter und zufrieden gefunden, und er sagte: „Ich bin froh, daß ich aus der Galeere heraus bin. Früher war ich ein Schauspieler auf der Bühne, jetzt ein Zuschauer im Parket.“ Nun, Fürst Metternich hatte dagegen nicht einmal das Gegengewicht in dem Wohlwollen seiner Landsleute, wie ich es genieße. Ich habe nie gehört, daß nach dem Jahre 1848 aus Oesterreich Deputationen an den Fürsten Metternich nach Wien gekommen wären, die ihm gedankt hätten für das, was er für das Vaterland gethan hatte. Dies Gegengewicht fehlte ihm, und doch war er glücklich und zufrieden, daß er „raus“ war aus dem, was er die Galeere nannte. Und so bitte ich Sie, auch von mir überzeugt zu sein, daß ich nicht unzufrieden, sondern daß ich Gott dankbar bin, daß er mir, bevor er mich abruft aus dieser Welt, eine Zeit beschaulicher Ruhe gewährt. Auf die Aussprache meiner Ansicht über Dinge, die ich vierzig Jahre lang amtlich betrieben, brauche ich darum nicht zu verzichten, aber von politischem Ehrgeiz bin ich vollständig frei.

Prinz Heinrich kommt von Bismarck.

Aber, meine Herren, wir begegnen uns heute als Soldaten, und ich will daher auf das politische Gebiet mich nicht begeben. Unsere Politik als Soldaten beschränkt sich auf den Gedankenkreis, dem wir dadurch Ausdruck geben, daß wir zusammen ein Hoch ausbringen auf den Kaiser, unsern gemeinsamen Kriegsherrn. Er lebe hoch!“

An diese schlichten Geständnisse, die dem Sehenden ein Wesentlichstes des bismarckischen Mannesbildes enthüllen, mögen, als krönender Ausdruck nicht bloß des Kaisertages in Friedrichsruh, sondern auch der Stellung Bismarck's zur Armee die von dem Kaiser und Bismarck gehaltenen Reden hier ihren Platz finden. Auf dem Paradefelde sagte der Kaiser:



Erwarten des Zuges.

„Euer Durchlaucht! Unser ganzes Vaterland rüstet sich zu der Feier Ihres Geburtstages. Der heutige Tag gehört der Armee. Dieselbe ist zuerst berufen, ihren Kameraden, den alten Offizier zu feiern, dessen Wirksamkeit es vorbehalten war, ihr die Möglichkeit zu gewähren, die gewaltigen Thaten auszuführen, die in der Krönung des wieder erstandenen Vaterlandes ihren Lohn fanden.

Die Kriegsschar, die hier versammelt steht, ist ein Symbol des ganzen Heeres, vor allem jenes Regiments, welches die Ehre hat, Euer Durchlaucht als seinen Chef zu nennen; jenes Feldzeichen, ein Denkmal des brandenburgischen, des preußischen Ruhmes, aus der Zeit des Großen Kurfürsten herstammend, geweiht durch das Blut von Mars-la-Tour.

Euer Durchlaucht wollen im Geiste hinter dieser Schar den gesamten kampfgerüsteten Heerbann aller germanischen Stämme sehen, die den heutigen Tag mitfeiern. Im Anblick dieser Schar komme Ich nun, Meine Gabe Euer Durchlaucht zu überreichen. Ich konnte kein besseres Geschenk finden, als ein Schwert, diese vornehmste Waffe des Germanen, ein Symbol jenes Instruments, welches Eure Durchlaucht mit meinem hochseligen Herrn Großvater haben schmieden, schärfen und auch führen helfen, das Symbol jener großen gewaltigen Bauzeit, deren Kitt Blut und Eisen war, dasjenige Mittel, welches nie versagt, und in der Hand von Königen und Fürsten, wenn es noththut, auch dem Vaterland den Zusammenhalt bewahren wird, der es einst nach außen hin zur Einigkeit geführt hat. Wollen Euer Durchlaucht in dem hier eingravierten Zeichen des Wappens von Elsaß-Lothringen und des eigenen erkennen und fühlen die ganze Geschichte, die vor 25 Jahren ihren Abschluß fand.

Wir aber, Kameraden, rufen: Seine Durchlaucht der Fürst von Bismarck, Herzog von Lauenburg, hurrah! hurrah! hurrah!“ Fürst Bismarck antwortete:

„Eure Majestät wollen gestatten, Ihnen meinen unterthänigsten Dank zu Füßen zu legen. Meine militärische Stellung Eurer Majestät gegenüber gestattet mir nicht, Eurer Majestät meine Gefühle weiter auszusprechen. Ich danke Eurer Majestät.“

Beim Frühstück in Bismarck's Hause erhob sich der Kaiser zu folgender Rede:

„Der achtzigste Geburtstag Euer Durchlaucht fällt in das 25. Jahr des Bestehens unseres Reiches. Die Glückwünsche Meines Heeres, geweiht durch die Erinnerung an die gewaltigen Kämpfe, konnte Ich Ihnen soeben im Angesicht

der Truppen aussprechen. Nicht an den großen Staatsmann, sondern an den Offizier richten sich heute Meine heißen Wünsche. Und da sind es drei Sprüche, die für den heutigen Tag von besonderer Bedeutung Mir erscheinen. Zum ersten Euer Durchlaucht Konfirmationsspruch: „Was Ihr thut, thut Ihr dem Herrn und nicht den Menschen", weist hin auf das unerschütterliche Gottvertrauen, mit dem Euer Durchlaucht Ihre gewaltige Arbeit ausgeführt, und welches auch unser Heer niemals verleugnet hat. Der zweite Spruch: „Dennoch" war der Ausspruch jenes tapferen Grafen Mansfeld, als er sich kühn, das Schwert in stahlbewährter Faust, dem übermächtigen Feind gegenüberstellte. Euer Durchlaucht haben denselben des öfteren wahr gemacht, zumal in jener Zeit schwerwiegender Entschlüsse für Meinen Hochseligen Herrn Großvater, als Sie Ihn mit stolzem Hinweis auf Sein Offizierkorps an Sein Portépée erinnerten. Den dritten Spruch: „Spectemur agendo", schrieb Mein englisches Dragonerregiment in stolzem Selbstbewußtsein auf seine Standarte, nachdem es, des Feindes Viereck niederreitend, seine Feldzeichen erobert hatte. Dieses kann als Antwort gelten auf alles, was Euer Durchlaucht Feinde und Neider sagen oder thun können. Wir aber, die wir mit Freude Euer Durchlaucht als Kameraden und Standesgenossen bewundernd feiern, in bewegtem Danke gegen Gott, der Sie unter unserem glorreichen alten Kaiser so herrliches vollbringen ließ, stimmen ein in den Ruf, den alle Deutschen von der schneebedeckten Alpe bis zu den Schären des Belt, wo die Brandung donnernd tost, aus glühendem Herzen ausrufen: Seine Durchlaucht der Fürst von Bismarck, Herzog von Lauenburg, lebe hoch! Hurrah, hurrah, hurrah!" Fürst Bismarck erwiderte darauf:

„Erlauben Euer Majestät, daß ich meinen Dank in wenigen Worten zu Füßen lege. Euer Majestät haben appelliert an die Eigenschaft des preußischen Offiziers, und ich kann in Anknüpfung daran nur bestätigen, was ich schon vor zehn Jahren bei der Begrüßung der Generale in Berlin aussprach: Das beste in mir und in meiner Lebensthätigkeit ist immer der preußische Offizier gewesen. Wäre ich der nicht gewesen, ich weiß nicht, ob ich ganz in dieselben richtigen Bahnen verfallen wäre. Aber der Landwehroffizier des 9. Regiments ist für mich der Wegweiser gewesen, der mich anno 48 von Hause aus in die richtigen Bahnen geworfen hat, d. h. in die Bahnen der Anhänglichkeit an unser regierendes Haus im Hinblick auf andere Länder, die diesen Vorteil eines regirenden Hauses überhaupt nicht besaßen; kurz und gut, ich bin über 48 hinweggekommen mit einer intensiveren Anhänglichkeit an das königliche Haus, als ich vielleicht in meiner agrarischen Unwissenheit vor 48 auch nur gedacht hätte: begeistert und hingebend.

Ich bin in der Richtung geblieben, so lange meine Thätigkeit beansprucht wurde, und darin wurde ich überzeugt, daß außerhalb der dynastischen Anhänglichkeit in Deutschland überhaupt kein Heil ist. Wir brauchen bloß auf Frankreich zu sehen; seitdem die Dynastie weg ist, wo soll da ein Sammelpunkt herkommen, für den Ralliement geblasen wird? Das ist immer streitig. Halten wir fest, was wir haben. Wir haben in Deutschland nicht ein einheitliches Kaisertum, aber unsere Fürsten und regierenden Herren, die uns angestammt sind, und an denen schon die römischen Schriftsteller die Anhänglichkeit der Germanen in einer Weise gerühmt haben, die wir heute kaum mehr verstehen.

Ich brauche darauf für die belesenen Herren nicht näher einzugehen, aber in diesem Sinne darf ich Sie bitten, im Sinne der germanischen Anhänglichkeit an den Stammesfürsten mit mir auf das Wohl unseres gnädigen Herrn anzustoßen. Seine Majestät der Kaiser und König lebe hoch!"

Brachte der Kaisertag die unvergleichliche Einleitung zu dem eigentlichen Festtage, dem ersten April, den die deutsche gebildete Jugend mit allem Sonnenzauber ihres Alters und ihrer Art umkleidete — und wir werden sehen, daß ihre Huldigung bei aller ernsten Pracht so heiter und so zukunftsfreudig war, daß kein anderes Hurrah als das ihrige gleich herzgewinnend und herzstärkend im Sachsenwalde aufbrauste — so lagen um Beide doch einige Geburtstagsgrüße, die um so weniger vergessen werden sollen, weil sie besonders wohlthuend erscheinen mußten. Am Morgen des 27. März kam in Kraft und Frische Prinz Heinrich von Preußen, und auch er hatte seinen Sohn, den sechsjährigen Prinzen Waldemar mitgebracht. Er hatte nach Seemannsbrauch nur wenige Worte zu seinem Trinkspruch auf Bismarck. Er sagte nur: „Möge Gott Sie noch lange erhalten!", aber es galt. Dann, nachdem er kaum die Rückreise nach Kiel angetreten hatte, kamen von Berlin der Großherzog von Baden und der Reichskanzler Fürst Hohenlohe, welch' letzterer die Glückwünsche des Bundesrats und des preußischen Staats-Ministeriums überbrachte, die zur Vergleichung der nunmehrigen Stellung dieser Behörden zu der unter Caprivi beliebten — Bismarck selbst nannte sie einen Boycott — einer etwa aufhorchenden Nachwelt hier überliefert sein sollen.

Waldersee und Zeichner Zimmer.

Der Glückwunsch des Bundesrats hat folgenden Wortlaut:

„Euer Durchlaucht Eintritt in das neunte Jahrzehnt eines mit unvergleichlicher Hingebung dem Dienste des Vaterlandes gewidmeten Lebens giebt dem Bundesrat einen willkommenen Anlaß zum erneuten Ausdruk seiner aufrichtigen Verehrung und seiner warm empfundenen Wünsche. Nicht vergessen hat es der Bundesrat, daß er während zweier Dezennien unter dem Vorsitz Eurer Durchlaucht an dem Ausbau des neu erstandenen Reiches hat mitwirken können, nicht vergessen, daß die von ihm im Auftrage seiner hohen Machtgeber verfolgte Politik durch Eurer Durchlaucht weise Leitung Ziel und Richtung empfangen hat. Und wenn Dank

dieser Politik der Bund der Fürsten und Freien Städte des Reiches gefestigt dasteht gegenüber den zersetzenden Elementen, welche nicht müde werden in dem Versuche die schöpferische That einer großen Zeit zu zerstören, so weiß sich der Bundesrat eins mit allen vaterländisch gesinnten Gliedern der Nation in der Ueberzeugung, daß Eurer Durchlaucht weitschauender Blick es gewesen ist, der den sichern Grund zu solchem Erfolge gelegt hat. Auf dem von Eurer Durchlaucht vorgezeichneten Wege wird der Bundesrat fortfahren, des Reiches Ausbau zu fördern, und damit einen Teil des Dankes abzutragen, welcher der wahrhaft staatsmännischen Arbeit des Ersten Kanzlers gebührt. Möge der Segen, welcher sichtlich auf dieser Arbeit ruht, zum Heile des Vaterlandes fortwirken, möge Gottes Gnade geben, daß Eure Durchlaucht noch lange Jahre

Großherzog Friedrich von Baden und Reichskanzler Fürst Hohenlohe in Friedrichsruh.

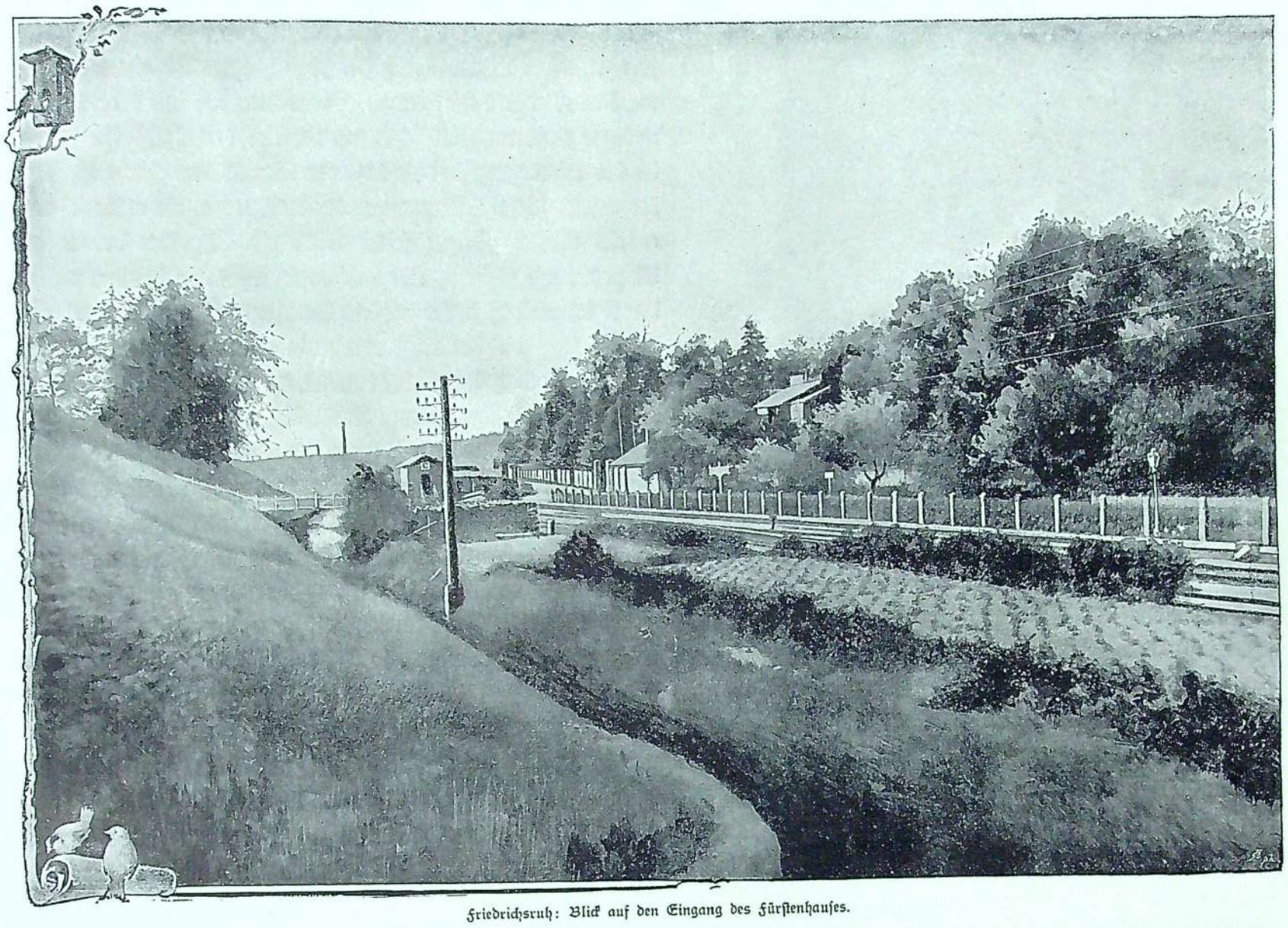
dem Kaiser und dem Reiche erhalten bleiben, und möge es Ihnen beschieden sein, neben der Befriedigung über Ihre Schöpfung reiche Freude an deren Entwickelung zu erleben!"

Das Glückwunschschreiben des Staats-Ministeriums lautet:

„Eurer Durchlaucht ist es durch Gottes Gnade beschieden, am 1. April d. J. das achtzigste Lebensjahr zu vollenden. Mit den Ihrigen wird das Vaterland diesen seltenen Festtag in dankbarer Gesinnung begehen, eingedenk der unvergänglichen Verdienste, welche Euer Durchlaucht in langjähriger unermüdlicher und reichgesegneter Thätigkeit um Preußens und des Deutschen Reiches Ruhm und Größe sich erworben haben. Mit den Segenswünschen, welche Eurer Durchlaucht zu diesem festlichen Tage von Seiner Majestät dem Kaiser und Könige, unserem erhabenen Herrn, zugehen, verbindet auch das Staats-Ministerium die seinigen im dankbaren Rückblick auf die langen Jahre, während deren Euere Durchlaucht seine Beratungen zum Heile des Vaterlandes mit Weisheit und Festigkeit geleitet haben. Möge der Allmächtige Euere Durchlaucht noch lange Jahre in voller Kraft des Körpers und Frische des Geistes dem Vaterlande erhalten und Ihnen einen ungetrübten Lebensabend, verschönt durch die Liebe und Verehrung Ihrer Mitbürger, bereiten!"

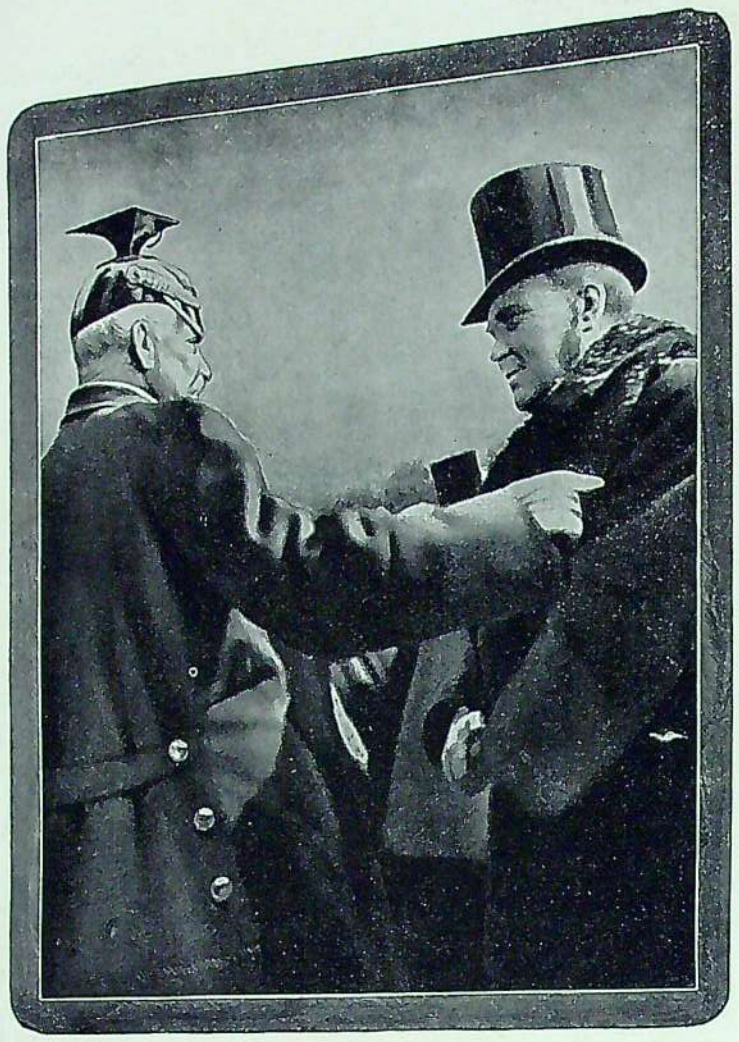
Badens prächtigem Großherzoge, der, ich kann nur ein früher von mir gebrauchtes Wort wiederholen, dereinst im Sonnenscheine der Geschichte wandeln wird, mag es eine besondere Freude gewesen sein den alten Recken wieder von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Mir sind die Worte genau bekannt, die er bei Anwesenheit eines Gastes über die trotz seiner Gegenbemühungen eben vollzogene Entlassung Bismarcks zu seiner Gemahlin geäußert hat. Sie sollen nicht hier und nicht heute verlauten, aber auch sie bewiesen, daß er wie nur Einer in jede Erwägung zurückdrängender Treue für das Andenken an die übermenschliche Thatenfülle stand und steht, aus der das Reich erwuchs.

Wohnte solchen fürstlichen Besuchen eine besondere Bedeutung inne, so zogen sie doch fast unbemerkt am Sachsenwalde vorüber. Wir haben es bei der Kaiserhuldigung gesehen: erst der prachtvolle äußere Rahmen ließ die persönliche Beglückwünschung Bismarcks durch den Kaiser um so größer aufleuchten. Und wer noch darüber im Zweifel sein konnte, wie wenig oder wie viel der bunte Rock und die bunte Farbe beitragen ein innerstes Empfinden an's Licht zu locken, ihm sozusagen die Berauschung durch sich selbst zu bringen, der konnte bei Vergleichung der militärischen und studentischen Huldigung mit der schwarzbefrackten parlamentarischen ganz erbauliche Beobachtungen machen. Denn wenn diese letztere, die am 25. März stattfand, die eigentliche Friedrichsruher Jubelfeier in ihrem Wesen bedeutsam einleitete, so konnte sie hier



Friedrichsruh: Blick auf den Eingang des Fürstenhauses.

an Ort und Stelle kaum eindringlicher wirken als diejenige irgend eines stimm- und bannerlosen Gesangvereins. Daß aber ihr innerer Werth keine besondere Freude erweckte, braucht nicht nachgewiesen zu werden. Wenn man gestehen muß, daß eine parlamentarische Körperschaft kaum jemals als Einheit auf den Plan treten kann, weil diese Einheit fast nur in den schweren Tagen der Vaterlandsnoth geboren wird, so soll sie nicht für die Beglückwünschung des Mannes gesucht werden, der nichts so sehr im Leben hassen mußte als den angeblichen Ungeist der Fraktionswirthschaft. Von 309 Reichstagsabgeordneten hatten auf den Antrag einer Beglückwünschung Bismarcks 146 mit ja, 163 mit nein geantwortet, 110 waren nach Friedrichsruh gekommen, dazu 248 Mitglieder des preußischen Abgeordneten- und 60 des preußischen Herrenhauses. Hinter diesen konnten recht wohl deutsche Bildung und der auf deutscher Arbeit ruhende Besitz erkannt werden, so daß trotz aller Reichstagsmajorität in Wirklichkeit die gestaltende Volkseinheit im Sachsenwalde anwesend zu sein schien. Aber selbst wenn diese auch äußerlich durch eine einmüthige, im Uebrigen politisch-kluge Beglückwünschung seitens des Reichstags zum Ausdruck gekommen wäre, so möchte doch zu bezweifeln sein, daß sie in wahrhafter Größe gesehen worden wäre; denn wir hätten schnell genug hinter solcher Eintagseinheit die Alltagszerklüftung geschaut, die unser Reichsparlament um so kleiner, um nicht zu sagen trostloser erscheinen läßt, je strenger wir Alle gerade gegen Parlamentsdummheiten eingenommen sind. Es ist sehr wohlfeil zu sagen, daß Bismarck den Reichstag herabgedrückt habe, um die Krone desto mehr zu stärken. Er hat das ja selbst anerkannt, als er am 24. Juli 1892 gelegentlich des Empfanges der Süddeutschen in Kissingen die Nothwendigkeit einer Stärkung des Reichtstagsansehens eindringlich verkündete. Er hielt so lange das Reich bedroht, als die Krone nicht alle in die äußere Sicherheit des Reichs hinauslaufenden eisernen Fäden des inneren Volks-



Waldersee und Stöcker in Friedrichsruh.

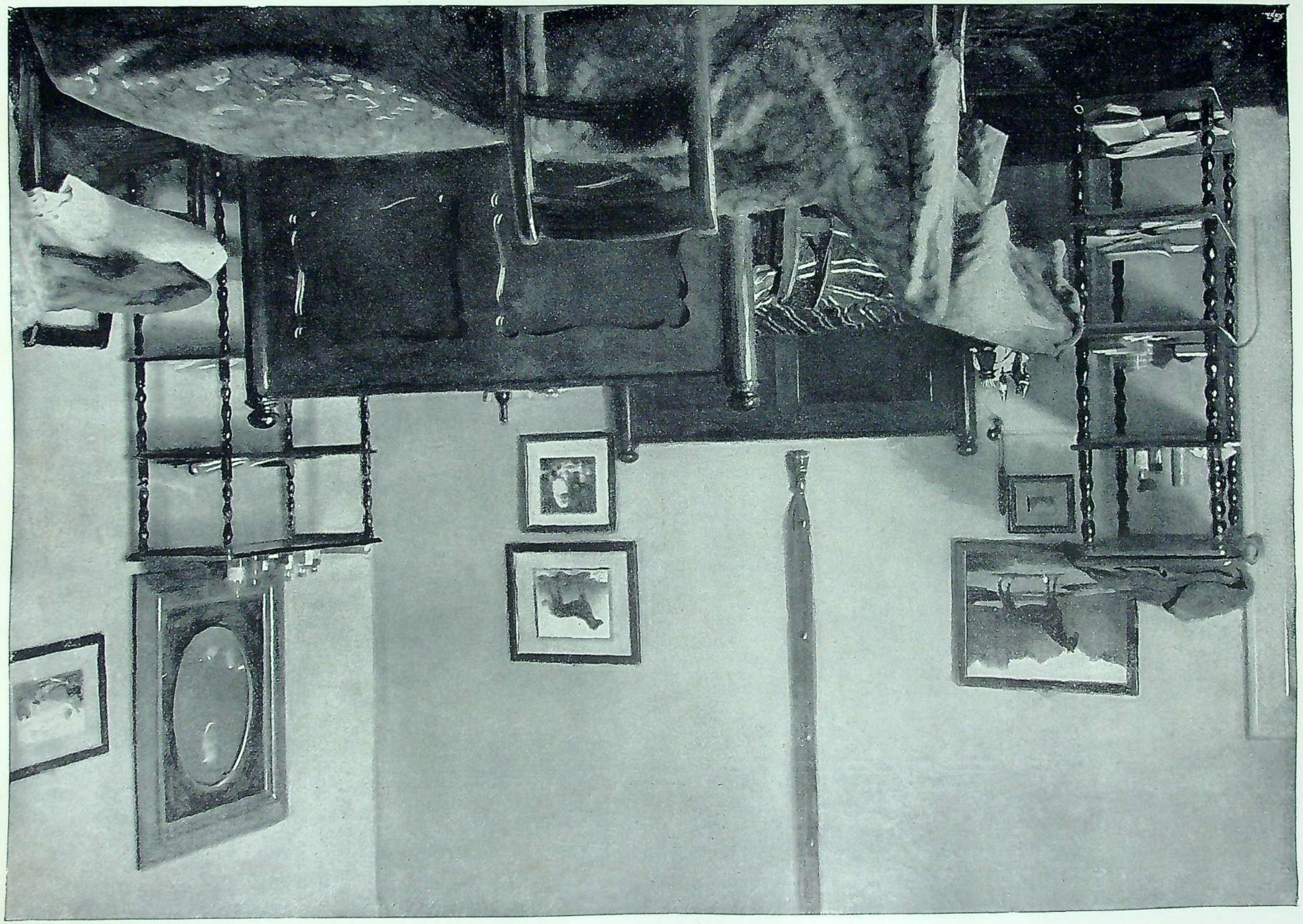
werden diese schon deshalb bei uns zäher und erbitterter, jedenfalls aber entgiltiger als irgend wo anders geführt werden, weil der Hauptfeind des Besitzes, weil der Sozialismus es verstanden hat seinen Fractionsgeist zu militarisiren. Da aber der Übergang von politischer zu wirthschaftlicher Volksvertretung noch nicht vollzogen ist, weil eine Sonderung beider vielleicht unmöglich bleibt wie ihre Verbindung, und ihr gemeinsames Aufgehen in eine alle religiösen Lebensfäden in sich tragenden Moralpolitik der Zukunft noch weit ab vom Tage liegt, ist es natürlich, daß da, wo Alles tastet, auch der Reichstag schwach erscheinen und schwach sein muß. Bismarck wurde deshalb so stark, weil er stets nur nahe, klare Ziele sah und niemals nach Unerreichbarem strebte. Die deutschen Fürsten unserer Tage blieben und wurden deshalb mächtig, weil ihr äußeres Herrschaftsgebahren sich Allen sichtbar in den klar umschriebenen Rechten und Pflichten bewegte, mit denen sie die sogenannte moderne Zeit umgeben hat. Ungleich den Parteien haben die Kronen ihre Kämpfe, wenn nicht vergessen, so doch vergeben. Und darum erscheinen die deutschen Fürsten dem deutschen Volksempfinden reichsschützender als der Reichstag. Der wird dann erst wieder zu Macht und Ansehen gelangen, wenn entweder die Fürsten ziellos über erreichbare Ideale hinausfaltern oder wenn er mit den Fürsten das deutsche Volksleben von allem krankhaften Volksbeglückungsdusel säubert, mit einem Worte, wenn ein nahes, klares Ziel ihn zwingt.

Trotz aller trüben Gedanken, die inmitten der in einigen Sonderzügen munter herbeigekommenen Abgeordneten aufsteigen mußten, brauchte man es sich nicht nehmen zu lassen diese Huldigung sozusagen künstlerisch zu betrachten. Ich sagte schon: es fehlte die Farbe und wie hurtig und höflich auch die beiden Bismarcksöhne von Gruppe zu Gruppe gingen, Farbe und Stimmung kamen doch erst als Otto der Einzige, in Helm und Mantel, begleitet vom Grafen Waldersee, auf den Bahnsteig trat. Als er inmitten der Volksboten stand, hätte man sagen mögen: das Schwert, umgeben vom Geiste. Aber wenn man näher zusah, da war er Beides zugleich, da war er leider Alles. Die Andern verschwanden, wie sie auch hießen, und als dann die Herren Präsidenten nicht ein großes Wort fanden, das sich an Bismarcks Größe fügen konnte, da verschwanden sie nicht bloß äußerlich vor dem Manne der stark und weise seinen schwertgewordenen Wundergeist aus einem Augenpaare strahlt, in das ich wenigstens, so oft ich es sah, niemals ohne Ehrfurcht schaue.

Die Rede, die Bismarck den Herren zum Besten gab, soll hier folgen als seine letzte eingehende Darstellung seiner Meinung über die Parlamente:

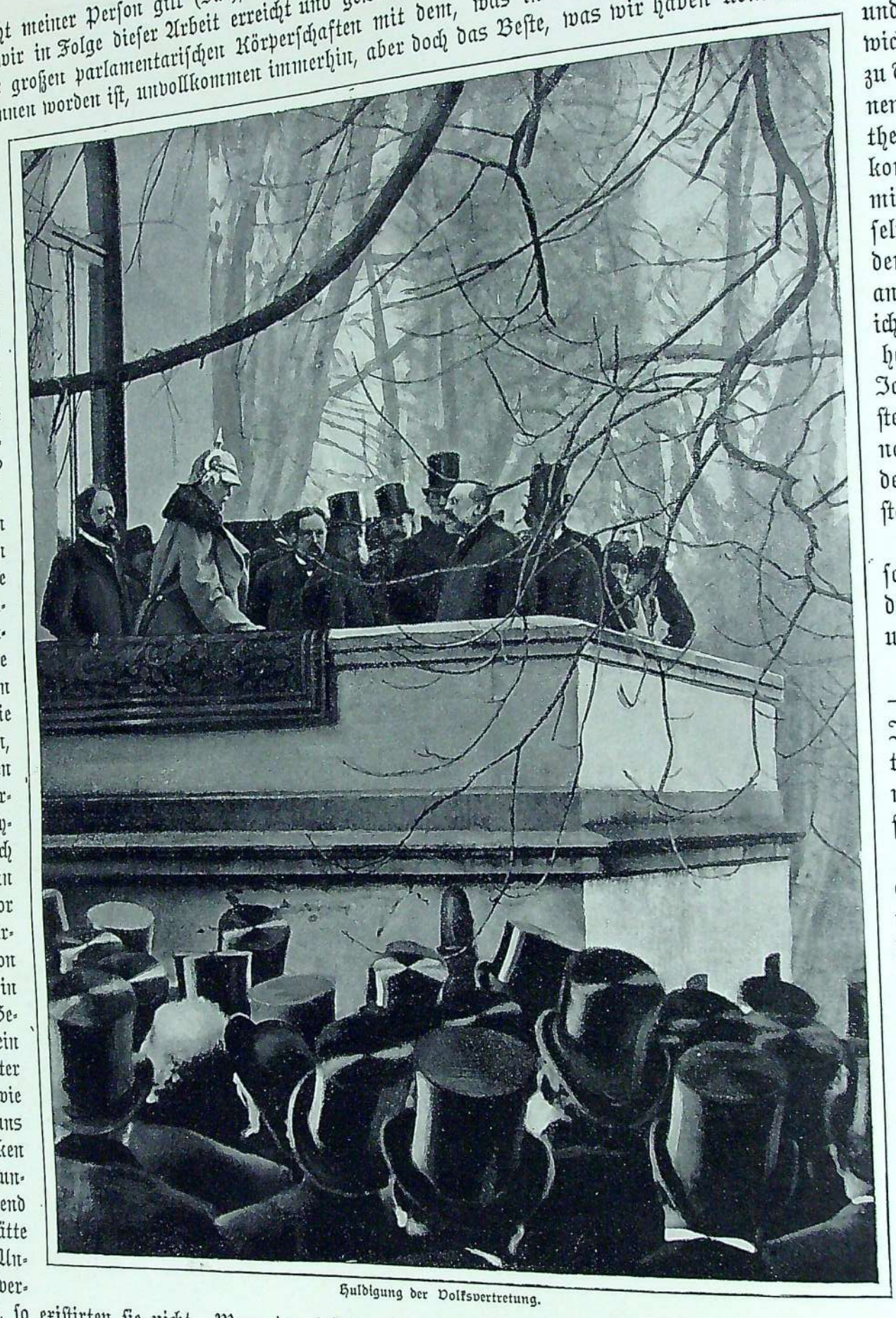
„Erlauben die Herrn, daß ich in einigen Worten meinen Dank für die mir erwiesene Ehre ausspreche. Es ist für mich eine hohe Auszeichnung, weit über meine persönlichen Leistungen und Verdienste (lebhafter Widerspruch), daß ich eine so vornehme Gesellschaft, wie sie der Sachsenwald noch nicht beisammen gesehn hat, hier zu meiner Begrüßung vereinigt finde. Ich würde einigermaßen beschämt sein durch das Uebermaß der Anerkennung, wenn ich mir nicht sagte, daß diese

lebens in der Hand hielt. Und einzig aus dieser Sorge, nicht aber aus Haß des freien Volksgeistes hat er angeblich an der Majestät des Parlaments gesündigt. Wäre er der Volksbedrücker, hätte er die Klassenkämpfe großgezogen, so wüßt' ich kein Urtheil, das hart genug für ihn wäre. Aber bei einer späteren eingehenden Betrachtung seiner Stellung zum Reichstag wird leicht der Nachweis zu erbringen sein, daß er, um ein Wort aus seiner Rede vom 27. März 1867 anzuführen, es „für die Pflicht jeder ehrlichen Regierung" hielt, „den höchsten Grad von Freiheit des Volkes, des Individuums zu erstreben, der mit der Sicherheit und gemeinsamen Wohlfahrt des Staates verträglich ist." Nein, da der Niedergang der Parlamente überall der gleiche ist, muß der Grund dieses Niederganges des Reichstages ein anderer, muß er ein überall giltiger sein. Nicht ein Einzelner konnte den Klassenkampf schüren, und am wenigsten der Einzelne, welcher der sozialen Noth besser als ein Anderer zu steuern suchte. Die Umwälzung, die der Weltverkehr in alle Völker trug, brachte naturgemäß auch Allen eine Umänderung ihres in den parlamentarischen Körperschaften zum Ausdruck gelangenden Volkslebens. Zu den politischen Kämpfen um die Macht traten die wirthschaftlichen um den Besitz und während jene in Deutschland durch das schwere Luthererbe sich theilen und getheilt vor dem Herrscherzauber der Hohenzollern zur Ohnmacht herabsinken mußten,



Bismarcks Schlafzimmer.

Anerkennung nicht meiner Person gilt (Ja!), sondern der Sache, der Arbeit, an der ich mitgeholfen habe, den politischen Ergebnissen, die wir in Folge dieser Arbeit erreicht und gewonnen haben. Es ist ein Zeugniß, was Sie ablegen für die Zufriedenheit unsrer großen parlamentarischen Körperschaften mit dem, was in den schweren Kämpfen der letzten Jahrzehnte erreicht und gewonnen worden ist, unvollkommen immerhin, aber doch das Beste, was wir haben konnten. (Lebhafter Beifall.)



Huldigung der Volksvertretung.

Ich theile, und das tröstet mich über das Gekommene, die Anerkennung, die mir zu Theil wird, ich theile sie mit meinen verstorbenen Mitarbeitern, ich theile sie mit vielen Andern — ich komme gleich damit meinem (lauf — vor Allem seligen, mit meige Pause) hochdem Kaiser Wilnem alten Herrn, anhaltender Beihelm. (Lebhafter ich ohne ihn und fall). Was hätte heer überhaupt ohne sein Kriegs- Ich wäre in demleisten können? stecken geblieben, selben Sumpfe nationalen Bewie alle früheren dem Mißgriff litstrebungen, die anstarke reale Poten, daß sie die sche Fürstentenz, die das deutschen Dynastien, thum, die deutdie preußische, boan ihrer Spitze und glaubten, sie ten, ignorirten zur Tagesordkönnten über sie — in der besten nung übergehn, Jahren nach 48. Absicht, in den thum.

Das war ein Irr- Unsere Dynastien sind Gott sei Dank noch stark in ihren Wurzeln, jede in ihrem Lande (Beifall), und vor allen Dingen die große Militair- macht, über die der König von Preußen unbedingt verfügt, in den Dienst des nationalen Gedankens zu stelen, das war mein Bestreben, sobald ich als Gesandter in Frankfurt erkannt hatte, wie die politische Situation bei uns in Deutschland war. Wir danken dem alten Kaiser und seinen Bundesgenossen doch mehr, als irgend ein Minister und Kanzler je hätte leisten können. Wenn deren Unterschrift unter den Bundesverträgen nicht vorhanden wäre, so existirten sie nicht. Wenn des Königs Mobilmachungsbefehl 1866 und 1870 nicht erfolgt wäre, was wäre dann geworden? Und die Dynastien sind ja von uns im Laufe der Geschichte ohne Absicht in vorübergehenden Phasen sehr viel schwerer verletzt worden, als irgend eine parlamentarische Fraction es je hat werden können in unsern friedlichen Zeiten (Heiterkeit, Zustimmung). Wir haben mit den Baiern und Sachsen schwer gefochten und, sobald gemeinschaftliche Noth für Reich und Volk kam, haben wir ihren Beistand mit der größten Energie gehabt. (Lebhafte Zustimmung.) Die Fractionsstreitigkeiten aber gehn tiefer. Da sagt Jemand: „Der deutsche Kanzler hat vor 30 Jahren erklärt, ich imponirte ihm nicht." (Heiterkeit.) Nun das genügt ihm, um vom Reiche abzufallen. „Er hat vor zwanzig Jahren erklärt, wir wären Reichsfeinde", also — Verbalinjurien. (Heiterkeit.) Wir haben mit unsern Bundesgenossen die schwersten Realinjurien, mit Kanonenschüssen, gewechselt. (Sehr wahr!) Nichtsdestoweniger haben sie, sobald der nationale Gedanke in den Vordergrund trat, uns die Bruderhand gereicht und sind mit uns gegangen. (Lebhafter, anhaltender Beifall.)

Deshalb kann ich sagen, daß die Bundesgenossen und ihre Regierungen und Dynastien doch bessere Leute sind als die Fractionen. Bei den Fractionen steht jede politische Verstimmung, jede Rivalität, jeder lautere oder unlautere Wett-

bewerb (Heiterkeit) mit anderen Fractionen über dem nationalen Interesse. Bei unsern Fürstengeschlechtern steht das nationale Interesse im Vordergrund; man hat sich geschlagen, daß die Hunde das Blut leckten, und man reicht sich die Hand und geht zusammen gegen den Landesfeind. Das ist die Haltung unsrer Dynastien im Vergleich zu der unsrer Fractionen. Möchten sie davon lernen. Aber so lange wir auf diese nationale Gesinnung unsrer urdeutschen Fürstengeschlechter rechnen können, ist mir nicht bange, daß wir Herr einer jeden Verwirrung werden, die durch den Fractionskampf in unserm Innern angerichtet werden könnte. Ich möchte, daß der nationale Gedanke ebenso, wie er in den Dynastien fest begründet ist, auch in den Landtagen der einzelnen Bundesstaaten stärker zum Ausdruck käme. (Zustimmung.)

Wir können in Deutschland in der That nicht wie zwei geschiedene Reiche existiren, wie Schweden und Norwegen, die unter einer Dynastie zusammenleben. Wir Preußen, wir Baiern, wir Sachsen, wir *sind* Deutschland, wir *bilden* es,

Bismarcks Arbeitszimmer in Friedrichsruh

und wir müssen uns in unsern Landtagen dafür interessiren, welche Politik in unserm Gesammtreich getrieben wird. (Beifall.)

Wir dürfen das ja nicht ignoriren. Wir müssen unsern auswärtigen Minister controliren über die Haltung, die er im Bundesrathe beobachtet (Beifall), über die Reichspolitik, die er treibt, und der ganze nationale Gedanke wird sich ganz anders beleben, wenn es gelingt, den Localpatriotismus für die Betheiligung an der nationalen Entwicklung so zu interessiren, daß wir auch im preußischen Landtage über die deutsche Politik debattiren, über die Frage debattiren, „wie soll der Auswärtige Minister im Bundesrathe instruirt werden, sind wir damit einverstanden?"

Das Alles schiebt sich ja bei der Budgetfrage und den Gehaltsdiscussionen mit Leichtigkeit darunter. (Heiterkeit.) Ich freue mich, wenn die Reichspolitik in den Landtagen — und das sage ich nicht blos für Preußen, ich sage dasselbe für Sachsen, Baiern u. s. w. kritisirt wird. Das ist ein Beweis dafür, daß man sich für sie interessirt, daß man mit ihr lebt, daß man von ihr etwas erwartet oder befürchtet, daß man bereit ist, mit ihr zu gehn.

Dieses Interesse ist bisher nicht in solchem Maße erlebt worden, wie ich es gewünscht hätte, unter dem Drucke einer eigenthümlichen Fiction von zwei verschiedenen Regierungen, die nebeneinander laufen. Die deutsche und die preußische Regierung, die deutsche und die bairische Regierung, die deutsche und die sächsische Regierung — sie sind garnicht von einander zu trennen oder getrennt zu betrachten. Der sächsische Vertreter muß doch immer unter dem Gesichtspunkt der sächsischen Interessen dem Reichstage und dem Bundesrathe gegenüber instruirt sein; und so geht es mit dem preußischen, mit dem bairischen. Und umgekehrt: kein bairischer oder sächsischer oder preußischer Minister kann sich seinem Landtage gegenüber lossagen von seiner Beziehung zum Deutschen Reich. (Zustimmung.)

Diese untrennbare Verbindung beider Interessen, das Einheitliche, was im ursprünglichen Verfassungsentwurf beabsichtigt war, ist ganz geschwunden durch die theoretisch-bureaukratische Fiction, als ob zwei Regierungen neben einander liefen. Eine Reichsregierung ohne Stütze und ohne Beziehungen zu den Particular-Regierungen, steht vollständig in der Luft, hat gar keine Möglichkeit sich zu bethätigen, wenigstens verfassungsmäßig nicht. Factisch kann es ja eine Zeit lang geschehen, aber in der Verfassung ist ein Grund und Boden dafür nicht vorhanden, und deshalb (Pause) — meine Herrn, ich hätte Ihnen noch viel zu sagen, noch sehr viel (Heiterkeit), wenn ich gesund genug wäre. Ich bin ein matter alter Mann (lebhafter Widerspruch) und bin Ihnen dankbar, daß Sie mir so lange Aufmerksamkeit geschenkt haben, und dankbarer noch für die hohe Ehre, die Sie mir hier erzeigen. Ich bedaure, daß ich nicht im Stande bin, mit Ihnen in parlamentarischer Beziehung zu arbeiten. (Zurufe: Wir noch mehr!) Aber ich bin dazu nicht gesund genug, um die Anfechtungen einer Berliner Existenz (lebhafte Heiterkeit) dauernd ertragen zu können (Heiterkeit), nach vielen Seiten hin. Ich bin alt und bequem geworden und wünsche mein Leben in den Räumen zu beschließen, die ich jetzt bewohne.

Aber meine Gedanken sind mit Ihnen, noch lebhafter vielleicht, als für einen Mann in meinem Alter schicklich ist. (Lebhafter Widerspruch.) Aber ich kann auf altgewohnte Gedanken eben nicht plötzlich verzichten, weil ich alt geworden und krank bin. Sie verlassen mich nicht, und ich kann den Empfindungen, die mich beseelen, nicht besser Ausdruck geben, als indem ich Sie bitte, am Reichsgedanken festzuhalten, auch im preußischen Landtage, und dort nicht zu vergessen, daß Sie Reichsbürger sind, daß Ihr König auch Kaiser ist und Ehrenpflichten dem Reiche und den Bundesgenossen gegenüber hat, und daß Sie ihm helfen, nicht blos kurbrandenburgische oder auch königlich preußische, sondern kaiserlich-deutsche Politik zu treiben. (Lebhafter Beifall). Und in diesem Sinne bitte ich Sie, mit mir ein Hoch auf Se. Majestät den Kaiser auszubringen. Se. Majestät der Kaiser und König lebe hoch! hoch! und abermals hoch!

Stürmischer Beifall folgte den letzten Worten des Fürsten. Nachdem sich der Jubel gelegt hatte, wurde ein dreifaches Hoch auf den Fürsten ausgebracht, der alsdann noch einmal das Wort ergriff:

Ja, meine Herren, ich danke Ihnen für die Ehre, die Sie mir erwiesen haben, nochmals und zum dritten Male. Ich würde mich freuen, wenn ich Sie Alle bei mir bewirthen könnte. (Heiterkeit.) Aber ich habe den Bau hier so in Gebrauch nehmen müssen, wie ich ihn vorgefunden habe, und ich habe nie geglaubt, daß ich hier bis an mein Lebensende wohnen würde, und da habe ich mich immer zu alt gefühlt, um hier noch Bauten vorzunehmen. Ich kann mich auch nicht damit trösten: Raum ist in der kleinsten Hütte, für ein glücklich liebend Paar (große Heiterkeit), denn für vierhundert liebende Landsleute reicht der Raum doch nicht. (Erneute stürmische Heiterkeit.)

Es ist selbstverständlich, daß diese Rede mit besonderem Beifall aufgenommen wurde. Sie ist übrigens die einzige, die Bismarck auf der Südseite der Veranda hielt, weil man ihm dort Wind und Wetter, die so sehr gedroht hatten, daß die ganze Huldigung in der für die Jubelfeier neben dem Bahnhofe erbauten Halle stattfinden sollte, am besten zu entziehen glaubte. Es blieb übrigens beim Drohen, so daß die Theilnehmer, während einige wenige Auserwählte mit dem Fürsten frühstückten, bei heiterm Sonnenschein sich den Park ansehen konnten.

Wollte man der Bedeutung dieser Bismarckischen Rede nachgehen, so würden wir, die wir um neue Ideale ringen, einen freien und befreienden Ausblick in die Zukunft schmerzlich vermissen. Die Bemerkung, daß bei den Fractionen jeder lautere und unlautere Wettbewerb über das nationale Interesse gehe, steht so unvermittelt da, daß von Neuem eine schiefe Deutung der Stellung Bismarcks zum Parlamentsleben aufkommen könnte. Aber wenn es selbst Absicht war, daß Bismarck, wie in den Tagen des Umsturzgesetzes, hier, da er voraussichtlich zum letzten Male in seinem Leben die deutsche Volksvertretung vor sich sah, den Ausblick in die Zukunft versagte, dafür aber den Einzellandtagen die Beschäftigung mit der auswärtigen deutschen Politik empfahl, so mußte diese Begrenzung seines Ziels der Bedeutung dieses Tages nicht entsprechend erscheinen. Wir hätten gern den Moses gesehen und gehört, der, wenn er schon das gelobte Land nicht selbst betreten darf, es ahnt und sieht und preist, das gelobte Land, das den Jüngeren bedeutet: im Innern ein bei aller zähen Erwerblust über den Mammon siegendes, in freier Gottesfurcht aufrecht wandelndes Volk, das Volk kunstliebender Bauern; nach Außen die Zusammenfassung aller deutschsprechenden Stämme, mit einem Worte die Schaffung des — Europäers, der großgesäugt von Germanias Eisenblute die alte Welt jung erhalten und im Nothfalle auch das gelbe Räthsel Asiens ruhig an sich herankommen lassen wird, um es mit derselben heitern Schwertlust zu lösen, mit der er die sogenannte soziale Frage heiter gelöst haben wird.

Freilich, wie sehr auch unsre in der Häßlichkeit der papiernen Zwergenkämpfe schmachtende Zeit nach solchem oder ähnlichem Ausblick tastet: der, der ihn wegführend hätte geben können, mußte ihn am ehesten versagen. Bismarck liebte nie das Ferngesicht. Und er würde mit gutem Grunde die, welche es von ihm verlangen, für die Verkenner nicht bloß seiner, sondern jeder zielsicheren Staatsweise halten, weil ihm die Bewältigung des jedesmaligen Nahen ohne Weiteres die des Fernen bedeutet.

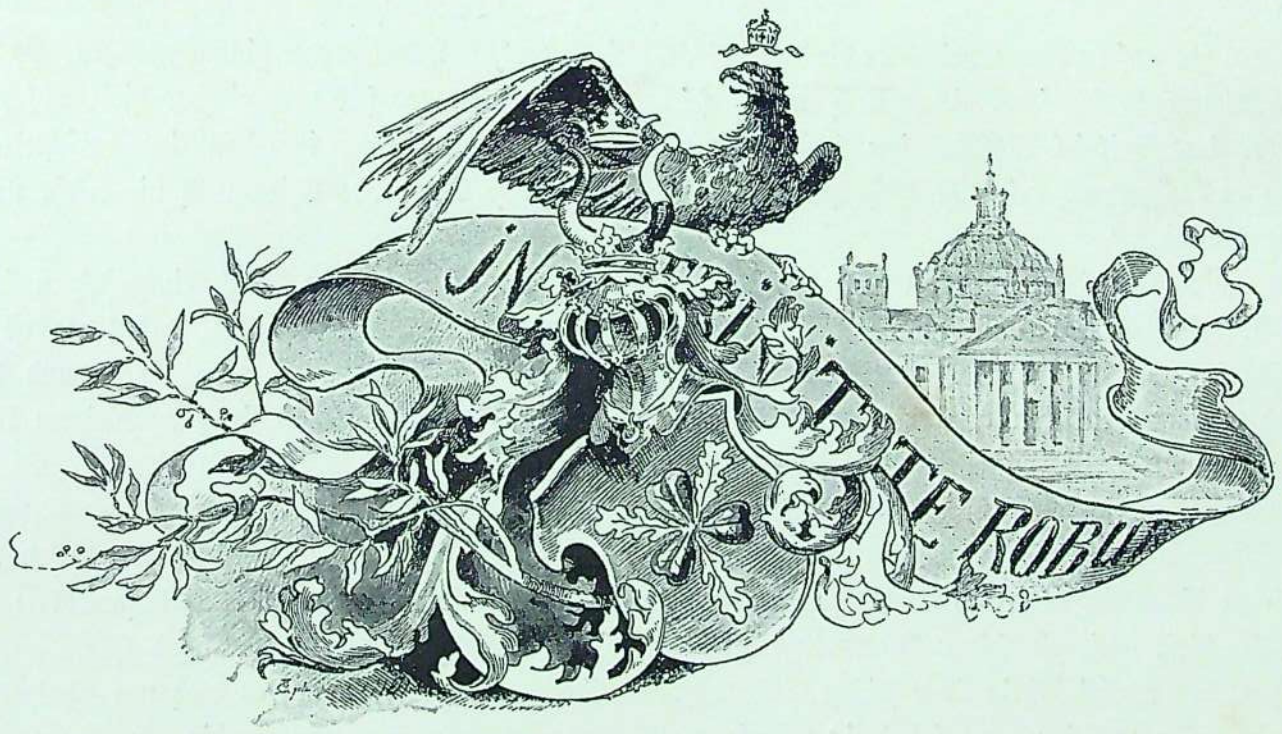
Ich werde später untersuchen, wie weit diese „Aus der Hand in den Mund-Politik", die sie, soweit die Weltinteressen in's Spiel kamen, war, die an ihre Stelle tretende Weltpolitik, die naturnothwendige Folge des Weltverkehrs, verzögerte

und verzögern mußte. Es ist das schwerste, aber auch das schönste Erbe, das Bismarck dem Kaiser hinterläßt: von Bismarcks deutschen Riesenschultern aus dem alten Europa den Weg zur Verjüngung zu weisen.

Aber, daß ich auf Bismarcks Rede zurückkomme: sie konnte schon deshalb nicht die Höhe seines Geistes erreichen, weil er trotz allem Leuchten seines Heldenkörpers an diesem Tage nicht gesund war. Das Sprechen in der Öffentlichkeit wird ihm immer schwer, aber diesmal schien seine herrliche Furcht vor sich selbst, die Furcht das Rechte nicht recht zu sagen, noch hilfloser als sonst über seine Gedanken zu irren. Daher eine gewisse sprachliche Unbeholfenheit, daher das schnelle, ja unzeitige Abbrechen der Rede. Jedenfalls war und ist es diese Furcht, die sein Heldenauge mit dem verklärtesten Reize schmückt. Ich bin eine gute Strecke der Welt durchwandert, aber . . . . . ein Bismarckauge habe ich nirgends gesehen. Es hat die Kraft und wie jede echte Kraft die Scham, es hat die Furcht und mit der Furcht die Ehre und es hat den „heimlichen Schmerz, die Reue jedes großen geschichtlichen Charakters", es hat Alles, nur nicht den Sonnenflug, der aus den Feueraugen „Unseres Fritz" aufrauschte. Aber es braucht diesen Sonnenflug nicht: das Auge des Weisen muß anders strahlen als das des Jünglings. Kein Wort kann dieses Weisenauge verkünden, kein Hymnus kann es preisen. Aber von den unzähligen Menschen, die in den letzten Jahren in den Sachsenwald pilgerten und dieses Auge in der Nähe sahen, war nicht Einer, der seinem Zauber entging, und, wie sehr es auch jede Vertraulichkeit von sich weist, der Bismarck nicht hätte erst recht ehrfurchtsvoll lieben müssen. In diesem Auge ist nichts von eiserner Härte oder gar von menschlicher Kälte. Es bedeutet im letzten Sinne besorgte Kraft, die durch Dank und Undank schreitend noch jetzt auf dem Wege zum Lethe zu verkünden scheint,

> voll Ernstes die Lust und heiter alle Arbeit, Nichts, auch das Kleinste, das Alltäglichste nicht ohne den Geist und die Götter zu thun.

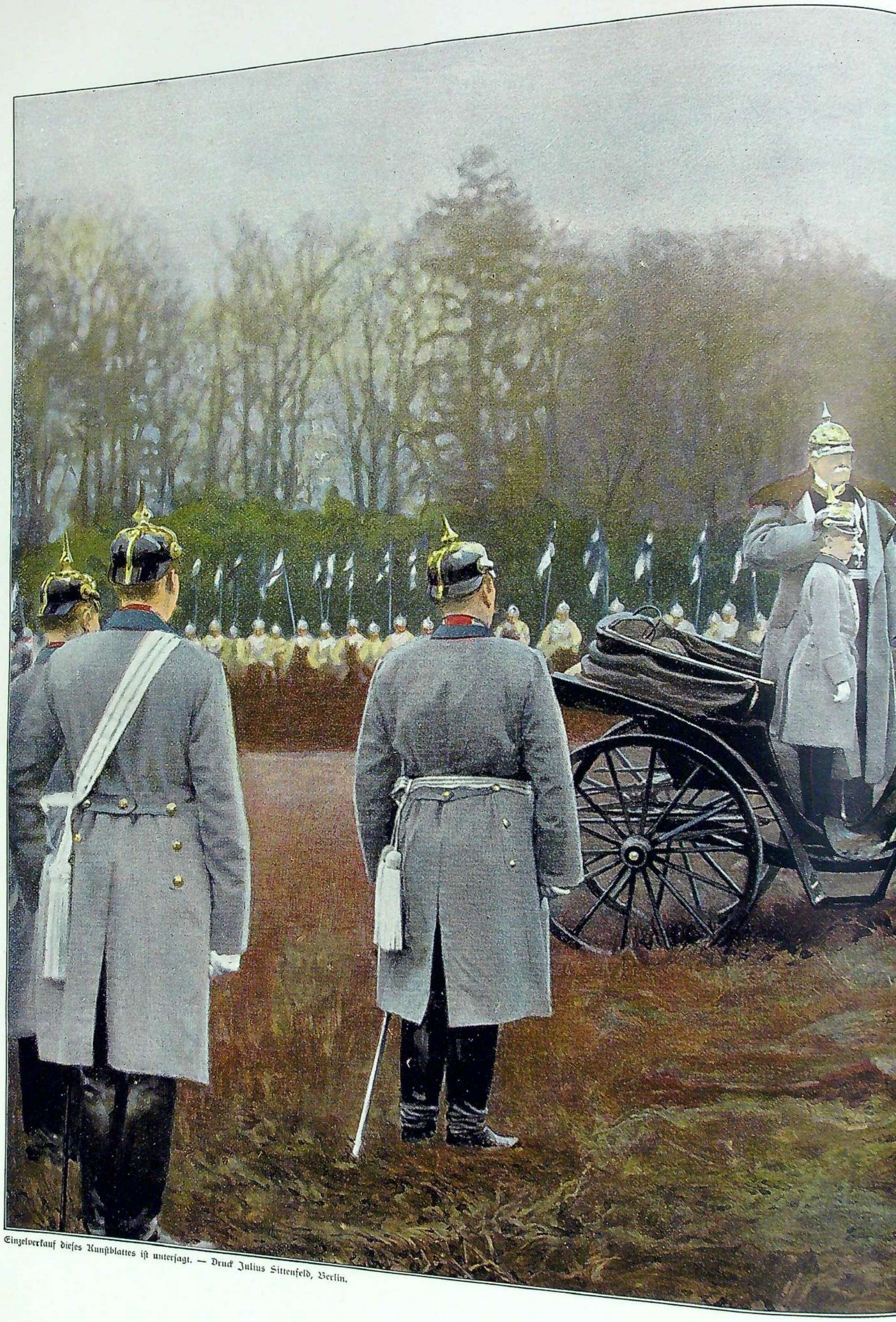
Es ist sehr wahrscheinlich, daß die „illustren" Volksvertreter Ähnliches, vielleicht ungleich Tieferes in Bismarcks Nähe empfanden, daß nicht Einer von ihnen den Sachsenwald ohne das stille, heilige Gelübde verließ, das höchste freie Amt, das deutsche Bürger zu verleihen haben, rein zu halten und in reiner Stärke um die Sammelstätte aller deutschen Arbeit, um die Kaiserkrone zu stellen, damit bei einträchtigem Wirken von Fürst und Volk die „schwärmenden" Kräfte in eine, in die goldene Mitte geführt werden.



Der achtzigjährige Bismarck.

Die herrlichen Familienbriefe Bismarcks weisen mehr als eine Stelle auf, aus der hervorgeht, daß schon im frühen Mannesalter unseres Helden die Ahnung eines frühen Todes wiederkehrt. Er ist darin ein schlechter Prophete gewesen. Die Kunst des bairischen Wunderdoctors, den die einfältigen Friedrichsruher ob seiner schwarzen Außenseite gern den „Juden" nennen, hat unsern Heros weit über die gewohnte Lebensgrenze hinausgetragen. So konnte er kraftvoll auf eine Altershöhe schreiten, die er noch an seinem 70. Geburtstage für unerreichbar hielt, obschon das Beispiel seines Kaisers, das Beispiel Moltkes ihn locken mochten. Und auch darin war ihm Künftiges verschleiert: am 1. April 1885 erzählte er frohgemuth beim Frühschoppen: „Ich habe eine solche bewegende Feier noch nie erlebt und ich werde sie auch nie wieder erleben."

Nun, wir Alle wissen es, die wir staunend auf dem Strom von Liebe und Dank einherfahren konnten, der an Bismarcks 80. Geburtstage hochfluthend zum stillen Fürstensitze des Sachsenwaldes rauschte, daß jetzt erst unserm Helden sein wundersamstes Erlebniß wurde. Der amtlose Staatsmann war zum Heros, zum ungekrönten und doch alles überragenden Herzoge der Deutschen geworden; und das nicht dem Kaiser zum Trotz, der in jungblütigem Wort das Selbstverständliche verkündet hatte, daß in Deutschland Einer Herr sei und daß dieser Eine der Kaiser sei. Es war anders gemeint, als die Volksseele selbst über Kaiserworte zu schreiten schien. Sie sah und sie wollte und mußte sehen: hinter drangvoller, schwankender Kaiserjugend den gefesteten, eisenstarken Greis, der auf diese Jugend, wie auf das ganze deutsche Gegenwartsleben die Weisheit seines Alters strahlte. Es wird vielleicht Bismarcks schönstes Ruhmesblatt bleiben, daß er, der Wunschlose, diese Weisheit seines Alters tagtäglich noch in den Alltagszwang patriotischen Hüterdienstes stellte. Bei einem Wilhelm, der neunzigjährig über frische Gräber hinweg dem Tage lebte, klang es doch nur königlich-schön, daß er keine Zeit habe müde zu sein; denn solch' ein Glaube an Gottesgnadenthum muß nothwendig alles Ungemach besiegen und beherrschen. Hier aber bei dem entlassenen Staatsmanne, der allezeit Staatsdiener war, der kaum jemals ganz Er selber sein konnte, weil er über sich die Krone und die Volksvertretung und unter sich ein Chaos neidender und im Neide stimmender und bestimmender Gegner hatte, wurde dieses Weiterdienen denn doch ein ganz anderes. Es war menschlich, weil es losgelöst von hohem oder niederem äußern Zwang die Offenbarung des vaterlandliebenden Mannes blieb. Es heißt immer, daß die, so da älter werden, ein Recht haben zweifelnd wenn nicht die Gegenwart, so doch die Zukunft zu betrachten. Eben weil der Schmetterlingsstaub des Ideals in der Berührung mit dem Alltag schnell zerstiebt, werden die Hoffenden gar schnell die Verzagenden. Er aber, wie sehr er jede staatliche Form als vergänglich betrachtet, wie fremd, um nicht zu sagen pessi-

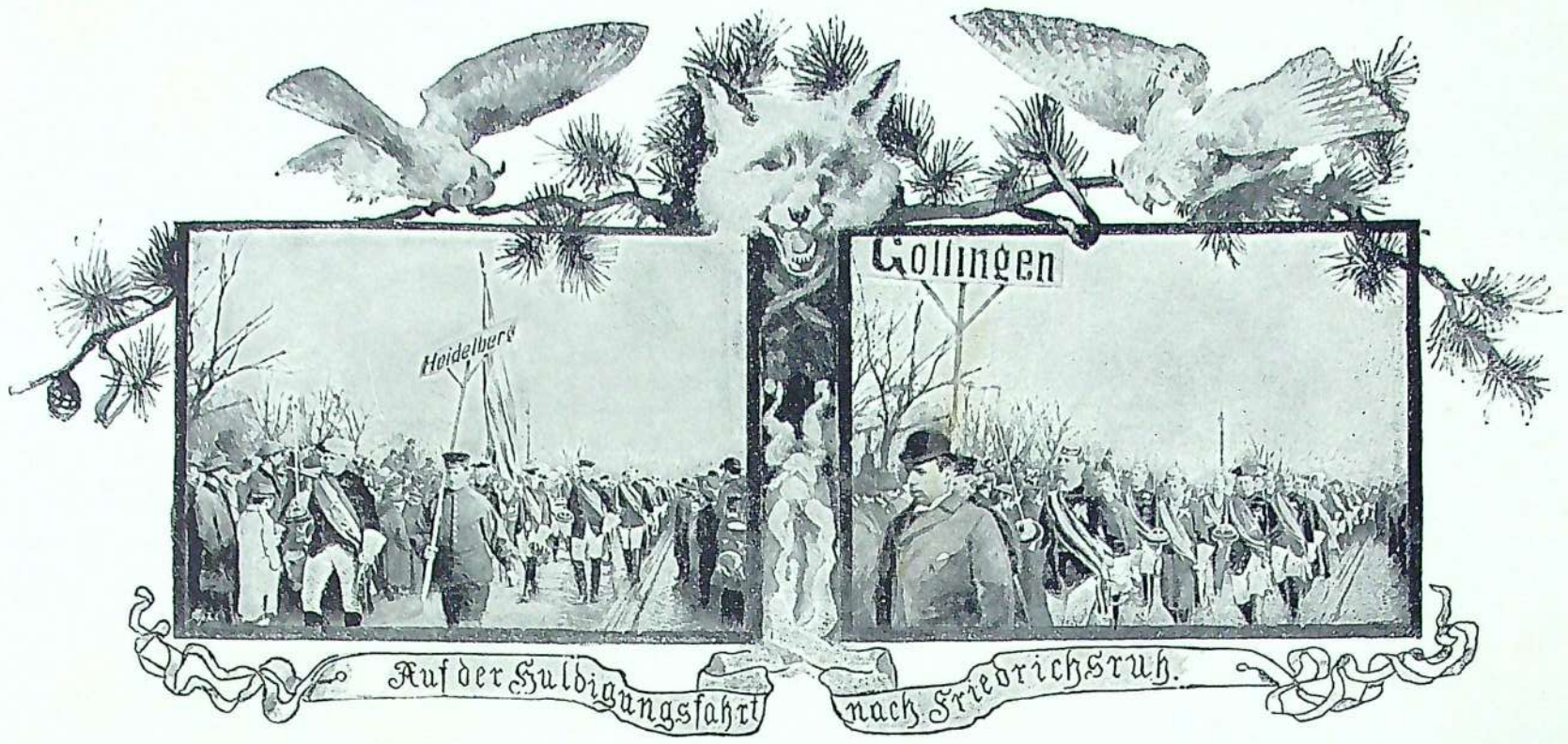


Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt. — Druck Julius Sittenfeld, Berlin.

Bismarcks

Verlag und Copyright The Werner Company, Chicago.

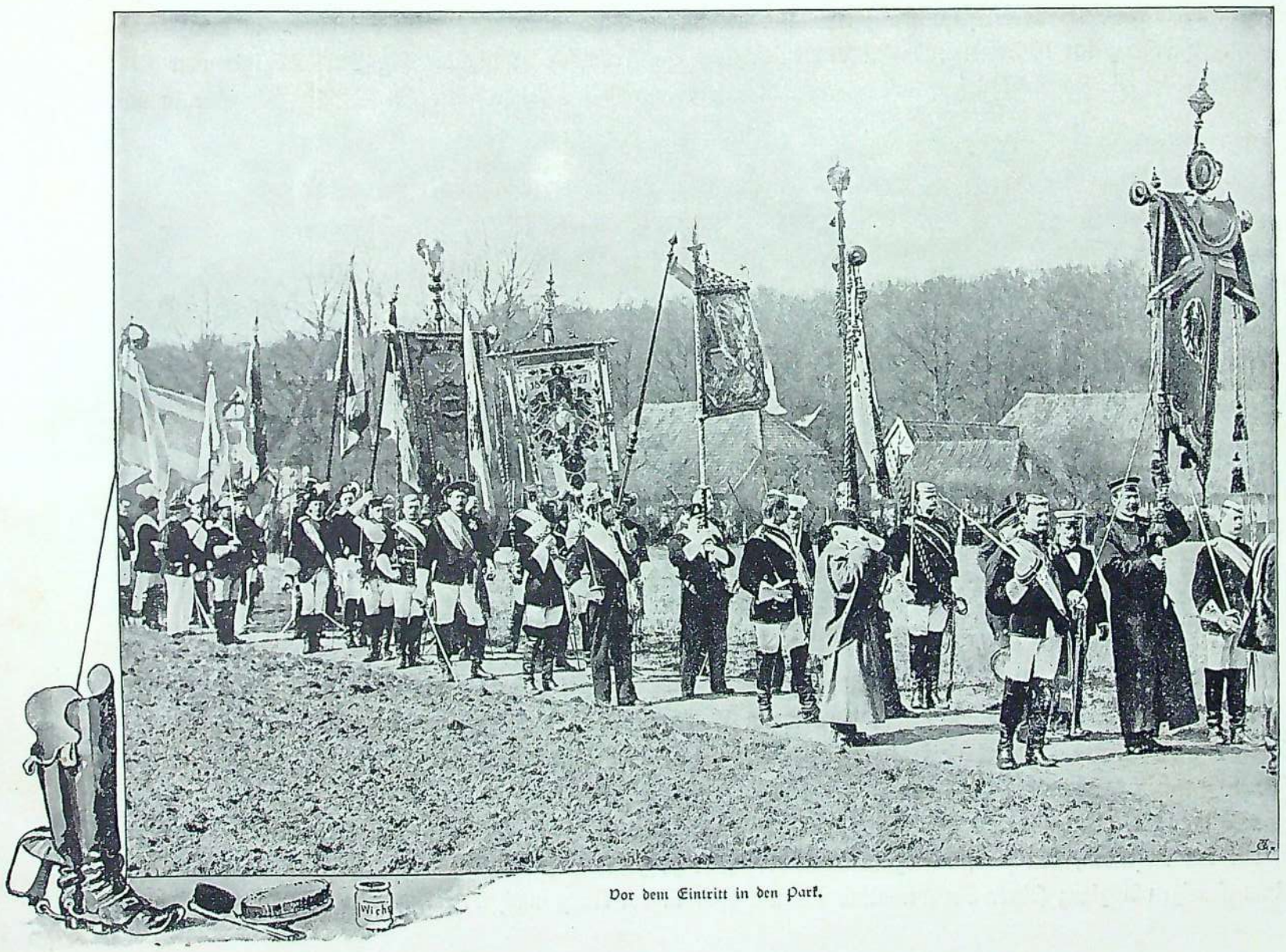
g durch den Kaiser.



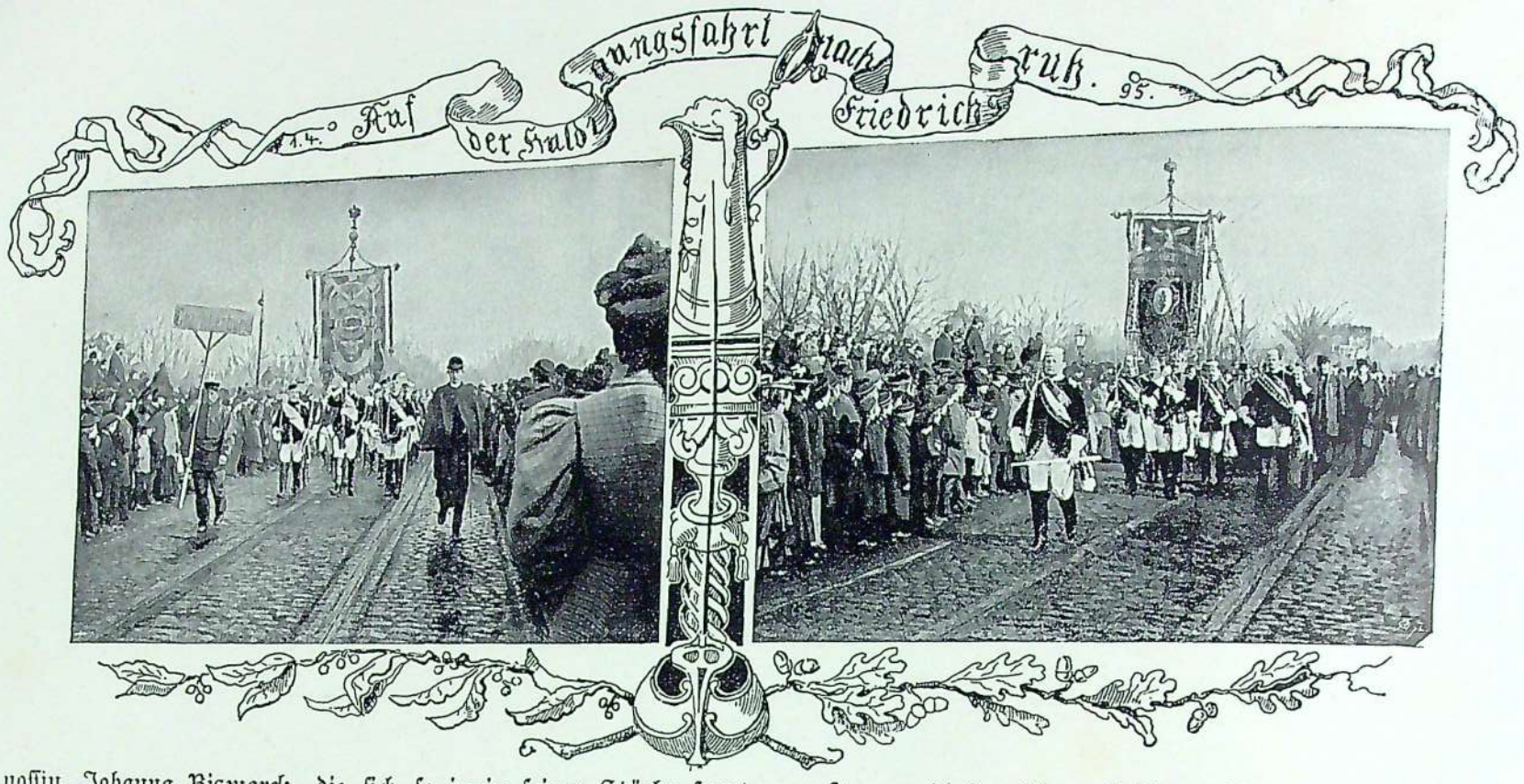
Auf der Huldigungsfahrt nach Friedrichsruh.

mistisch sein letztes Fühlen über alles menschliche Thun hinüberschweift, hat doch auch hierin die Höhe gehalten, zu der er staatliches deutsches Leben hinaufreifte. Es verdrießt ihn nicht tagtäglich einen Berg Zeitungsbombast prüfend anzuschauen und in der Parteien Wirrsal sein wohlerwogenes Wort zu werfen, auf die Gefahr hin, daß ihn selbst größte deutsche Blätter, wie es die Kölnische Zeitung zu ihrem dauernden Unruhm that, mit dem hinter dem Reichswagen einherbellenden Reichshund vergleichen.

Er ist mit einem Wort ein Hoffer aus Pflichtgefühl geblieben. Aber gerade deshalb, denn die unsterblichen Götter häufen immer Gegensätzliches zusammen, mußte er es erleben, daß über seinen höchsten Ehrentag die Wehmuth geschäftig ihre Schleier breitete. Freilich lachte eine frühzeitige Frühlingssonne golden über den Sachsenwald hernieder, daß Er und daß wir alle uns solcher äußern Zierde freuen mußten. Aber, wer da meinen möchte, daß Bismarck an diesem Tage glücklich war, würde sich bitter getäuscht haben. Alle, die ihn umstanden, alle, vielleicht auch seine Nächsten, mochten den Tag preisen. Er aber und die Wenigen, die ihn ganz verstehen, die schritten trauernd in der Frühlingssonne; denn Otto Bismarcks starke Ge-

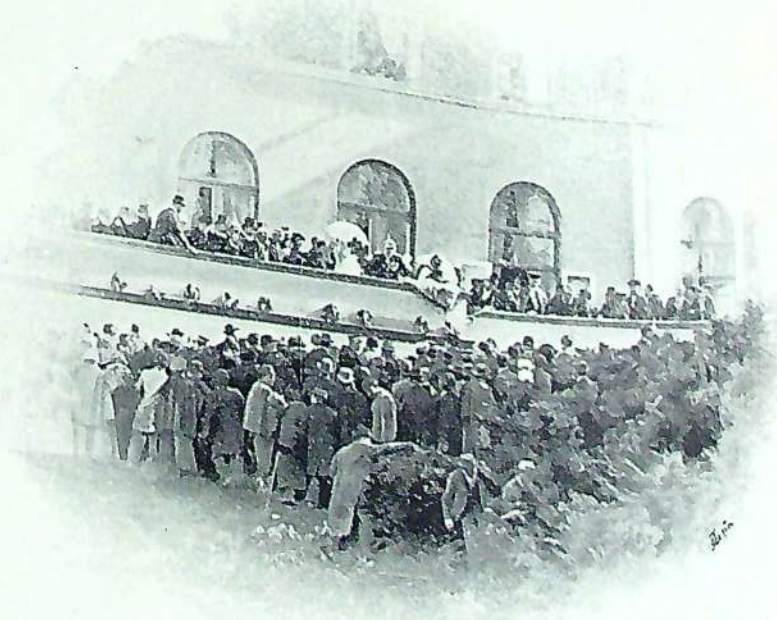


Vor dem Eintritt in den Park.



nossin, Johanna Bismarck, die sich so innig seiner Stärke freute, mußte an diesem Tage fehlen. Und gerade weil der Achtzigjährige solche Tragik am innigsten fühlte, war es frohester Stolz ihn aufrecht zu sehen, denn es war ganze, volle Menschengröße, die in ihm und von ihm aus wirkte. Tags zuvor waren lange Studentenzüge an Friedrichsruh vorübergezogen. Ein tausendstimmiges Hurrah war aufgebraust, wenn einer dieser Züge das weltverlassene Fürstenhaus im Sachsenwalde grüßte. Dieses Fürstenhaus liegt nur wenige Schritt seitab der eisernen Fahrstraße, die Berlin und Hamburg auf eine Entfernung von kaum 3½ Stunden zusammengerückt hat. Selbst in dem am weitesten zurückgelegenen Speisesaale hört man das Stampfen der eisernen Räder, das den vorderen Theil des Gebäudes, in welchem sich die Zimmer des Fürsten befinden, geradezu durchschüttert. So vernahm Bismarck das nahe, jauchzende Hurrah, das, wie gesagt, aus jedem dieser Sonderzüge wie auf Verabredung in Friedrichsruh emporstieg, während es doch nur der augenblickliche Ausdruck der frohgemuthen jungen Welt war, die da nach Hamburg eilte, um am andern Morgen in wohlgefügter Ordnung in den Sachsenwald zu pilgern. Hamburg bot dieser Jugend eine unvergleichliche Gastfreundschaft; die deutsche Städtekönigin war selbst in ihrem exotischen Weltreiz zur behaglichen Universitätsstadt geworden und als solche hatte sie königlich für eine in ähn-

Im Park.



Bismarck auf der Veranda.

licher Weise wohl noch nie gegebene und noch nie genossene akademische Freiheit gesorgt. Die junge Welt tobte und koste bis an die fremdesten Genüsse der Weltstadt heran, ohne ihrem Uebermuth Schranken gezogen zu sehen, vorausgesetzt, daß man als solche nicht die Tractätchenvertheilerinnen annehmen will, die ihre Warnungen ebenso freigebig wie ungewürdigt an einzelnen Straßenecken loszuwerden suchten.

Und wie draußen, bis hoch oben auf Deutschlands höchstem Berge, bis auf der Zugspitz, allenthalben die Freudenfeuer lohten, um den nahenden, den großen Tag in Flammenschrift zu grüßen, so strahlte auch Hamburg in einem Meer von Licht, dem feurigen Abglanz seiner Freude. Und als wir spät in der Nacht nach Friedrichsruh zurückfuhren, da war

Bismarcks Wohnung in Friedrichsruh.

Studenten-Huldigung in Friedrichsruh: Ueberblick von der Wiese aus.

Studenten-Huldigung in Friedrichsruh: Bismarck spricht!

Studenten-Huldigung vom Fürstenhause aus.

es, als ob die Flammen, die aus und über der Alster tausendzüngig aufgestiegen waren, mit uns und neben uns ihren Weg genommen hätten, um in gewaltigem Rundbrand um das stille Waldhaus Wache zu halten, bis das heiligere Licht, bis die Sonne den ersten April verkünde.

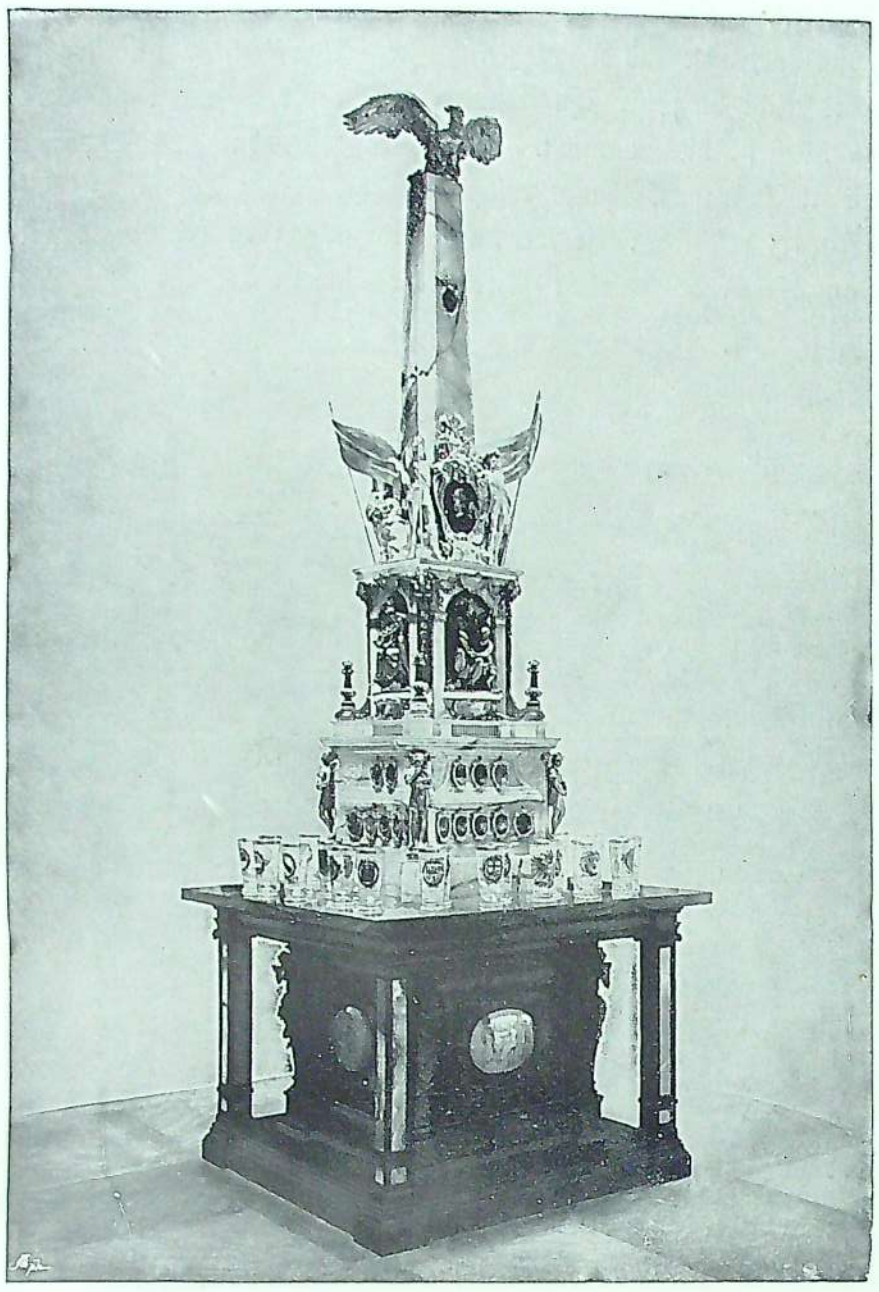
Als wir ankamen, grüßten noch die Lichter aus Bismarcks Heim. Die Hausgäste waren noch wach. Der Alte aber, der Einzige, war schlafen gegangen. Er wußte Nichts von dem geheimnißvollen Feuerzauber, der das heiße Wünschen und Sehnen einer ganzen Welt um sein stilles Lager und um seinen geliebten Sachsenwald breitete. Der Rastlose hatte für Stunden die Ruhe gefunden.

Und siehe, als der Morgen gekommen war, da war der Lenz im Lande. Irre ich nicht, so war es Bismarck, der bei irgend einer Gelegenheit, als er vom Balkon herab zu den Berlinern sprach, das Wort gebrauchte: „Selbst der Himmel schießt Salut.“ So war es ähnlich an diesem ersten April: die Sonne hatte sich mit Frühlingsreiz geschmückt und sie stieg grüßend und huldigend von blauer Höhe hernieder.

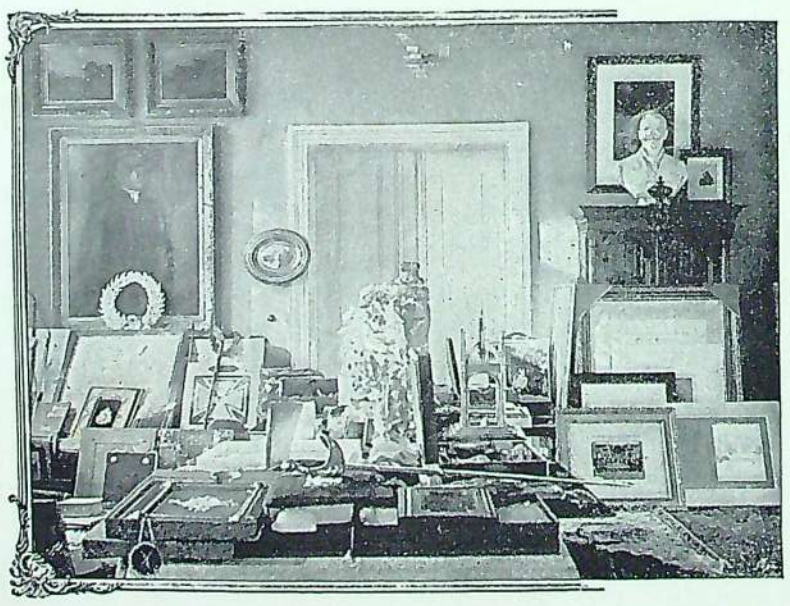
Und was Alles konnte sie da bescheinen! Das Unwahrscheinliche war zum Ereigniß geworden: Friedrichsruh war Weltstadt. Man muß das Örtchen, das weder Kirche noch Schule hat, das mit einigen neunzig Seelen um einen einzigen Menschen lebt — freilich reicher lebt als so manche große Stadt — kennen, um sich all des Zaubers verwundern zu können, der nun um seine Stille lärmte. Noch mit den Nachtzügen war eine gar stattliche Anzahl Geheimpolizisten aus Berlin gekommen. Man hatte einige Drohbriefe ernster genommen als polizeilich erlaubt sein dürfte, wenn nicht eben polizeilich Alles erlaubt wäre. So hatte z. B. irgend ein verrückter Polacke geschrieben, daß ein gleichgestimmter Landsmann die Absicht habe Bismarck vor versammeltem Volke zu erdolchen und „dann“ die ganze Bude in die Luft zu sprengen. Ja, ja, geheimnißvoll wisperte solche Mähr in des Tages Frühroth hinaus und manch einer der cohortenhaft anwesenden Journalisten war geneigt diese polnische Gänsehaut um den Erdleib herumzudrahten. Von solcher Stimmung der „Eingeweihten“ hatte glücklicherweise der schlafende Held ebenso wenig Ahnung wie die Tausende und Abertausende, die von Hamburg herübergepilgert kamen um sich in dem Budenmeer, das sich um den zierlichen Bahnhof ergoß, so lange herumzuvergnügen, bis drüben im Fürstenhause die Losung zur Huldigung gegeben sei.

Die ließ nun freilich lange auf sich warten; denn der schwarze Doctor, der im Hause Bismarck genau so allmächtig ist, wie man ihn auf den Photographien dieses Buches wieder und wieder abkonterfeit sieht, hatte wohlerwogenen

Befehl gegeben, die Beglückwünschung so sehr wie möglich hinauszuschieben und dann so sehr wie möglich abzukürzen. So wurde vor 12 Uhr überhaupt Niemand in das Fürstenhaus eingelassen, er mochte heißen wie, und er mochte kommen, von wem er wollte. Derweilen hatte sich die Studentenschaft in Hamburg versammelt, um wohlgeordnet die Sonderzüge zu besteigen, die sie nach Aumühle, einem 15 Minuten von Friedrichsruh entfernt liegenden Orte des Sachsenwaldes, zu bringen hatten. Während sich da um die Mittagszeit die Ordnung des Zuges gestaltete, waren im Fürstenhause die ersten Beglückwünschungen seitens der vollzählig versammelten Familie vor sich gegangen, waren da schon Depeschen regierender Herren eingegangen und hatte sich bis in die Keller hinunter ein Geschenkpark angethürmt, der die glaublichsten und unglaublichsten Zeichen der Liebe aus aller Welt enthielt. Auf dem Rasen vor der inneren Eingangsthür des Hauses hatte Lenbach, der andere bairische Freund der Familie, den herrlichen Blumenflor ausgebreitet, den die Verehrer von nah und fern gesandt hatten. Der Fürst hat freilich gerade hierüber sich nicht lange freuen können; denn als die Studenten hier vorübergezogen waren, zeugte nicht eine einzige Blume mehr von der geschmackvoll aufgefügten Pracht. Ein Jeder hatte ein Andenken mitnehmen wollen und weil vielleicht Einer leichtsinnig den Anfang gemacht hatte, waren sie alle leichtfertig genug gewesen den schönen Blüthenzauber zu zerstören. Der freilich konnte Bismarcks Ehrentag nur äußerlich zieren. Die innere Zierde war größer; denn sie war und sie bleibt unvergänglich. Wohl hatte die Huldigung der Armee uns tief ergriffen, wohl konnte die der Volksvertretung trotzalledem erfreuen: aber heute erst war Alldeutschland gegenwärtig. Armee und Volksvertretung fanden sich ja in dieser Jugend verkörpert, aber zugleich schwebten über dieser die deutsche Bildung, der deutsche Geist. Hier gab's kein Sonderthum, keine Trennung: das war Alldeutschland, das Unbezwingliche. Und wie wunderbar reihten sich die Bilder! Vorn zum Fürstenhause herein wallten in ihren mittelalterlichen Talaren die Rectoren der deutschen Hochschulen, derweilen von der Parkseite aus fünftausend Studirende nähermaschirt kamen. Dieses äußere Bild, wie die ganze äußere Huldigung ist in zahllosen Augenblickaufnahmen festgehalten worden. Die werden, beredter als das Wort, die Feier in die Jahrhunderte tragen, weil sie beweisend verkünden, wie ein deutscher Bürger von seinem Volke königlich geehrt wurde.



Geschenk der Studentenschaft.



Blick auf den Geschenksaal.

Blick auf den Geschenksaal.

Leider hat kein Bild die innere Feier verewigt: Lenbach, der zugegen war, müßte denn eines Tages kommen, um als anderer Paolo Veronese das Gastmahl zu bringen, das Bismarck inmitten dieser Rectoren darstellt, die an diesem Tage recht wohl das ganze geistige Leben Deutschlands bedeuten durften.

Es wäre wohlfeil zu sagen, wie sehr Bismarck auch hier überragte und überragen mußte. Aber freilich: nur der hat wirklich Gewalt über uns, den wir verstehen. Und so war es nicht bloß für ihn, sondern gerade für diese, die sich gern, innerlich und äußerlich, überragen ließen, auch eine Huldigung, daß sie dies konnten. Wenn die große That gethan, drängt schnell der Alltag ihren Zauber zurück. Wie schwer die That schien: Gethanes erscheint leicht. Nach Columbus stellt auch ein einfältiger Knabe das Ei auf die Spitze. Gerade darum erscheinen die Bismarckhuldigungen in reinstem Vaterlandslicht: das Nachpreisen erweist das Nachwirken. Und an diesem Nachwirken wird mehr als ein Utopien zerschellen.

Oberförsterei in Friedrichsruh.

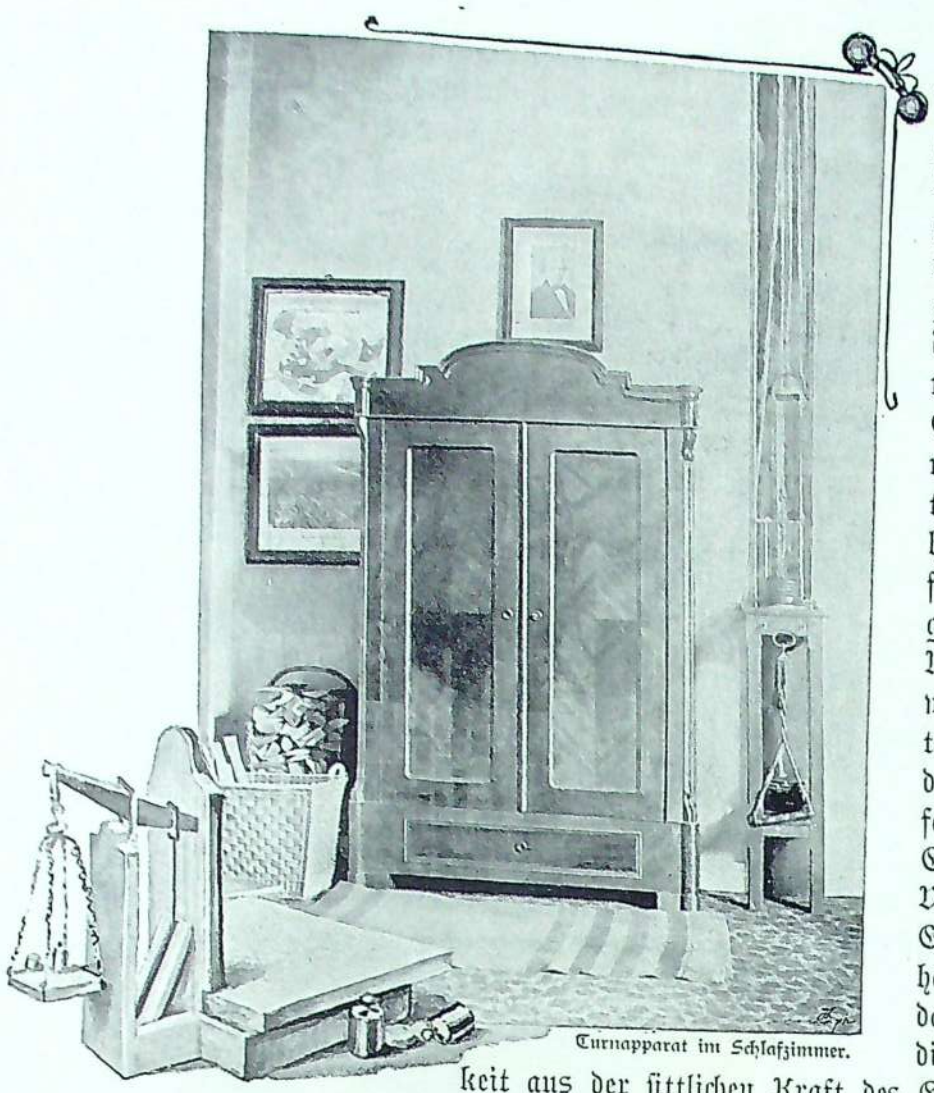
Die von dem Rector der Berliner Universität verlesene Begrüßung hatte folgenden Wortlaut:

Durchlauchtigster Fürst!

Ein großer Freudentag leuchtet dem deutschen Volke: mit Dankesgruß und Segenswunsch drängt es sich um den gewaltigen Mann, in welchem es den Schöpfer seiner staatlichen Einheit und den Schirmer des Friedens, den Führer und Lehrer seines öffentlichen Lebens und den treuen Wahrer seiner höchsten Güter verehrt.

In diesem Jubel erheben auch wir, die Lehrer der deutschen Universitäten, unsere Stimme, um Ew. Durchlaucht, dem Ehrendoctor dreier Facultäten, zum 80. Geburtstage unsere Huldigung darzubringen und der Hoffnung Ausdruck zu geben, daß es unserem Volke vergönnt sein möge, Sie noch lange in freudiger Rüstigkeit mit der unbezwinglichen Jugendkraft Ihres Geistes und Willens unter uns weilen und wirken zu sehen als die geschichtliche Verkörperung unseres nationalen Bewußtseins.

Zu danken und zu rühmen haben wir an diesem Tage besonderen Grund. Im Rahmen des geeinigten Vaterlandes hat die Arbeitsgemeinschaft unserer Hochschulen in lebhafterem Austausch und innigerer Wechselwirkung sich entfalten dürfen; und diesem Bunde fügten Ew. Durchlaucht selbst ein neues Glied ein, indem Sie mit Rath und That dafür einstanden, daß die alte, vom Ringen der Völker umwogte Kulturstätte, welche dem Deutschthum zurückgewonnen war, unter den Auspizien des großen Kaisers von Neuem zu einer Heimstätte deutscher Wissenschaft geworden ist. Weit hinaus über



Turnapparat im Schlafzimmer.

den Bereich der staatlichen Dinge hat die machtvolle Eigenart Ihrer Persönlichkeit dem ganzen deutschen Gedankenleben unvertilgbare Eindrücke eingeprägt. Als einem Meister der deutschen Sprache in Wort und Schrift gebührt Ihnen ein Ehrenplatz auch in unserer literarischen Geschichte. Das leuchtende Vorbild Ihrer Thaten hat unserem Volke den Sinn für geschichtliche Wirklichkeit geschärft; die Klarheit und Weite Ihres Weltblicks hat, wie den Umfang unserer nationalen Interessen, so auch den Inhalt unserer Lebensauffassung bereichert, der hohe Ernst, womit Sie das deutsche Volk vor den Gefahren des Erfolges zu bewahren strebten, hat die Ueberzeugung belebt, daß die tiefsten Quellen für die Beherrschung der Wirklichkeit aus der sittlichen Kraft des Glaubens fließen.

Petschaft des großen Kaisers. (Geschenk Wilhelms II.).

Durchlauchtigster Fürst! Auf den deutschen Universitäten ist dereinst, auch in schweren Zeiten, das Ideal des deutschen Staates gehegt und gepflegt worden; nun, da Sie verwirklicht haben, was da geahnt und ersehnt wurde, fällt denselben Universitäten die Aufgabe zu, diesen idealen Gedanken unserer nationalen Einheit rein und unentweiht durch den Kampf der Meinungen und der Interessen in den Herzen der deutschen Jugend zu erhalten. In erneutem Bewußtsein dieser ernsten Pflicht vereint uns heute die bewundernde Liebe zu Ew. Durchlaucht; möge denn auch dem ganzen deutschen Volke dieser Tag zum dauernden Segen werden, auf daß es über Noth und Streit des Tages hinaus geeint in der Begeisterung für seinen großen Kanzler erstarke und wachse zu steter Treue für Kaiser und Reich! Das walte Gott!

Die Vertreter der Lehrkörper der Universitäten
des Deutschen Reiches.

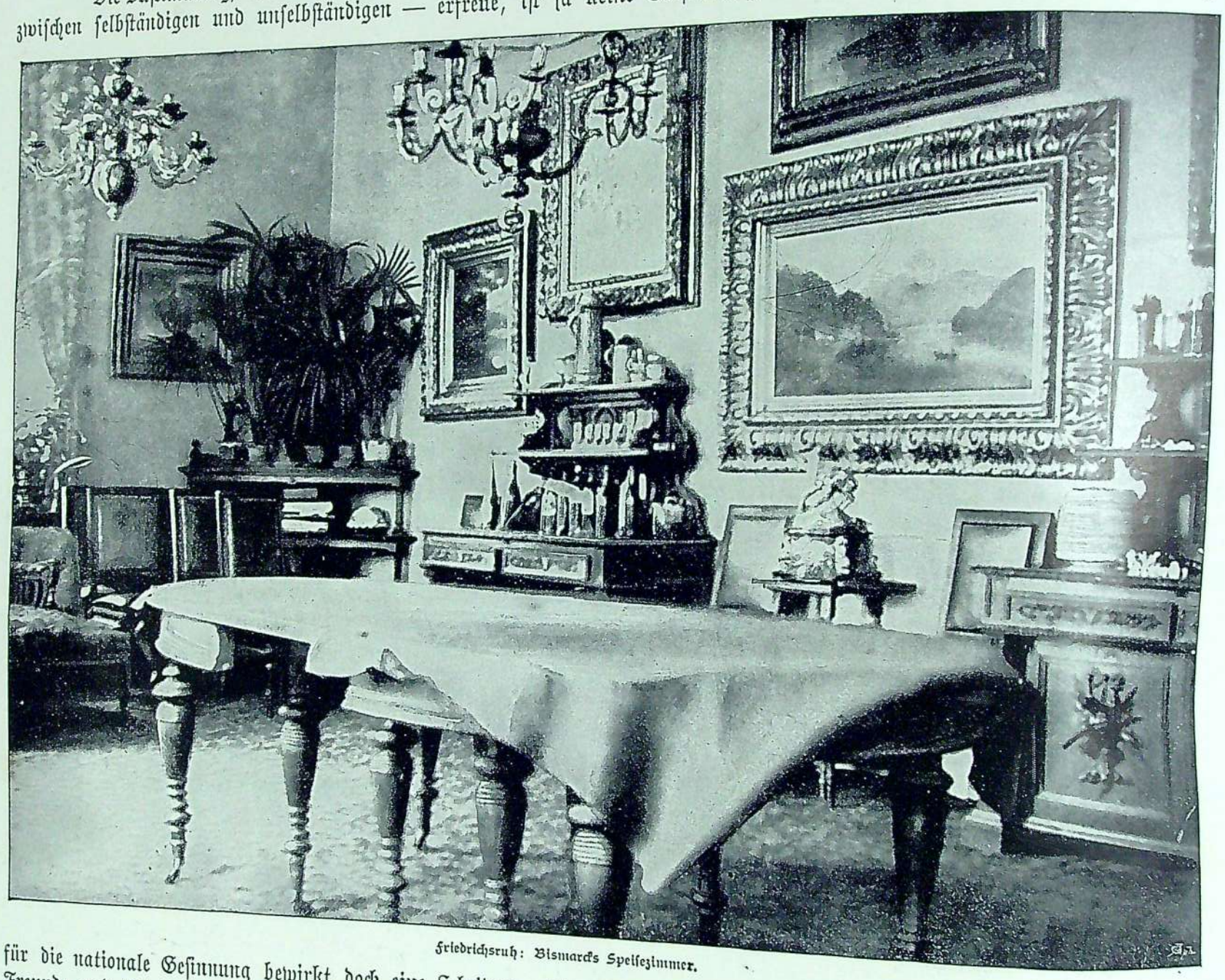
Der Fürst antwortete:

Ich bin tief bewegt von der hohen Ehre, die Sie mir erzeigen, daß die Spitzen der deutschen Wissenschaft in Gestalt der Leiter der Universitäten mich in corpore mit ihrem Besuche beehren, um mich zu begrüßen an dem Tage, den die Natur zur Abrechnung über meine Vergangenheit mir geschenkt hat. Ich fühle, daß ich dabei der Empfänger einer Anerkennung bin, die natürlich nicht meiner Person gelten kann, sondern dem Werke, an dem ich gearbeitet habe, und das ich zu schaffen versucht habe, also allen meinen Mitarbeitern und dem glücklich gewonnenen Resultat. Es ist ja für mich erhebend und zugleich beschämend bis zu einem gewissen Grade, daß diese starke Bewegung, die ganz Deutschland in der heutigen Zeit ergreift, sich an meinen Namen knüpft, aber ich betrachte dabei meinen Namen nicht als die Hauptsache, sondern als ein Feldgeschrei, unter dem die nationalgesinnten Reichsfreunde sich geeinigt haben, sich zu sammeln; die Verdienste, die ich für unsre nationalen Bestrebungen habe, theile ich mit Vielen, vor allen Dingen, wie ich das vor wenig Tagen schon gesagt habe, mit den deutschen Fürsten, mit ihren Regierungen, mit der ganzen Volkskraft so, wie sie die drei Kriege durchgefochten hat, die zur Herstellung unsrer Einheit, wie ich glaube, nicht zu vermeiden waren. Der dänische Krieg wurde uns ge-

Lieblingssitz im Salon.

bracht als Einleitung, der östreichische war nöthig zu einer Scheidung, zur Herbeiführung eines Gottesurtheils über einen tausendjährigen Streit zwischen den verschiednen mit einander kämpfenden deutschen Stämmen, und der französische war vorauszusehn, sobald wir den östreichischen geführt hatten ohne Einmischung Frankreichs. Ich habe nie daran gezweifelt, daß wir ihn führen müßten, von Nikolsburg ab. — Die meisten Leute waren 1871 der Meinung, daß keine fünf Jahre bis zur Erneuerung des Kriegs verrinnen würden; es ist — wenn ich auf irgend etwas stolz bin, so ist es dies — gelungen, den Frieden seit den 25 Jahren zu erhalten, und es ist keine Aussicht, daß er in kurzer Zeit gestört werde, während man es zehn Jahre lang theils gefürchtet, theils gehofft hat. Daß mir, ich kann nicht sagen der ungetheilte, aber doch ein so hohes Maß von Beifall meiner Landsleute zu Theil wird, rührt namentlich daher, daß weder mein alter Herr noch sein Rathgeber sich durch die Erfolge, die Gott uns verliehen hat, haben weiterführen lassen, als ein Bedürfniß für die deutsche Entwicklung war. Man ist natürlich dankbar für den Frieden; allezeit ist der Deutsche ad utrumque paratus: den Frieden zu erhalten, wenn es sein kann, zu fechten, wenn es sein muß, aber ein Glück ist das Letztre für Niemanden.

Die Zustimmung, deren ich mich, ich glaube bei der Majorität der selbständigen Deutschen — ich unterscheide genau zwischen selbständigen und unselbständigen — erfreue, ist ja keine Einstimmigkeit. Aber die feste und klare Aussprache

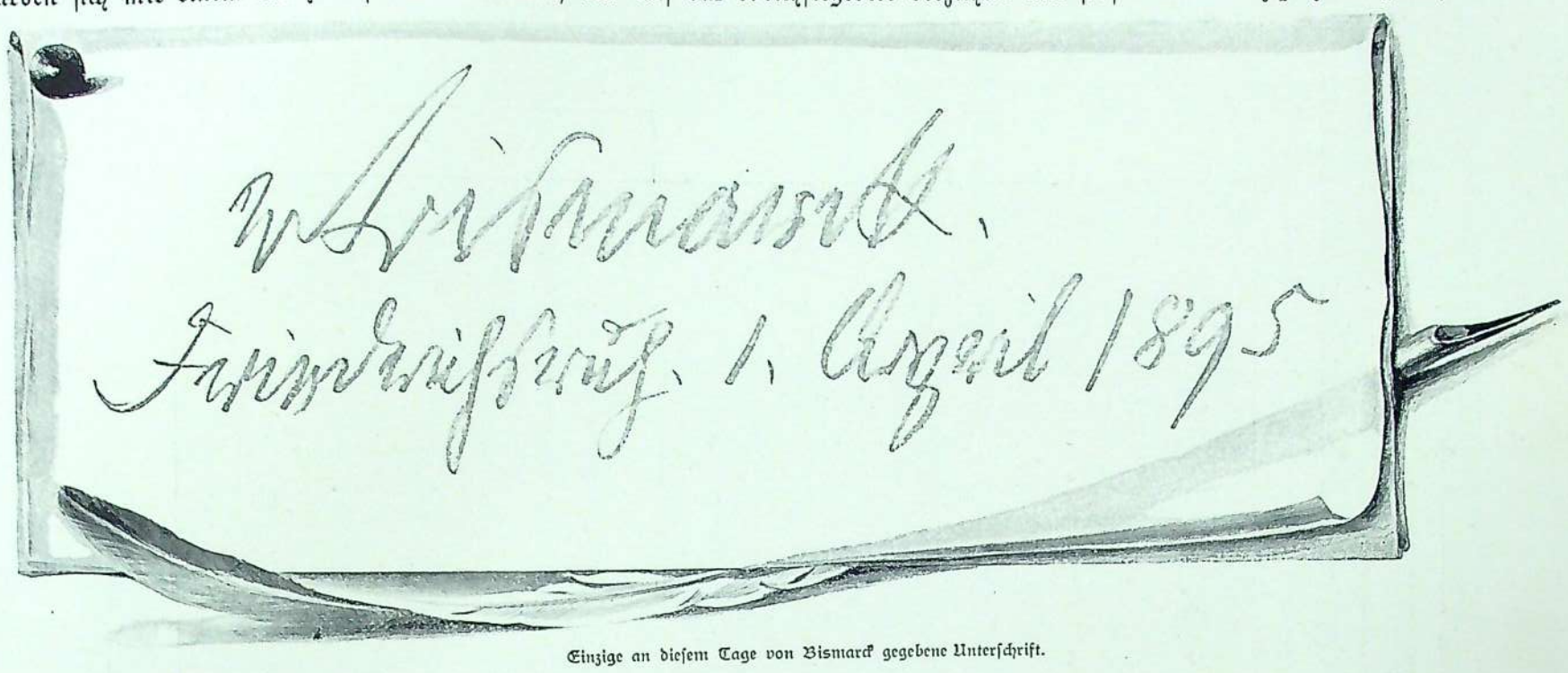


Friedrichsruh: Bismarcks Speisezimmer.

für die nationale Gesinnung bewirkt doch eine Scheidung, die an und für sich immer dazu nützlich ist, daß man seine Freunde und Feinde erkennt und daß wie auf dem Maskenball die Demaskirung eintritt. Ich würde keine Freunde haben, wenn ich nicht auch Feinde hätte; man kann nicht beides zugleich, kalt und warm, sein, und aus Kampf besteht das Leben in der ganzen Natur, in der Schöpfung; bei den Pflanzen — als Forstmann erlebe ich das in meinen Culturen —, durch die Insecten zu den Vögeln, von den Raubvögeln bis zu den Menschen aufwärts: Kampf ist überall, ohne Kampf kein Leben, und wollen wir weiterleben, so müssen wir auch auf weitre Kämpfe gefaßt sein.

Unsre Gegner, ich möchte sagen, die Gegner des Reichs — die Herrn sind ja sehr gereizt gewesen, wenn ich sie Reichsfeinde genannt habe, sie sind ja theoretisch nicht Reichsfeinde: jeder von ihnen kann sich irgend ein Reich denken, mit dem er sich befreunden würde und in dem er gern leben und gern herrschen würde vor allen Dingen, aber grade das Reich, wie es existirt, das wollen sie nicht; sie müssen doch selbst sagen, daß sie wieder entzweischlagen, was mühsam erreicht worden ist, daß man einstweilen noch kein zweites Exemplar auftreiben kann. Ich halte also den Protest gegen den Namen Reichsfeind nicht berechtigt, das kann ich sagen, nachdem ich fünfundzwanzig Jahre gegen diese Fractionen im Reichsinteresse habe fechten müssen. Aber ich gebe gern zu, daß er nicht theoretisch, sondern nur in Anwendung ad hoc zu nehmen ist, sie lieben dieses Reich nicht. Die katholische Kirche kennt ein Reich, in dem sie eine hervorragende Stellung

einnehmen würde, was sie wohl acceptiren würde. Ich habe mit dem Bischof Ketteler anno 1870 in dem Sinne zu verhandeln gehabt. Die Socialdemokratie würde einem Reiche nicht abgeneigt sein, in dem die geschicktesten Redner und Agitatoren eine herrschende Stellung nicht blos im Staate, sondern auch in der Familie und im Hause einnähmen; die Polen würden sich mit einem Reiche befreunden können, das auf das Weichselgebiet verzichtet und Posen und Danzig herausgiebt;



Einzige an diesem Tage von Bismarck gegebene Unterschrift.

also Reichsfeinde theoretisch und absolut principiell sind die Herrn nicht, aber das Reich, wie wir es haben, paßt ihnen nicht. Ich befinde mich nun am Abschlusse und schon nach dem Abschlusse des langen Kampfes mit ihnen, und da ist mir bei dem Abschluß, den mir das Wohlwollen meiner Freunde verschönert, doch auch der Gedanke tröstlich, daß die Gegner offenbar kein Siegesgefühl haben, nachdem ich fünf Jahre außer Dienst bin, sonst würden sie nicht mit dieser giftigen verleumderischen Verbissenheit heut noch gegen mich kämpfen; wenn sie mich für einen Besiegten hielten in unserm frühern dreißigjährigen Kampfe, dann würden sie nachsichtiger sein. So ungroßmüthig ist Niemand, daß er einen geschlagnen Feind noch in dem Maße verfolgt und verleumdet, wie es mir heutzutage in socialdemokratischen und Centrumsblättern toto die geschieht. Dieser fortdauernde Zorn ist mir also eine befriedigende Quittung, daß die Herrn Siegesbewußtsein nicht haben (Heiterkeit), und ich glaube auch nicht an ihren Sieg.

Ich bedaure, daß der Reichstag darauf verzichtet hat, einen zweiten Präsidenten aus den Socialdemokraten zu nehmen. Er würde dadurch die Herren der Nothwendigkeit näher gerückt haben, sich zu demaskiren und über das Ziel, dem sie zustreben, gelegentlich etwas mehr Auskunft zu geben und in dem Sinne zu handeln. Daß die Socialdemokraten keine Neigung haben, auf dergleichen einzugehen, das zeigt doch, daß sie selbst an die Möglichkeit ihres definitiven Erfolges noch nicht glauben, sonst würden sie bereitwillig dieses Hülfsmittel übernehmen; aber sie fürchten, daß ein Moment kommt, wo sie sagen müssen: „Weh mir, ich bin erkannt!“ Und wer sie erkannt hat, wer sie in ihren Zielen und Zwecken genau erkannt hat, der hat keine Möglichkeit mehr, mit ihnen zu gehn.

Ich möchte nun empfehlen, diesen ganzen Kampf nicht zu tragisch zu nehmen, es geht auf und ab damit. Es wird auch unter Umständen mit schwerem Blutvergießen gefochten, wir haben viel schwerere Kämpfe mit unsern heutigen Bundesgenossen gehabt, als wir je im Inlande gehabt haben. Im Inlande beschränkt es sich doch auf ein homerisches gegenseitiges Schimpfen (Heiterkeit) und auf gegenseitiges Insultiren. Es wird nicht einmal der Versuch gemacht, den Gegner zu gewinnen, sondern man sucht nur ihn zu kränken; das ist heutzutage der Hauptinhalt unsres parlamentarischen und publicistischen Streites, daß man sagen kann: „Dem habe ich es gut gegeben.“ Was für Wirkung es macht, ist gleichgültig. Ich nehme deshalb die Sache nicht so ernsthaft. Wir haben ja hier in Deutschland doch seit der Reformation und auch schon ein paar hundert Jahre vorher die Kämpfe gehabt, deren Wiederhall noch heute vernehmlich wird. Wir haben in den Städteverfassungen die Kämpfe der Geschlechter und Zünfte gehabt, wir haben die Bauernkriege gehabt; dasselbe findet sich ja noch wieder in den socialdemokratischen Bestrebungen. Wir haben seit der Reformation die confessionellen Kämpfe gehabt, die Religionskämpfe des dreißigjährigen Krieges, wir haben nachher den siebenjährigen Krieg gehabt als Analogon, was doch auch beinahe ein confessioneller Kampf war, und wir haben uns doch wieder zusammengefunden, und Gott wird uns auch in der Zukunft wieder zusammenführen. Ich möchte nur nicht, daß irgend Jemand, der richtigen Kampfeszorn in sich fühlt, auf unserer Seite sich durch ein falsches Friedensbedürfniß und durch die Sorge, er könnte Schaden anrichten, wenn er den Degen zieht, abhalten läßt, ihn ruhig zu ziehn und zu fechten. Wir haben uns immer bekämpft und geschlagen in Deutschland, sei es rhetorisch, sei es kriegerisch, und es würde gewissermaßen ein dead lock, ein todter Moment eintreten, wenn wir plötzlich Alle einig würden (Heiterkeit), wenn wir keine Fractionen hätten, wenn wir Alles, wie der Cantor vorsingt, nachsängen, und das würde uns Deutschen doch sehr schwer ankommen. (Heiterkeit.) — — Unser Herrgott ist doch ein einsichtigerer Regent, als irdische Fürsten sein können, und es giebt unter uns viele Leute, die mit dem Regimente der Vorsehung innerlich, wenn sie frei reden sollen, auch nicht vollständig zufrieden sind.

Bismarck und die Ostfriesen. (Die Getreuen von Jever).

Ich bemühe mich, es zu sein, und das Gebet im „Vater unser“: „Dein Wille geschehe“, ist mir immer maßgebend. Ich gebe mir Mühe, ihn zu verstehen, aber verstehn thue ich ihn nicht immer. — — Wir wollen auch den Willen der Regierung immer gern verstehen: selbst wo sie keinen hat, suchen wir einen und schieben wir einen unter. (Heiterkeit.) Die Leute sind auch in der Regel nicht so böse, wie die Gegner meinen. (Heiterkeit.)

Und so, meine Herrn, möchte ich meinen Dank für Ihre Begrüßung wiederholen und Sie bitten, mit mir der weiteren Entwicklung mit voller Gemüthsruhe entgegenzusehn. Man wird mit 80 Jahren kühler, wie man mit 40 Jahren gewesen ist, aber im Ganzen bleibe ich doch in der Ueberzeugung, unser Gott läßt keinen Deutschen zu Grunde gehn, am allerwenigsten Deutschland, und in dieser Ueberzeugung danke ich Ihnen. Ich hoffe, die Herrn unter Ihnen, die der Gottesgelehrtheit angehören, werden mit dafür sorgen, daß der Himmel uns günstig bleiben möge. (Heiterkeit.)

Pfleiderer, der damalige Berliner Rector, der im Namen Aller sprach, hatte doch schon den gutmüthigen, schwäbischen Tonfall gegen sich, als er die Adresse verlas. Das heimelte kleinstaatlich an und es fiel doch aus der Größe des

Bismarck wirft Blumen unter die Studenten.

Augenblicks heraus, eben weil es nicht gemeindeutsch war. Auch da klang Bismarcks Wort weit höher hinaus, obschon es einfach und schlicht heraufkam. Das war kein Reden und Doziren, das war deutsche Sprache in dialectfreiem Gewande. Das war der Bismarck, der, um an ein Wort Paul Heyse's zu erinnern, gewiß ein größter Schriftsteller geworden wäre, wenn er nicht die Deutschen zu einem Volke zu einen gehabt hätte. Dieses hätte freilich auch ein Anderer gekonnt, weil diese Einigung kommen mußte. Und darum versteh' ich, wenn ein großer oder erst recht ein kleiner Feind Bismarck diese Ruhmesthat nicht allzuhoch angeschlagen wissen will, wie hoch sie auch über Kirchthurmsgröße, ja vielleicht über alle deutsche

*) Die Deputation bestand aus den Herren Professor Dr. Otto Pfleiderer-Berlin, Professor Nissen-Bonn, Professor Oscar Emil Meyer-Breslau, Professor Dr. Zahn-Erlangen, Professor Dr. Robert Wiedersheim-Freiburg, Consistorialrath Professor Dr. Schultz-Göttingen, Professor Dr. Gaffky-Gießen. Professor Eduard Koschwitz-Greifswald, Professor v. Liszt-Halle, Professor Dr. Rohde-Heidelberg, Professor Dr. Winkelmann-Jena, Professor Schürer-Kiel, Professor Fleischmann-Königsberg, Professor Dr. Flechsig-Leipzig, Professor Dr. Theobald Fischer-Marburg, Professor Dr. v. Bechmann-München, Professor Bernhard Niehues-Münster, Professor B. Matthias-Rostock, Professor Dr. Windelband-Straßburg, Professor L. v. Meyer-Tübingen, Professor Karl Frhr. v. Stengel-Würzburg, Geh. Regierungs-Rath Professor Dr. Slaby-Charlottenburg, Professor Martin Krause-Dresden, Professor Heinzerling-Aachen, Professor Dr. Kohlrausch-Hannover, Professor Dr Lemcke-Stuttgart, Professor Dr. Lepsius-Darmstadt, Professor Math. Haib-Karlsruhe, Professor Karl Körner-Braunschweig.

That hinausragt. Aber Bismarcks wunderbare Herrschaft über die Sprache sollte die Gegner stutzig machen; denn wer so wie er von Hutten und von Luther kommt, der ist in jedem Sinne Einer, der hat auch in einem Zeitalter der großen Schnauze ein Anrecht selbst auf den Gruß des Hassers, wenn anders dieser nicht in den Mode gewordenen Allheilstiefeln plebejischer Selbstüberhebung sein eigenes nichtiges Ich spazieren führt.

Das bei aller Größe stille Innenbild der köstlichen Feier wurde noch reizvoller durch die Anwesenheit einiger Gäste. Der feine, kluge Kopf des als Abgesandter von Sachsens feinsten und klügsten Könige gekommenen Grafen Vitzthum konnte sich in der Erinnerung an kursächsische Lebensgrazie gestehen, daß heute hier im Norden Kraft in Schönheit einherging. „Und herbeigelockt durch das Glück verkündende Geschrei, drängen sich auch die, die noch soeben auf den Feldern flüchtig umherschweiften, zum Siege mit herzu.“ Ich will diese nicht nennen; kamen doch später noch ganz Andere, kamen doch Solche zum Geburtstagsgruße, die einem Höchsten zuliebe über jedes kritische Wort des amtlosen Alten gezetert hatten. Auch Reinhold Begas war, obgleich in Hamburg noch nicht das Derby gelaufen wurde, hierher gekommen. Man nahm ihn auch hier als Künstler von Gottes Gnaden auf und es mag dem Beobachter ein eigenstes Vergnügen gewesen sein ihn neben Lenbach: den verberlinerten Norddeutschen neben dem bajuvarischen Süddeutschen, weibweichen Marmor neben mannharter Farbe zu sehen.

Einen fremdesten Ton trug der Abgesandte des Sultans, Tewfik Pascha, herzu. Lang, schlank und stattlich groß, den Fez auf dem Kopfe, sprach er in der stillen Weise der Türken — und wie spricht diese Stille für das vielgelästerte Volk! — einen französischen Glückwunsch, den Bismarck französisch beantwortete. Hatte die Mehrzahl der Fürsten durch telegraphische Beglückwünschung ihre Theilnahme an der Feier bethätigt, so hatten auch der König von Württemberg — durch den Flügeladjutanten Oberst von Watter — und der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, durch den Obersten Freiherrn von Maltzan, besondere Handschreiben gesandt.

Dann gings zu kurzer Frühstückstafel, die, gleich dem Begrüßungsbilde, die Verewigung durch einen größten Maler werth war. Innerlich gewichtig wie nur eine, blieb sie äußerlich weit hinter dem zurück, was die sorgende Huld Bismarcks gewünscht hätte. Wär's nach ihr gegangen, so hätte sich diese Tafel, an der jeder Zugelassene, sei er ein Kaiser oder ein Handwerksmeister, dieselbe ritterliche Behandlung erfährt, weit ausgeweitet für die Theilnahme der Getreuen. Aber man konnte die recht wohl sich denken und dieses einzige Geburtstagsbild hinausverklären weit über Deutschlands fernste Grenzen hinüber:

Aus unmittelbarer Nähe drang die Musik der sich freudvoll für den großen Augenblick im Parke sammelnden studentischen Jugend herein, über die sich schon jetzt aus den Fenstern des Seitenflügels die Habgier unzähliger Photographen ergoß. Von unten herauf, aus den weiten Kellern des Fürstenhauses rumorte geschäftig der Kistenlärm noch immer ohne Unterlaß ankommender Geburtstagsgüter. Und in der gerade unter dem Speisezimmer gelegenen Küche schob und drängte sich eine Schaar durstiger Gäste, die theils auf Schleichwegen, theils durch die Huld des an solchen Tagen allvermögenden Oberförsters den Weg in den von allen Seiten streng und doch ganz unzulänglich bewachten Park, ja in das Haus Bismarcks gefunden hatte. Der ominöse Polacke hätte trotz der reichen Garnitur der Geheimpolizisten, die schließlich auf den unpolitischen Fang zahlreich anwesender Taschendiebe ausgingen, seinen Weg bis in die Gemächer des Fürsten gefunden. Aber er war daheim geblieben und statt Dolch und Dynamit gab's Schläger in Hülle und Fülle und knallende Champagnerpfropfen. Moët Chandon White Star ist eine der Lieblingsmarken Sr. Durchlaucht und der weinkundige Pinnow frappirt so zäh und lange, bis sich eisige Flöckchen in der herben Flüchtigkeit des flüchtigsten Weines gebildet haben. „Bier her, Bier her, oder ich fall' um“ klingt's und wimmert's um die Küchenfester und unaufhörlich reichen fleißige Hände die Krüge heraus, die mit dem besten Stoffe Bayerns gefüllt sind. Und Alle sind darin einig, daß heißt die Wenigen, die aus drangvoller Enge zu dem labenden Naß gelangen, daß niemals ein köstlicherer Stoff kredenzt wurde. Und dabei hätte heute Alles geschmeckt, wo man von 7 Uhr Morgens, von der Sammlung auf der Moorweide in Hamburg an, bis jetzt, gegen 1 Uhr Mittags, hatte auf den Beinen sein müssen. Die Hamburger, die nach Friedrichsruh gekommen waren und mit ihnen die vielen ungeladenen Gäste aus dem Reiche, konnten doch, während sie sehnsuchts- und erwartungsvoll das „achter der Muer“ gelegene Fürstenhaus umstanden, unzählige Gelegenheiten finden im Harren ihren Durst und ihren Hunger zu befriedigen. Denn die Wirthe des Bahnhofes und des dem Fürsten gehörenden Landhauses hatten sich mit Bier- ja mit Sectzelten so umfangreich umgeben, daß jede durstige Seele zum Ziel gelangen konnte. So war es hier nicht eben gefährlich stundenlang auszuharren. Aber es war um so undankbarer. Wie dicht sich die Vielen, die nicht mehr den Zugang des an der unteren Parkseite von dem Fürstenhause und damit der Studentenhuldigung nur durch das kleine Flüßchen Aue getrennten Wiese hatten finden können, um das Eingangsthor drängten, wie groß auch die Gewißheit den Fürsten zu sehen in den Tausenden lebte, die den Höhenrücken jenseit der Bahngeleise besetzt hielten: Diesmal, an diesem Geburtstage hatte Serenissimus Schweninger die morgendliche Begrüßung der Geburtstagsfahrer nicht geduldet. Bismarcks

Bismarck vor den deutschen Studenten. 1. April 1895.

ganze Kraft mußte geschont werden und wurde geschont für den Empfang der deutschen Jugend. Aber das Begrüßungsbild der Verehrer, das sonst jeder Bismarckgeburtstag in Friedrichsruh erstehen ließ, mußte doch ungern entbehrt werden. Da bewegte sich der Fürst, der an solchem Tage stets die Uniform trägt, in der drängenden Menge, da konnte, wer eben in der Nähe war, seine kleine weiche Hand drücken, junge Mädchen und nichtjunge ältere Damen konnten sogar der stolzesten Trophäe ihrer Sehnsucht theilhaftig werden: eines Kusses Sr. Durchlaucht. Und wie viele schöne und wohl auch weniger schöne Mäulchen mußten sich nun vergeblich spitzen. Wie manches herzige Erwarten heute, gerade heute den Gepriesenen zu schauen mußte enttäuscht im Biertrost untergehen: Bismarck ward außen erst am späten Nachmittag auf einen Augenblick sichtbar, als er die gewohnte Ausfahrt in seinen Wald unternahm, der ihm zu der Fülle eben geschauten Volksjubels die unsichtbare Huldigung der deutschen Volksseele zuraunen mußte. Denn es war kein verwegenes Phantasiren, wenn der sinnende Betrachter über die hier anwesende Volksfluth hinweg, die er um das Gastmahl deutscher Bildung rauschen sah, all das Wünschen, all das Sehnen, das in Alldeutschland, ja überall, wo Deutsche wohnen, der Deutsche fühlte, hier im Sachsenwalde verkörpert, oder richtiger vergeistigt sah. Denn um das greifbare Körperliche standen, endlos geschaart, Geist an Geist, Seele an Seele, und die Bäume des Sachsenwaldes wurden zu lebenden Tempelsäulen und der herrliche, der unbezwungene Wald wurde zum deutschen Volkstempel, über dem hochoben die huldigende Theilnahme der Seligen thronte, die im Leben mit und unter und über Bismarck den Kampf gekämpft hatten, den Heldenkampf für deutsche Einheit und Gesittung.

Aber solchen Gedankenzauber brauchte der gar nicht, welcher heute in Frühlingshelle das Vaterlandsfest erwartete, das Bismarcks Erscheinen vor den Studenten bringen sollte. Auch ohne Erinnern und Schweifen ins Körperlose stand er auf heiligstem Vaterlandsboden.

Bismarck wollte in dem Augenblick auf die Veranda heraustreten, als alle Theilnehmer, und es waren über fünftausend, im Parke anwesend wären. Ein Jeder der aus allen deutschen Landen herbeigekommenen Musensöhne sollte auch die Feier mitgenießen können. Dem freilich stand schon die Enge des Raumes entgegen. Bis weit zurück in die Tannengänge, die Bismarck vor Jahren hier anlegen ließ, standen die Schaaren, begierig weiter vorzudrängen und schließlich froh einen Blick der vom Sonnengold bräutlich umrahmten Huldigung zu erhaschen.

Die Corona der Gäste trat vor Bismarck heraus: Professoren in bunten Talaren, Militärs und Hausgäste, darunter die Damen des Hauses in weißen Kleidern, und zwischen den Alten, den Aelteren, die drei Enkelsöhne, ja oben in einem Fenster auf dem Arme der Wärterin der jüngste Sproß des Hauses: Herbert Bismarcks Töchterchen.

Nun mußte auch Er kommen. Die fiebernde Erwartung sollte gleich zu Ende sein und es schien als ob ein Jeder, wie günstig er auch stand, sich höher reckte, ja auf die Fußspitzen sich stellte.

Nun kam Er, langsam, fast tastend. Drei Schritte aus der Thür heraus und Er war da. Wer wollte den Gruß beschreiben, der ihm da entgegentönte! Er könnte doch nur Wort an Wort reihen, vielleicht eins größer und bunter als das andere, aber doch immer nur das Wort. Und das kommt hier nicht mit; dieser Hurrahjubel von Schwert und Kehle muß erlebt worden sein um begriffen zu bleiben. Ich habe nichts entfernt Aehnliches geschaut, nicht einmal in Jena, wo der Bismarcktag ein schönster Festtag war. Ich habe noch nirgends und niemals ein so wildes, brausendes Jubeln gehört, das doch ach! so seltsam-feierlich, so deutsch-keusch blieb. Es war ein Freudenlärm, durch den die Thräne floß. Und nicht bloß bildlich. Aber wen hätte dieses Bild nicht zu Thränen rühren sollen! Denn es war der Held, der dort oben stand. Man brauchte sich gar nicht seiner That und seines Schicksals zu erinnern: der sprach, wie er dastand, großgewachsen wie ein Edelbaum seines Waldes, für sich Alles. Montaigne hat einst kühn behauptet, daß hochgewachsene Männer wesentlich hochherzig wären. Nun, Keiner, der heute diesen Mann sah, schied ohne bewundernde Liebe, ohne das Gefühl eine größte Menschheitserscheinung gesehen zu haben von ihm; denn so sehr deckte seine äußere in kraftvoller Milde ragende Gestalt das Bild, das ein ideales Sehnen sich von deutschen Helden träumt. Wir wissen ja nicht erst aus der französischen Revolution, daß auch ein häßlichster Tribun Volksjubel und Frauenhuldigung an sich fesseln und ein Hurrahwogen um sich zwingen kann. Und wenn wir sehen, wie erfolgreich tagtäglich die Phrase selbst des niedrigsten Demagogen im Lande herumrattenfängert, dann wird zuletzt ein zweifelndes Lächeln über Alles gleiten.

Aber hier war ein frohestes Staunen erlaubt, weil es offenbar wurde, daß nicht Einer der Tausende enttäuscht von Bismarck davonging. Es mußte für diese Jugend zeugen, daß sie keine noch so weite Fahrt gescheut hatte, um für kurze Minuten in der Nähe des deutschen Heros weilen zu dürfen. Aber größer war die Belohnung, die ihr durch seinen Anblick wurde; denn ein Jeder nahm die körperliche Erscheinung des Heldenmenschen, der ganz männliche, unverwüstbare und doch schönheitvolle Kraft schien, unentrinnbar in die junge Seele auf. Und da ist das schöne Hoffen erlaubt, daß sie in einem dieser Jünglinge weiterlebt und sich verjüngt, damit neben den Männern, die wir brauchen, der Mann erstehe, der den deutschen Tempel vollendet. Welch' eine Fülle der Gesichte aus solchem Schauen aufsteigen möchte: wir wollen doch zunächst an das Wirkliche uns halten und den äußern Hergang festhalten. Als endlich der Jubel verstummt war und

Bismarck fragt: „Na, Alterchen, was machen denn die Knochen?“

Bismarck wieder den Stahlhelm auf das machtvoll ragende Haupt gesetzt hatte, traten die Hauptchargirten zu ihm, deren einer, auf das auf der Veranda aufgestellte Ehrengeschenk weisend, die folgende Ansprache hielt:

Durchlauchtigster Fürst!

An diesem glücklichen Tage, da brausender Festesjubel Alldeutschland vom Fels zum Meer erfüllt, ist es der gesammten deutschen Studentenschaft ein Herzensbedürfniß und eine heilige nationale Pflicht, Ew. Durchlaucht in ehrerbietiger Huldigung die innigsten Glückwünsche darzubringen. In der begeisterten Theilnahme unserer tiefbewegten Herzen findet die Liebe der akademischen Jugend zu Deutschlands größtem Sohne, ihre unauslöschliche Dankbarkeit und glühende Verehrung für den genialen Schöpfer und Heldenkanzler unseres kraftvoll geeinten Reiches nur einen matten Wiederhall. Aber wir freuen uns aufrichtig der hohen Ehre, im Auftrage der Studenten aller deutschen Hochschulen heute an Ew. Durchlaucht die Bitte richten zu dürfen, diese Ehrengabe als ein Zeichen unserer dankerfüllten Gesinnung und ein Unterpfand nie erkaltender Treue und Hingebung entgegennehmen zu wollen. Unsere Empfindungen an diesem festlichen Gedenktage haben wir mit unseren Kommilitonen in dieser Adresse niedergelegt, die zu verlesen Ew. Durchlaucht mir huldvollst gestatten wollen.

„Zu Ew. Durchlaucht 80. Geburtstage bringt in einmüthiger Liebe und Begeisterung die deutsche Studentenschaft innigen Glückwunsch dar.

Dankbaren Herzens feiern wir heute den Ehrentag des Mannes, der unser Vaterland aus langer Zerrissenheit herrlich emporführte zur lichten Höhe eines stolzen machtgebietenden Reiches.

Was im Schlachtendonner unter den siegreichen Fahnen unserer Väter zur Frucht reifte, — uns, dem werdenden Geschlechte, fiel es als mühelose Ernte in den Schooß.

Aber wir geloben es: tapferen Sinnes festhalten, unermüdlich weiterbauen wird die deutsche akademische Jugend an dem Werke, dem Ew. Durchlaucht die rastlose, hingebende Arbeit eines reichen Lebens weihten.

Mit diesem unverbrüchlichen Gelübde verbinden wir heute unseren herzlichen Wunsch:

Glück und reichen Segen schenke Gott der Allmächtige Ew. Durchlaucht heute und immerdar!“

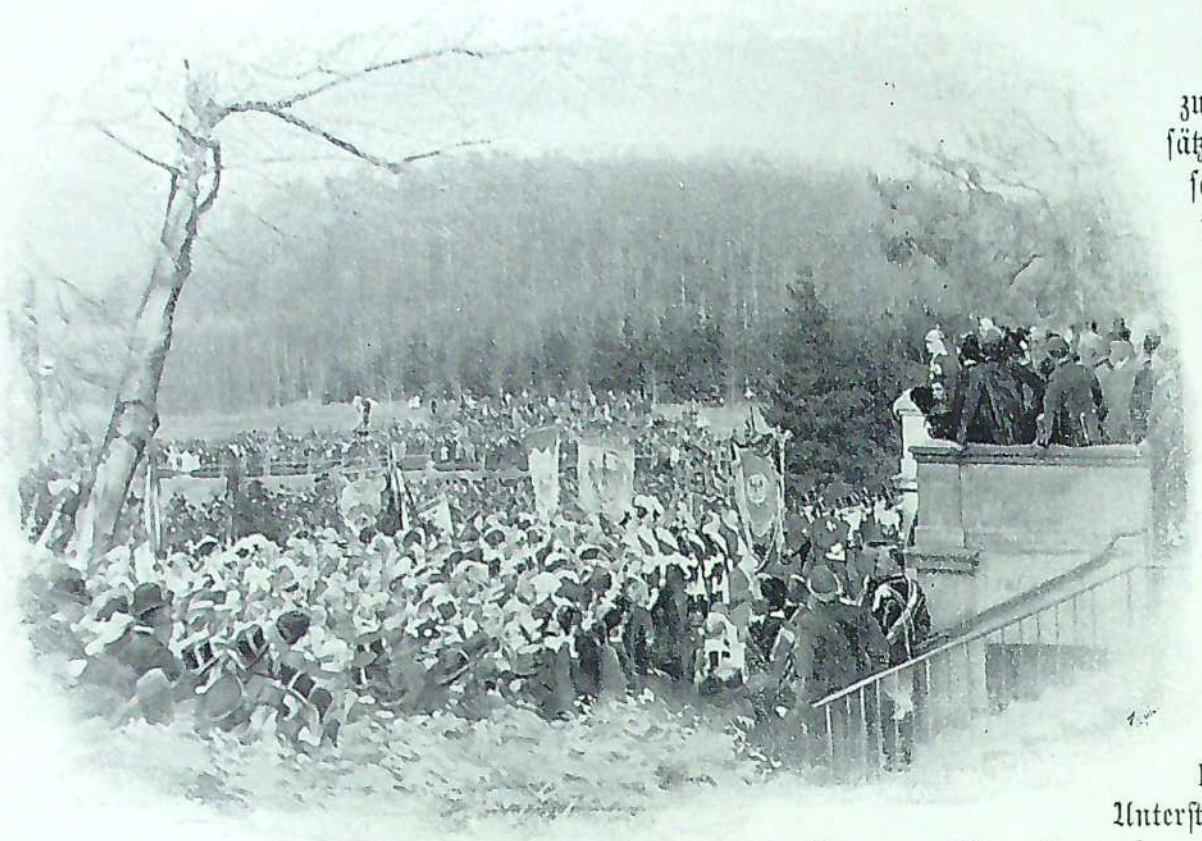
Euch aber, Kommilitonen, fordere ich auf, mit mir einzustimmen in den Ruf: „Se. Durchlaucht Fürst Bismarck lebe hoch!“

Kaum hatte der Jüngling geendet, da stand derselbe wilde Jubelsturm wieder auf, um dann schnell zu verstummen, als der „Alte“ an die Brüstung getreten war, um nun selbst zur deutschen Jugend zu sprechen. Hier ist seine Rede:

Meine Herrn! Ich habe soeben aus dem Munde Ihrer Lehrer, der Dirigenten unsrer Hochschulen, eine Anerkennung über meine Vergangenheit erhalten, die für mich vom höchsten Werth ist. Aus Ihrer Begrüßung entnehme ich die Zusage für die Zukunft, die für Jemand in meinem Alter einen vielleicht noch höheren Werth hat als das Bedürfniß der Anerkennung. Sie werden die Gesinnungen, die Sie heute durch Ihre Anwesenheit hier an den Tag legen, wenigstens Viele von Ihnen, bis zur Mitte des nächsten Jahrhunderts zu bethätigen in der Lage sein, während ich seit lange zur Unthätigkeit verurtheilt bin, der Vorzeit angehöre. Und das ist mir ein Trost; denn der Deutsche ist nicht so organisirt, daß er das, wofür er sich in der Jugend begeistert hatte, in späteren Jahren vollständig fallen läßt. Sie werden in 40 und 60 Jahren vielleicht nicht ganz die Ansichten haben, die Sie heute haben, aber das Samenkorn, was die Regierungszeit des Kaisers Wilhelm I. in Ihre jungen Herzen gelegt hat, wird doch immer auch dann seine Früchte tragen, und Ihre Auffassungsweise, wie sich auch inzwischen unsre staatliche Einrichtung gestalten mag, wird immer eine deutschnationale bleiben, auch wenn Sie alt werden, weil sie es heute ist. Man giebt die Pflege des Nationalgefühls im eignen Innern nicht muthwillig auf, man verliert es auch nicht, auch wenn man auswandert. Ich habe ja die Beispiele, daß Hunderttausende von Deutschen heut aus Amerika, aus dem Caplande, aus Australien mit derselben Begeisterung an dem alten Vaterlande hängen, die sie zum großen Theil in den Kampf dafür geführt hat.

Wir haben unsre nationale Unabhängigkeit in schweren Kriegen erkämpfen müssen. Die Vorbereitung, der Prolog dazu war der holsteinische Krieg. Wir mußten den Krieg mit Oestreich führen, um uns auseinanderzusetzen, kein Gericht konnte uns ein Separationserkenntniß geben, wir mußten fechten. Daß, nachdem wir bei Sadowa gesiegt hatten, uns der französische Krieg bevor stand, das konnte für Niemand zweifelhaft sein, der mit der Lage Europas vertraut war. Es empfahl sich nur, ihn nicht zu früh zu führen, bevor wir die Früchte unsrer norddeutschen Einigung einigermaßen unter Dach gebracht hatten. Nachdem wir ihn geführt hatten, war bei uns überall das Gerede, in fünf Jahren würden wir den nächsten Krieg zu führen haben. Es was das ja zu fürchten: aber ich habe es seitdem als meine Aufgabe betrachtet, ihn zu verhindern. Wir Deutsche hatten keinen Grund mehr, Krieg zu führen; was wir brauchten, hatten wir; darüber hinaus zu fechten, aus Eroberungsbedürfniß, für die Annexion von Ländern, deren wir zu unsrer Genugthuung nicht bedurften, ist mir als eine Ruchlosigkeit erschienen, ich möchte sagen: als eine bonapartistische Ruchlosigkeit, als eine ausländische, die nicht in unserm germanischen Gerechtigkeitsgefühl liegt.

Ich bin also, nachdem wir in unserm Hause uns so ausgebaut und ausgedehnt hatten, wie wir es zu bedürfen glaubten, immer ein Mann des Friedens gewesen und habe selbst kleine Opfer nicht gescheut; der Mächtige kann unter Umständen nachgiebig sein. Weder die Carolinen noch Samoa, so viel Werth ich auf coloniale Entwicklung sonst lege, waren den Krieg werth, den wir dafür hätten führen können. Kriegerischen Ruhm bedurften wir nicht, Ansehn auch nicht. Das ist eben der Vorzug des germanischen Charakters unter allen übrigen, daß er seine Befriedigung in der eignen Anerkennung des eigenen Werthes findet und kein Bedüfniß nach Prestige, Herrschaft und Vorrecht hat, daß er sich selbst genug ist. Darauf habe ich gehalten, und es ist in der Politik viel leichter, sich zu sagen, was man vermeiden, als sich



Bismarck spricht zu den Studenten.

zu sagen, was man thun muß. Gewisse Grundsätze der Ehrlichkeit und der Tapferkeit untersagen uns ja Manches zu thun, wie beim Manöver gewisse Felder zur Betretung verboten sind. Aber etwas ganz Andres ist die Entschließung darüber, was geschehn soll, und darüber kann Niemand eine sichre Voraussicht haben. Denn die Politik ist eine Aufgabe, mit der eigentlich nur die Schifffahrt in unbekannten Meeren eine Aehnlichkeit hat. Man weiß nicht, wie das Wetter, wie die Strömungen sein werden, welche Stürme man erlebt. In der Politik kommt noch dazu, daß man wesentlich von den Entschließungen Andrer mit abhängig ist, auf die man gerechnet hat, und die nachher nicht eintreffen, daß man nie vollkommen selbständig handeln kann. Und wenn die Freunde, auf deren Unterstützung man angewiesen ist, ihre Ansicht ändern, wofür man nicht gutsagen kann, so ist der ganze Plan mißlungen. Also positive Unternehmungen in der Politik sind außerordentlich schwer, und wenn sie gelingen, so soll man Gott danken, daß er seinen Segen dazu gegeben hat, und nicht herummäkeln an Kleinigkeiten, die diesem und jenem fehlen, sondern die Situation acceptiren, so wie Gott sie macht. Denn der Mensch kann den Strom der Zeit nicht schaffen und nicht lenken, er kann nur darauf hinfahren und steuern, mit mehr oder weniger Erfahrung und Geschick, kann Schiffbruch leiden und stranden und auch zu guten Häfen kommen.

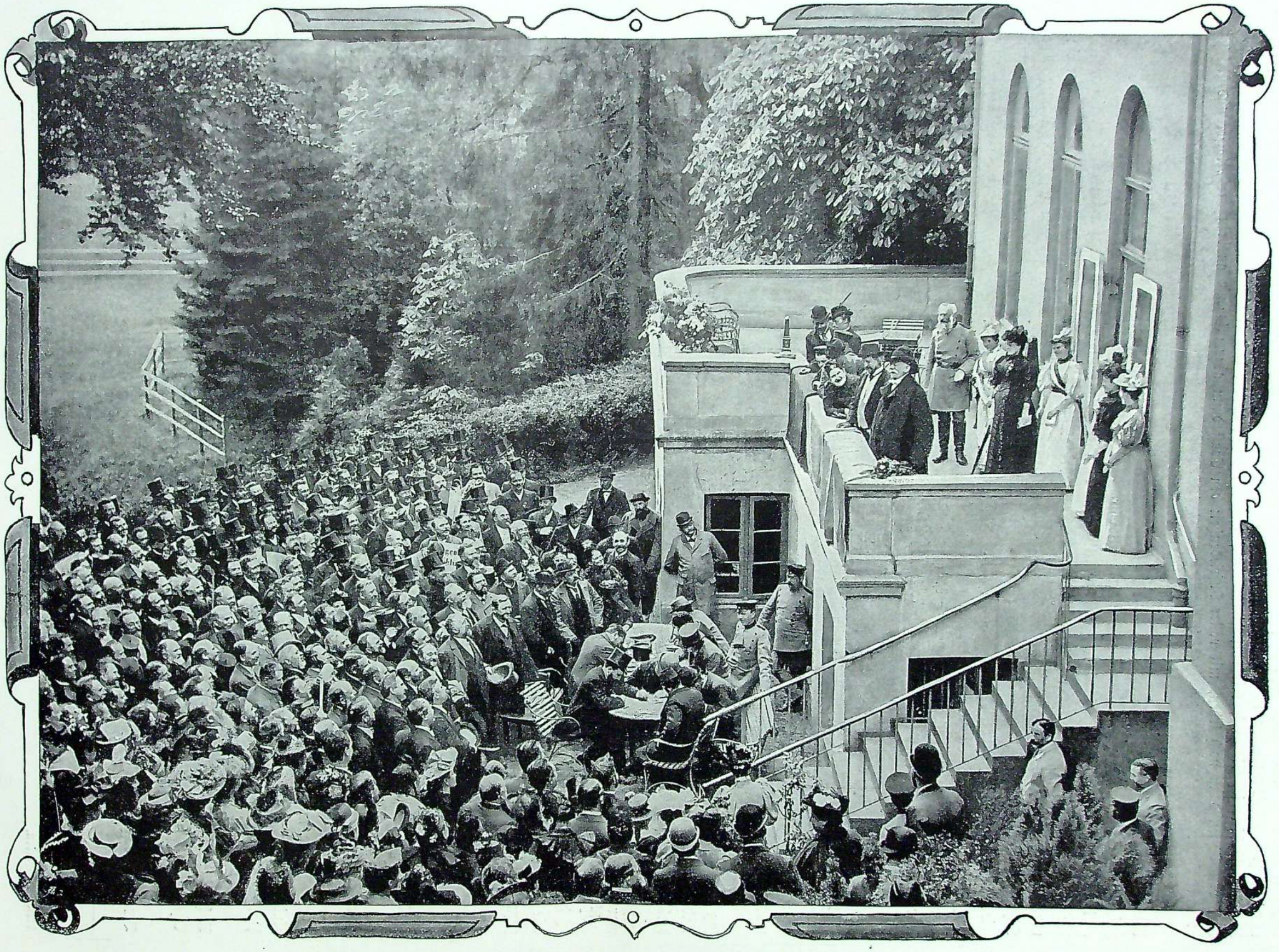
Wenn wir nun zu guten Häfen gekommen sind, wie ich aus dem, ich kann nicht sagen allgemeinen, aber doch überwiegenden Urtheil meiner Landsleute entnehme — denn deren Befriedigung ist doch Alles, was wir zu erstreben haben — so wollen wir zufrieden sein und pflegen und erhalten, was wir gewonnen haben in Kaiser und Reich, so wie es ist, nicht so, wie es Einzelne wünschen könnten, mit anderen Einrichtungen, mit etwas mehr Zuthat von dem, was Jedem grade am nächsten am Herzen liegt, sowohl in confessioneller wie in socialer Beziehung, sondern wir wollen sorgfältig festhalten, was wir haben, auch in der Sorge, das wieder zu verlieren, wenn wir es nicht zu schätzen wissen. Deutschland ist ein mächtiges Reich gewesen unter den Karolingern, den Sachsen und den Hohenstaufen; und wie es einmal diese Stellung verlor, so sind fünf-, sechshundert Jahre vergangen, ehe es sozusagen wieder auf die Beine kam. Die politischen Entwicklungen gehn so langsam wie die geologischen. Die Schichten legen sich übereinander und erzeugen neue Bänke und neue Gebirge.

Aber ich möchte vor allen Dingen die jungen Herrn bitten: geben Sie sich dem deutschen Bedürfniß der Kritik nicht allzusehr hin, acceptiren Sie, was uns Gott gegeben hat und was wir mühsam unter dem bedrohenden — Angriff kann ich nicht sagen — aber Gewehranschlag des übrigen Europa ins Trockne gebracht haben. Es war nicht so ganz leicht. Wären wir vor den europäischen Seniorenconvent vor Abschluß unsrer französischen Angelegenheiten citirt worden, wir wären lange nicht so gut weggekommen, wie es geschehn ist, und meine Aufgabe ist es gewesen, dies nach Möglichkeit zu verhindern. Daß dabei nicht Alles erreicht werden konnte, was Jeder wünschte, ist natürlich, und ich spreche davon nur, um die Nachsicht Derer in Anspruch zu nehmen, die ganz berechtigt sind, mehr zu erwarten, vielleicht auch mehr zu erstreben; aber nur nicht zu früh und nur nicht zu rasch. Halten wir vor allen Dingen zunächst fest, was wir haben.

Wer die meisten Opfer für die Herstellung des Deutschen Reichs gebracht hat, sind offenbar die deutschen Fürsten, der König von Preußen nicht ausgeschlossen, und mein alter Herr hat lange gezögert, ehe er seine Unabhängigkeit bereitwillig aufgab an das Reich. Also seien wir Denen dankbar, die für das Reich Opfer gebracht haben, die den Dynastien schwer fallen mußten nach der ganzen tausendjährigen deutschen Geschichte; seien wir dann auch der Wissenschaft und ihren Pflegern dankbar, daß sie auf ihrem Herd das Feuer der deutschen Einheit Jahrhunderte lang erhalten haben, bis die Zeit kam, da ihm wieder Brandstoff zugeführt wurde und es höher aufflammte und uns eine befriedigende Leuchte und Wärme gewährte.

Also ich möchte vor allen Dingen — Sie werden mir sagen, ich bin ein alter Conservativer — mich dahin zusammenfassen: Halten wir, was wir haben, vor allen Dingen, ehe wir Neues versuchen. Fürchten wir uns auch nicht vor denjenigen, die uns das nicht gönnen, was wir haben. Es sind Kämpfe in Deutschland ja immer gewesen. Und die heutigen Fractionsspaltungen sind ja doch nur die Nachwehen der alten deutschen Kämpfe in den Städten zwischen den Geschlechtern und den Zünften, in den Bauernkriegen zwischen den Besitzenden und den Nichtbesitzenden, in den Religionskriegen, im dreißigjährigen Kriege. Alle diese tiefgehenden, ich möchte sagen, geologischen Spaltungen im deutschen Boden lassen sich nicht vertilgen mit einem Schlage; und wir müssen mit unsern Gegnern doch auch Nachsicht haben, wenn auch nicht darauf verzichten, unsrerseits zu fechten. Das Leben ist Kampf in der ganzen Schöpfung, und ohne innere Kämpfe kommen wir zuletzt beim Chinesenthum an und versteinern. Ohne Kampf kein Leben. Nur muß man in allen Kämpfen,

Huldigung der Westfalen in Friedrichsruh. 11. Mai 1895.



Huldigung der Rheinländer in Friedrichsruh. 18. Mai 1895.

sobald die nationale Frage auftaucht, doch immer einen Sammelpunkt haben, und das ist für uns das Reich, nicht wie es vielleicht gewünscht werden könnte, sondern wie es besteht, das Reich und sein Kaiser, der der Vertreter dafür ist. Und deshalb bitte ich Sie, mit mir einzustimmen auf das Wohl von Kaiser und Reich; und mögen Sie Anno 1950, so viele von Ihnen dann noch leben, mit voller Zufriedenheit den Toast dann abermals mit ausbringen: „Kaiser und Reich, sie leben hoch!"

Mit scheuer Ehrfurcht war Bismarck angehört worden und dann war ihm natürlich lautester Jubel immer von Neuem entgegengerauscht. Nun kamen Bilder behaglicher Feierlichkeit: Lied reihte sich an Lied, bald wars ein Vaterlandsgesang, bald ein Gaudeamus. Dann wieder wurde ein Ehrentrunk kredenzt und Bismarck trank der Jugend mit einem: „Vivat Academia! Vivat membrum quodlibet" entgegen. Zum Zeichen, „daß auch kein Tropfen im Glase geblieben" — der „Ganze" war freilich nur ein mit Bier gefüllt gewesenes Weinglas — drehte er es lächelnd um. Und nun kam ein neuer großer Augenblick: er stieg von der Veranda herab, um, begleitet von seinen beiden Söhnen und, wie immer, von Schweningers drängenden Armen beschützt, sich der jungen Welt in nächster Nähe zu zeigen. Das war freilich schwer und wie sehr er, der höflichste Wirth seiner Gäste, bemüht war, so einen Jeden zufriedenzustellen, so gab schon die drangvolle Enge kein weiteres Bewegen zu. Manch Einer wurde freundlich angesprochen, dann mußte der Rückweg genommen werden. Aber schließlich kamen auch die, welche weit zurückgestanden hatten, zum Ziel; denn nachdem das Preislied gesungen worden war, schritt der Zug dicht an der Veranda vorbei, und damit dicht unter Bismarck, und diesem beständig entgegenjubelnd, um das Fürstenhaus herum dem Ausgange zu. Da konnte Jeder, der vorher weit abgestanden, der nicht die weiche, keusche Stimme gehört hatte, in die schreckende Herrlichkeit des Bismarckauges blicken. Und die brachte für Jeden eine Erinnerung für's Leben. Als ihm Blumen hinaufgeworfen wurden, griff er zu dem Strauße der Gräfin Herbert Bismarck und warf nun selbst Blüthe um Blüthe herunter. Was an Blumen oben aufzutreiben war, wurde ihm gereicht, denn immer andere Hände streckten begehrend sich entgegen. Bald war der Vorrath erschöpft und schließlich war auch der Vorbeimarsch zu Ende.

Bismarck trat in seine Wohnung zurück und ging zur Stärkung für den Abend, der das Festessen und den Fackelzug der Hamburger bringen sollte, schlafen; die Hauptcharchirten wurden an der fürstlichen Tafel bewirthet und alle die Anderen, die Tausende, strebten durch Menschen, Staub und Buden dem Bahnhofe zu, während die aus allen Weltgegenden herbeigekommenen Berichterstatter in einer neben der Post eigens errichteten Halle ihre unbehagliche Arbeit so behaglich wie möglich verrichten konnten. Unter diesen waren nicht Wenige, die Bismarck im Parlament zu hören pflegten, und so war ihre Meinung, daß er heute so frisch wie nur je vor Jahren gesprochen habe, um so werthvoller. Einer von ihnen, Hugo Herold, hat ihr mit folgendem Wort Ausdruck gegeben:

„Wer Bismarck so oft und so lange Jahre im Parlament bei großen politischen Gelegenheiten hat sprechen hören, wie Schreiber dieses, der mußte heut bei seiner Ansprache an die Studentenschaft vollkommen den Eindruck haben, als ob zehn Jahre der Vergangenheit fortgewischt wären.

Vor uns stand wieder ganz der alte historische Bismarck

und dabei auch äußerlich im Stile jenes weit bekannten Gemäldes aus 1871 von der Kaiser-Proklamation in Versailles: in Kürassier-Uniform, den blanken Stahlhelm auf dem nackten Schädel nach hinten gerückt.

So sprach er zur Versammlung, genau mit derselben etwas trockenen Stimme, ebenso gelegentlich zögernd und einen Ausdruck suchend, oder ihn durch einen besseren ersetzend, genau mit dem gleichen Tonfall, eher etwas stärker als oft im Parlament, aber ohne die ehemalige Nervosität in der Klangfarbe.

Dazu machte er ganz wie ehedem die alten Handbewegungen beim Sprechen, zupfte und strich sich mechanisch die Uniform zurecht, wenn ihm grade ein Wort fehlte, und sagte die markigsten und gedankenvollsten Sätze so ohne jedes Pathos heraus, als wäre es alltägliche Waare.

Es war ein unbeschreiblicher Genuß, ihn reden zu hören: die Wucht des Ideengangs zu verfolgen, die abgeklärte Ruhe in der Betrachtungsweise, gelegentlich verbunden mit leisem Humor, wo er bestimmte Erbsünden des deutschen Charakters streifte. Und alles ward von ihm mit der einfachsten Natürlichkeit ganz schlicht herausgesagt".

Aber Bismarck, der Redner, war doch nur von Hunderten dieser Tausende gehört worden, während ein Jeder Bismarck, den Helden, gesehen und damit eigenen Auges geschaut hatte, daß eine ungebrochene Manneskraft vor ihm stand.

Anmerkung: Wegen einheitlicher Vertheilung des Bilderschmucks werden hie und da Illustrationen schon vor dem sie betreffenden Texte eingeschaltet; ich denke so, daß die Uebersichtlichkeit nicht leidet. Jedenfalls wird überall da, wo es nöthig sein sollte, auf das betreffende Bild zurückverwiesen werden.

Der Verfasser.

Die Deutschen Innungen in Friedrichsruh. 19. April 1895.

Huldigung der Oesterreicher und österreichischer Studenten.

Und mehr als das: die Nähe des Ideals, die so oft Enttäuschung ist, ward hier Verklärung; denn über dieser Gestalt strahlte nicht bloß die Reichsgröße, die er geschaffen: das Heldische des Mannes, sein eigenster, in stetem Selbstkampfe tiefabgeklärter Menschenwerth leuchtete einem Jeden entgegen. Um ein Wort Miltons zu sagen: „Stolz über alle Andern ragte er in Art und Aussehn hoch empor und stand gleich wie ein Thurm". Nur freilich würde er der Erste sein, der sich gegen einen etwa absichtlich wirkenden Stolz recht ablehnend verhalten würde, und nun gar gegen den diabolischen, den Milton bei seinen prachtvollen Versen im Auge hatte. Aber er wirkt stolz auch in behaglichster Rede, eben weil er in jedem Wort und in jeder Bewegung der große Mensch ist. Bayard Taylor schrieb einst, es war nach dem Berliner Congresse: „Wen habe ich nicht gesehen und gesprochen? Bismarck, Gortschakoff, Beaconsfield, Andrassy, Waddington, Mehemet Ali Pascha, Curtius, Mommsen, Lepsius, Helmholtz, Grant. Sie sind allesammt liebenswürdige, zugängliche Menschen.

„Bismarck aber ist ein Mensch, der Einen mit Staunen erfüllt."

So war es kein Wunder, daß gerade er die in allem Persönlichen anspruchsvolle, ja vielleicht hellsehende Jugend, im ersten Augenblick gewann und seine „Art und Aussehn" unvergänglich in ihre Seele prägte. Brauch' ich zu schildern, was diese Jugend erfüllte, als sie, begleitet vom Zuruf der Väter, von der wehmüthigen Freude der Mütter, zur Dankfahrt in den Sachsenwald fuhr! Sie wollte zeigen, daß sie reichsdeutsch fühlt über alles Locken und Schreien der Neuerer hinweg, daß noch immer nicht die Zeit gekommen ist und nicht kommen wird, wo „die Eule den jungen Adlern den Weg zur Sonne" weisen darf. Und die Feier selbst zeigte es, daß diese Jugend über alle Fährniß zuchtlosen Wünschens hinweg eine unbesiegbare Vaterlandsliebe in den Kampf um unser Deutschthum stellen kann.

Auch in ihr ist der wirkliche Volksverderber, die Großstadtsucht, mächtig geworden. Vielleicht auch hatten einige Derer am lautesten gejubelt, die sich in den verlorenen Gassen des Hamburger Nachtlebens zu Hause fühlten.

Und dabei waren sie doch von dem keuschen Manne gekommen, der von sich sagen konnte, daß niemals der Ehebruch über seine Schwelle kam. Ihm, dem schlichtesten und bescheidensten Kraftmenschen ist alle Kraftmeierei so fern, daß es ihm gewiß nicht auffiel, wie auch diese an seinem Festtage in Stulpenstiefeln um ihn herumparadirte. Die Sprechart einiger der jungen Redner war so feldwebelhaft aufgelautet, daß man daraus wohl oder übel auf eine allgemeine Verbreitung sonderbarer Unnatur unter unserer Jugend schließen mußte. Aber diese und ähnliche Unart und Untugend des reichen Erben, der alle nach 70 geborene Jugend ist, wird mich nicht über die eine Gewißheit hinwegtäuschen, daß diese Jugend sich eines Tages todesmuthig schlagen wird. „Als die Gier nach Gold und Silber sich in Sparta eingeschlichen hatte und dem Besitze des Reichthums Geiz und Habsucht, seinem Gebrauch und Genuß aber Schwelgerei, Weichlichkeit und Prachtliebe nachgefolgt waren, kam dieser Staat um die meisten seiner Vorzüge und befand sich immer in einem niedrigen, verächtlichen Zustande bis auf die Zeit, da Agis und Leonidas zur königlichen Würde gelangten". Agis und nach ihm Kleomenes, gewannen für ihr großes Beginnen der sozialen Noth zu steuern, schnell die verweichlichte Jugend für sich. Die „änderte auf einmal ihre Lebensart, wie ihr Gewand, um zur Freiheit zu gelangen".

Es ließe sich hier Plutarch noch recht passend weiter citiren; denn wie sehr auch die Massengröße heutiger Volkszustände der Kleinheit Lacedämons und damit seiner Regierungskunst zu spotten scheint: noch immer hat eine Staatsverwirrrung die klare Mannesthat verlangt. — —

In solcher bismarckischen Staatsbetrachtung hätte Bismarck seiner Rede an die Jugend einen unendlich weitern Ausblick geben können, als er in Wahrheit gab. Er zeigte wohl die Pfeiler alles staatlichen Lebens und damit aller Menschengemeinschaft. Aber, wie viel das war: es war doch nicht Alles, was wir erwarten wollten. Ich möchte sagen,

daß auch ein derb-lutherischer Ton hineingehört hätte, ein drohendes Mahnen. Diese im Sachsenwalde gehaltene Rede hätte mit einem Wort die germanische Waldpredigt sein können, von der aus der Weg in die — moderne Stadt siegreich zu finden gewesen wäre.

Aber wenn man sich erinnert, daß Bismarck sowohl zum Schulgesetz, wie zum Knebelgesetz schwieg — und wir werden uns damit an der rechten Stelle ausführlich beschäftigen — so konnte sein Sichbescheiden in diesem Falle schon deshalb nicht überraschen, weil er auch heute nur als Staatsdiener, nicht aber als Herrscher oder aber als Volksführer, als Volksheros wirken will.

Nur aus dieser Betrachtung heraus wird eine Unterschätzung dieser und anderer Reden zu vermeiden sein, die er während der vielen Huldigungstage so zahlreich und so unermüdlich hielt, oder vielmehr zu seinem großen Leidwesen halten

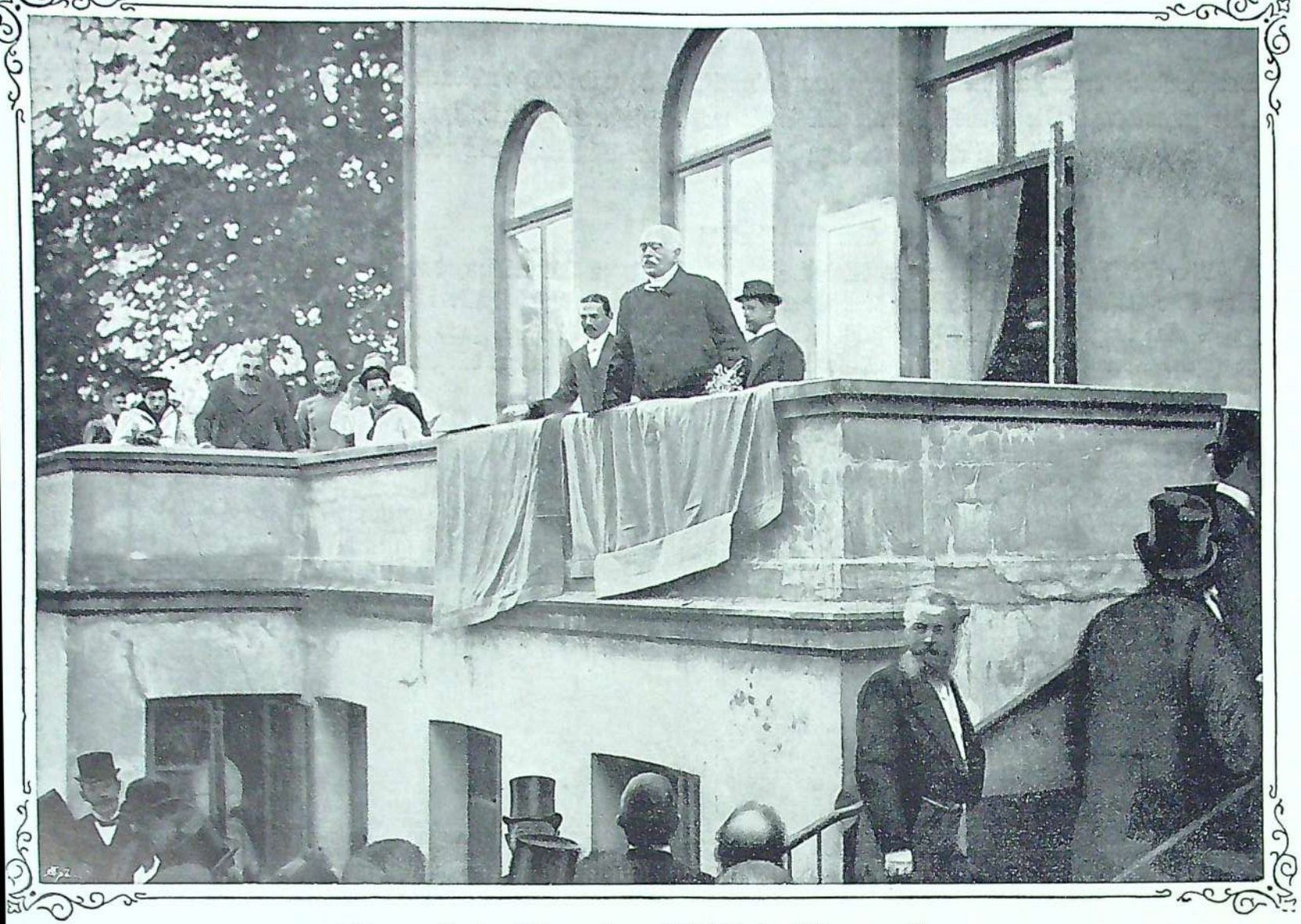
Huldigung der Oesterreicher und österreichischer Studenten.

mußte. Darum aber wird es um so nöthiger, über den öffentlichen Redner hinweg immer wieder den Plauderer zu suchen, der bei Tisch seinen Gästen ein weltkundigstes Anschauen alles Menschendaseins in hell und zuweilen auch grell aufleuchtenden Bemerkungen zum Besten giebt. So enthält auch seine Unterhaltung mit den Mitgliedern des Gesammtausschusses des Verbandes alter Corpsstudenten*), die ihm in Friedrichsruh das Modell des auf der Rudelsburg zu errichtenden Bismarckdenkmals überreichten, einige seine Stellung zur Studentenschaft schärfer beleuchtende Bemerkungen als seine Rede sie enthielt. Sowohl diese Begrüßung im Auftrage der alten Herren der Corps, wie diejenige im Auftrage der alten Herren

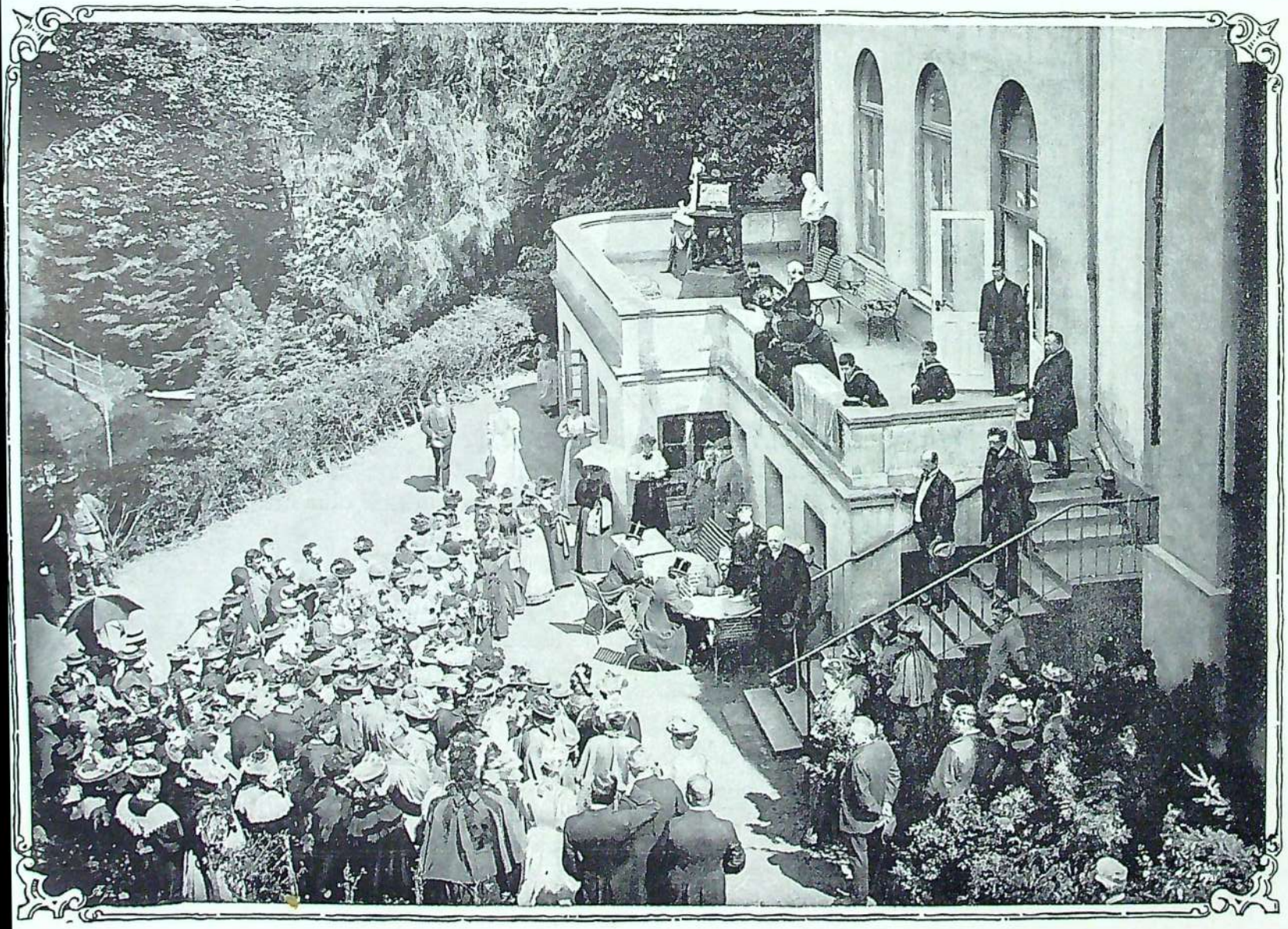
*) Die Deputation bestand aus folgenden Herren: Dr. Hans v. Hopfen, Schriftsteller („Frankonia"-München), Vorsitzender, Oberregierungsrath von der Marwitz („Lusatia"-Breslau), stellvertretender Vorsitzender, Dr. John Koch, Oberlehrer, Schriftwart („Baltia"-Königsberg), Arthur Parcus, Bankdirector, Kassenwart („Rhenania"-Heidelberg, „Suevia"-Tübingen), Baumeister Dröge („Normannia"-Berlin), Geheimer Oberbergrath und vortragender Rath Fürst („Marcomannia"-Breslau, „Guestphalia"-Heidelberg), Generaldirector der norddeutschen Hagel-Versicherungs-Gesellschaft Gruner („Guestphalia"-Heidelberg, „Neoborussia"-Berlin, „Saxonia"-Göttingen), Geheimer Oberregierungsrath und vortragender Rath Hauß („Thuringia"-Jena, „Suevia"-München), Verlagsbuchhändler Dr. Janke („Hannovera"-Göttingen, „Teutonia"-Marburg), Landgerichtsrath Kersten („Bremensia"-Göttingen), Reichsbankdirector von Klitzing („Suevia"-Tübingen), Geheimer Ober-Finanzrath und vortragender Rath Köhler („Vandalia"-Heidelberg), Regierungsrath Lehne („Rhenania"-Heidelberg, „Hasso-Borussia"-Freiburg), Regierungsrath Robolski („Guestphalia"-Halle), Wirklicher Legationsrath und vortragender Rath von Schuckmann („Saxo-Borussia"-Heidelberg), Geheimer Medicinalrath Dr. Siefart („Rhenania"-Bonn), ferner der Künstler, der das Modell geschaffen hat: Hauptmann a. D. Pfretzschner („Thuringia"-Leipzig, „Suevia"-Freiburg).

Die Sächsischen Bürgermeister.

Leipziger in Friedrichsruh.



Bismarck spricht zu den sächsischen Bügermeistern.



Bismarck spricht zu schlesischen Frauen.

der Burschenschaft ergänzten die Huldigung der studentischen Jugend und verdienen deshalb gerade an dieser Stelle eingeschaltet zu werden. Die erstere fand am 27. April und die letztere am 21. April 1895 statt.

Hans Hopfen, der wie nur Einer dazu berufen war an Bismarck, den von ihm Geliebten und Gepriesenen, das Wort zu richten, hielt folgende Ansprache:

Ew. Durchlaucht!

Wir sind beauftragt, Ihnen das Modell eines Denkmals zu überreichen, das die alten Corpsstudenten Ihnen auf der Höhe über Kösen errichten wollen. Der Ehre dieses Auftrags bewußt, hatte ich mir, als Vorsitzender des Gesammtausschusses eine längere Rede zurecht gedacht. Da aber Ew. Durchlaucht durchaus nicht zu bewegen sind, eine solche Ansprache sitzend über sich ergehen zu lassen, so bitte ich, mich kurz fassen zu dürfen. Gewähren Sie uns die Gunst, das

Bismarck spricht. Huldigung der Oesterreicher und österreichischer Studenten.

Modell und die Büste in Augenschein zu nehmen und unserm Vorhaben Ihre Bewilligung zu schenken. Geben Sie Ihren Segen zum Werke, so werden wir Ende des Herbstes Ihre Jünglingsgestalt in Erz gegossen auf granitnen Sockel setzen und in diesem Sockel zwischen Ihre beiden Jugendwahlsprüche: Nunquam retrorsum und olim meminisse juvabit Ihren Namen und den alten Cirkel Ihres Corps graben und darunter die schlichten Verse:

Das deutsche Volk in Einigkeit,
Ein neues Reich in neuer Zeit . . . .
Millionen haben darüber gedacht,
Aber nur Einer hat's fertig gebracht.

Dies Bild stellt ihn als Jungbursch dar.
Dankt Gott, daß er der Unsre war.

Einer der Unsern in Lieb' und Zorn,
Ein Bursch von echtem Schrot und Korn,
Ein alter deutscher Corpsstudent,
Den alle Welt Fürst Bismarck nennt.

Ja, Durchlaucht, wir danken Gott, daß Sie aus dem Kernwesen unseres schönen nationalen Studententhums hervorgewachsen sind, wir danken Gott, daß er unserm Deutschland zur rechten Zeit seinen Bismarck gegeben hat, wir danken Gott, daß er Ihnen den Verstand von zwölf, die Thatkraft von hundert verliehen hat und dazu das alte Burschenerbtheil, den unverwüstlichen Humor, mit welchen Gaben es Ihnen gelungen ist, die Nation zu einigen, das Kaiserthum auf dem rocher de bronze der Hohenzollern neu zu stabiliren und damit sich selbst ein Denkmal zu errichten, das dauernder als jedes andere, das Menschen Ihnen setzen können, Ihren Namen tragen wird, so lange es eine deutsche Geschichte geben wird.

Die Studentenschaft bei
Bi
5250 Theilnehmer, darunter
Aachen 30, Braunschweig 120, Charlottenburg 480, Darmstadt 80
Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt. — Druck Julius Sittenfeld, Berlin.

Verlag und Copyright 1896 The Werner Company, Chicago.

ende der Technischen Hochschulen:

, Hannover 360, Karlsruhe 50, München 30, Stuttgart 40, Freiberg 40.

Möge der Allmächtige Ihre Tage ins Patriarchenalter verlängern und Sie noch manche Pfingsten von der Saale hellem Strande nach dem stillen Sachsenwalde den Jubel herüberbrausen hören, mit dem alte und junge Corpsstudenten Sie begrüßen, wenn wir heute zwar nur mit siebenzehn Stimmen, aber mit den Gefühlen von dreißig Tausend alten Herren Ihnen zurufen: Unser Bismarck lebe hoch!

Fürst Bismark erwiderte:

„Meinen herzlichsten Dank, meine Herrn! Die Stelle, an der Sie mir ein Denkmal setzen wollen, ist mir wohl in der Erinnerung, am ofte sten habe ich sie gesehen im Vorbeifahren auf der Eisenbahn in früherer Zeit, wo ich viel auf der Thüringer Eisenbahn circulirte, aber sehr viel auch aus dem Jahre 1832, wo ich auf der Rudelsburg gewesen bin. Ich weiß genug von der Stelle, um mich zu freuen, daß mit dieser im Liede gefeierten und für das Auge erfreulichen landschaftlichen Stelle mein Gedächtniß verknüpft werden soll. Sie alle beweisen durch Ihr Herkommen, daß Sie mit Wohlwollen auf die Studienzeit und auf die Burschenzeit zurückblicken, und ich kann von mir nur dasselbe sagen. Es giebt einen italienischen Vers im Dante: „Kein größrer Schmerz, als in der Zeit des Unglücks zurückzublicken auf die glückliche Zeit", nun er klingt sehr poetisch und geistreich, aber ich halte ihn für unwahr, wenigstens bei mir trifft er nicht zu. Die glücklichste Zeit, die ich verlebt habe, liegt in der Zeit der Jugend als Student, als junger Landwirth, wo auch nichts meine Heiterkeit störte, selbst nicht Processe und Schulden, und ich muß sagen, der Rückblick aus einer Zeit, die ich nicht gerade unglücklich nennen will — aber Glück und Unglück, wenn man krank wird, fühlt man erst, wie glücklich man ist, wenn man gesund ist, und — kurz, es ist mir eine mehr subjective als objective Erkenntniß, ob man glücklich ist oder nicht.

Ich betrachte mich heut als im Unglück, nicht, weil ich außer Geschäften bin, sondern weil ich krank und matt bin und kein Vergnügen an der Arbeit finde, aber grade im Rückblick auf die glückliche Zeit finde ich Frieden und Ruhe und in schlaflosen Nächten auch eine gewisse Freude und Beruhigung. Ich halte also den bekannten italienischen Spruch: „Nessun maggiore dolore" u. s. w. für einen Irrthum. Ich sehe gern rückwärts, wo ich glücklich d. h. gesund war, ich meine darunter nicht die Zeit, wo ich eine hohe Stellung im Dienste einnahm, das macht nicht glücklich, im Gegentheil: es ist eine Zeit der Hetze, der Unruhe, der Besorgniß, wie eine Sache ausfallen wird, und sie bietet wenig Entschädigung dafür und viel Aerger.

Ich bin nie herrschsüchtig gewesen und ehrgeizig, es ist immer Verleumdung gewesen, wenn man dies erzählte, ich war immer nur diensteifrig.

Es ist mir immer viel werthvoller gewesen, Niemandem zu gehorchen, als Andern zu befehlen, also wenn Sie wollen, ich hatte eine republikanische Auffassung. Ich habe aber doch meinem alten Könige mit Liebe gehorcht.

Ich wollte damit nur meine Ueberzeugung aussprechen, daß Sie alle ebenso gern wie ich in die gute Zeit der Jugend zurückblicken, nicht, daß Sie sich unglücklich fühlen, obschon Sie mitten im thätigen Leben stehn, aber Sie werden mir auch Recht geben: auch mitten in der Sorge um Frau und Kind, um Gesundheit, um Amt, um das Geschäft, was man betreibt — und die Arbeit täuscht ja über die Noth des Lebens hinweg — recht zum Frieden kommt man in ihr nicht, und diese glückliche Gabe der Geringschätzung für die Dornen des Lebenswegs findet man nie wieder nachher, man ist immer von des Gedankens Bläße angehaucht.

Ich danke Ihnen, daß Sie mit mir diesen Rückblick in die heitere Zeit der Jugend anstellen und daß Sie mir durch das Denkzeichen, was Sie setzen wollen, einen Ausdruck Ihres Einverständnisses und Wohlwollens gewähren. Sie kommen im Namen der Corps, und wenn ich an mein Corpsverhältniß zurückdenke, so muß ich doch sagen, daß die schwarzen Punkte, die ich beim Zurückblicken in die Jugend finde, in meinem Corpsverhältniß liegen, ich hätte mehr gearbeitet, wenn ich nicht im Corps gewesen wäre und hätte weniger Schulden gemacht.*) Heutzutage kommt der Corpsstudent mit dem Mehrfachen nicht aus, das ist eine betrübte Sache, daß sie zu sehr in Luxus ausarten. Wie ich in Göttingen war, da hatten die Meisten wenig über 300 Thaler Wechsel — 400 war schon über dem Mittelstand und 600, 800 war das Allerhöchste, höhere gab es, glaub' ich kaum. Wer dachte zu unserer Zeit an stilvolle Corpshäuser, die man jetzt hat. Mich haben die wenigen Schulden, mit denen ich Göttingen verließ, Jahre lang in üble Laune gebracht, und wenn ich mit derselben Vergnügungsfähigkeit heut studirte, so glaube ich, würde ich im Leben nicht los werden, was mich damals drückte.

Ich erwähne dies nur, um nicht zu sehr laudator sui temporis, laudator der Corps von damals zu erscheinen, ich würde, wenn ich heut wieder auf die Universität käme, auch heut noch in ein Corps gehn, man hält da einigermaßen zusammen. Kein anderes Band hält so fest wie dieses. Viele andre Bande reißen ja später, ich habe sehr viel seltener gefunden, daß man mit Schulfreunden als mit Universitätskameraden verbunden bleibt, die Knabenfreundschaft wächst doch nicht so fest wie die des Jünglings".

---

*) In seinem Bismarckjahrbuche (Berlin, Verlag von O. Häring, 1895) bemerkt hierzu Horst Kohl, dessen Redaction der Reden ich hier folge: Daß der Satz humoristisch aufzufassen ist, geht aus dem Folgenden hervor, wird auch von den Zuhörern bezeugt, vgl. Akad. Monatshefte Nr. 134 vom 26. Mai 1895.

Der Fürst unterzog nun auf dem Balkon die beiden Modelle einer genauen Besichtigung. Er lobte das rechtsseitige Profil der Büste: „Ja, so hab' ich wohl ausgesehen damals", dagegen tadelte er en face, daß die Oberlippe zu schmollend und zu lang sei.

Ich habe immer die Unterlippe stärker gehabt als die Oberlippe. Die Oberlippe drückt Herrschsucht aus, die Unterlippe Beharrlichkeit. Ein Unterkiefer, der zu stark hervortritt, drückt Eigensinn aus. So stark war er bei mir nicht. Aber solch einen Flunsch habe ich nicht gehabt. Das ist nicht Schuld des Bildhauers, ich weiß es wohl, sondern meines Vetters Kessel, an dessen Zeichnung er sich gehalten hat. Ich habe nie so sentimental ausgesehn, wie mich mein Vetter Kessel gezeichnet hat. — — Einem Friseur habe ich damals nichts zu verdienen gegeben. Die Haare hingen hinten noch länger herunter, über den Rockkragen weg . . . Den schwarzen Sammtrock trug ich nachher noch in Berlin. Nicht etwa einen von Seidensammt . . . bewahre!

Auch die Dogge, die sich auf den Stufen des Sockels reckt, besprach er:

Wo haben Sie nur das Bild meines Ariel hergenommen! Mein damaliger Hund in Göttingen sah genau so aus, wie der da.

Auf die Bemerkung eines der Gäste, wie denn ein Hund zu einem so luftigen Geisternamen käme, antwortete Fürst Bismarck lachend: Ariel war eben ein dienstbarer Geist.

Der Empfang der Abordnung der alten Herren der Deutschen Burschenschaft trug einen gleich herzlichen Character und bewies jedenfalls, daß der berühmteste aller Corpsstudenten auch für andere studentische Verbindungen, ja für alle, die heimathfroh ihre Jugend zu einem starken, vaterländischen Philisterium reifen, die gleiche Theilnahme empfindet. Diese Abordnung bestand aus zehn Herren,*) von denen Prof. Dr. Theobald Fischer, z. Z. Rector der Universität Marburg, folgende Begrüßung an Bismarck richtete:

Wir nahen Ew. Durchlaucht, um die ehrerbietigsten, aus treuen Herzen kommenden Glückwünsche von 9000 alten Herren der Deutschen Burschenschaft darzubringen. Die Glückwünsche der activen Burschenschaft haben Ew. Durchlaucht geruht, zusammen mit denen der übrigen deutschen Studentenschaft entgegenzunehmen. Wir Alten sind stolz auf den hervorragenden Antheil, welchen die active Burschenschaft an der Veranstaltung und Durchführung dieser Huldigung gehabt hat. Wir glauben darin einen Erfolg unserer Bestrebungen sehen zu dürfen, die darauf gerichtet sind, alle Kräfte der Deutschen Burschenschaft zum Dienste für Kaiser und Reich, zur Erhaltung und Befestigung des in schweren Kämpfen Errungenen heranzuziehen, in uns das nationale Bewußtsein zu stärken, das Verständniß für nationale Pflichten und Aufgaben zu vertiefen, die Fähigkeit, für solche Opfer zu bringen, weiter zu entwickeln und damit zur Dämpfung unseres unseligen Parteihaders beizutragen. Wir alten Burschenschafter sind bemüht, in unserer akademischen Jugend den Geist jener Männer und Jünglinge wieder aufleben zu machen, welche aus dem Kampfe zur Befreiung des Vaterlandes von fremder Knechtschaft heimkehrend in demselben Jahre die Deutsche Burschenschaft stifteten, in welchem dem deutschen Volke Ew. Durchlaucht geboren wurden. Möchten wir uns auch in dieser Hinsicht als Ew. Durchlaucht, unseres großen nationalen Erziehers, dankbare Schüler erweisen.

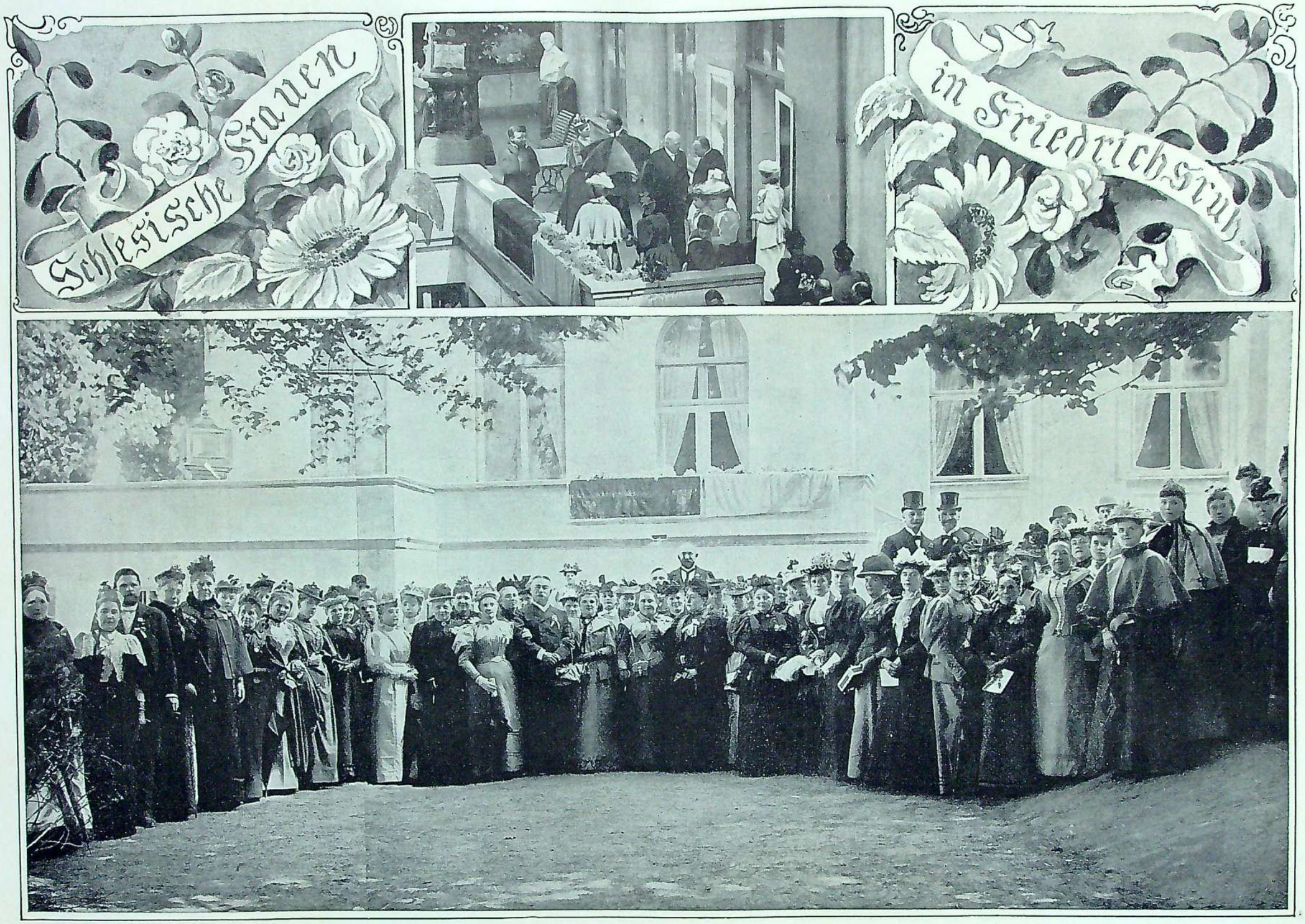
Wortlaut der Adresse:

Durchlauchtigster Fürst!

Gnädigster Fürst und Herr!

Mit Millionen dankbarer Deutscher nahen wir Ew. Durchlaucht an dem Tage, an dem vor 80 Jahren dem deutschen Volke einer seiner größten Söhne geboren ward, im Namen der alten Herren der Deutschen Burschenschaft Zeugniß abzulegen von ihren Gefühlen der innigsten Liebe, Verehrung, Dankbarkeit für das, was Deutschland seinem Altreichskanzler verdankt, um ihre heißen Wünsche für die Gegenwart und Zukunft darzubringen. Ew. Durchlaucht haben während einer langen, an Erfolgen beispiellos reichen politischen Thätigkeit unbeirrt von dem Hasse oder dem Mangel an Einsicht bei den Gegnern das eine Ziel verfolgt, die deutschen Stämme und Staaten politisch zu einigen, und haben, getragen von dem Vertrauen unseres ersten Kaisers, mit Hilfe der glänzenden Waffenthaten unserer großen Heerführer und tapferen Krieger das Deutsche Reich wieder aufgerichtet und damit endlich, wenn auch auf andere Weise, auf anderen Wegen und mit anderen Mitteln das Ideal verwirklicht, welches zuerst die Deutsche Burschenschaft unserem Volke vor Augen gerückt und trotz aller Verfolgungen lebendig erhalten hatte. Der von allen Vaterlandsfreunden bitter empfundenen politischen Ohnmacht und dem Mangel an Ansehen unseres doch seit Jahrhunderten durch die höchsten Leistungen auf allen Gebieten menschlicher Gesittung ausgezeichneten Volkes, dem selbst der kleinste Nachbar Hohn zu sprechen wagen durfte, haben Ew. Durchlaucht ein Ende gemacht. Die Wiedergewinnung in den Zeiten der inneren Zerrissenheit verlorener Grenzlande, die Erwerbung überseeischer Schutzgebiete, das weltumspannende Aufblühen unseres Handels und unserer Schifffahrt, der rasch gewachsene Wohlstand sind die sichtbaren Zeichen der durch Ew. Durchlaucht geschaffenen Machtstellung des Deutschen Reiches. Wie einst in der engeren Welt des Mittelalters, so sehen wir heute wieder den deutschen Aar mit mächtigem Flügelschlage dahinrauschen,

*) Die Abordnung bestand aus folgenden Personen: Ordentlicher Professor der Geographie, z. Z. Rector der Universität Marburg, Dr. Theobald Fischer, Medicinalrath Dr. Aub-München, Professor Dr. Braunmüller-Berlin, Pastor Thun, Divisionspfarrer in Nienstedten a. E., Geh. Medicinalrath Dr. Birch-Hirschfeld. Leipzig, Dr. med. Riedel-Berlin, Professor Dr. Wichmann, Oberlehrer am Lyceum zu Metz, Professor Steinwender, Gymnasial-Oberlehrer, Danzig.



Friedrichsruh am 13. Mai 1895.

unseren fernen Volksgenossen zum Schutz, unseren Freunden zur Freude, unseren Feinden zum Trutz! So schauen wir voll aufrichtigster Bewunderung, voll felsenfesten Vertrauens, voll stolzen Dankes auf Ew. Durchlaucht, als den größten Staatsmann, den unser Vaterland je besessen hat, als den Staatslenker, dessen ebenso kühne wie weise Pläne von den herrlichsten Erfolgen gekrönt worden sind, und bitten gehorsamst, Ew. Durchlaucht wollen diesen Ausdruck unserer ehrerbietigsten Glückwünsche huldvoll entgegennehmen.

Gott segne Ew. Durchlaucht auch fernerhin und vergönne uns, Ew. Durchlaucht noch lange in Kraft und Geistesfrische für Kaiser und Reich, das Ideal der Deutschen Burschenschaft, als treuen und erfahrenen Berather wirken zu sehen.

Marburg, am 1. April 1895.

Im Namen und Auftrage der alten Herren der Deutschen Burschenschaft der Vorsitzende des geschäftsführenden Ausschusses der Vereinigung Alter Burschenschafter:

Professor Dr. Th. Fischer.

Antwort des Fürsten Bismarck:

Meine Herrn! Ich bin sehr dankbar, daß Sie von Ihren verschiednen Wohnorten, an die Sie aus der Universität das Leben geführt hat, sich zusammengefunden haben, um mich zu begrüßen und mir damit das Zeugniß auszustellen, daß wir an demselben Ziele gearbeitet haben, Sie dafür verfolgt, ich dafür belohnt. Es liegt der ganze Unterschied nur in den Mitteln, nicht in den Zielen; Republikaner sind die ersten Burschenschafter kaum gewesen, vielleicht Imperialisten, sie waren kaiserlich-national, und einzelne Auswüchse hat das ja immer. Die gebildete Bevölkerung Deutschlands bewahrte den burschenschaftlichen Bestrebungen selbst nach der Ermordung von Kotzebue und nach den amtlichen Verfolgungen noch immer ihre Sympathie, nicht so lebhaft, nicht so unabhängig, nicht mit denselben Mitteln wie später und wie heut.

Von den Mitteln, die der Burschenschaft zur Verfügung standen, um ihre Ziele zu verwirklichen, wurde irrthümlich angenommen, die sofortige Inswerksetzung könnte den Klotz, unter dem wir lebten — das Gebirge, will ich lieber sagen, unter dem wir lebten — irgendwie rühren und erschüttern. Das ist im Grunde doch auch vierzig Jahre später — soviel war es ja ungefähr, nein, nicht ganz — im Frankfurter Parlament auch wieder zu Tage gekommen. Die Redner von Frankfurt vergriffen sich in den Mitteln, mit denen die Sache gemacht werden konnte, d. h. mit denen das nationale Ziel, welches der Mehrheit der Gebildeten als erreichenswerth vorschwebte, wenn nicht sofort, so doch in kurzer Zeit erreicht werden konnte. Sie wandten sich an die Denker; sie glaubten mit Reden und öffentlicher Meinung ließe sich Alles machen und bestätigten das alte Sprichwort: „Leicht bei einander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen!“ Was sich hart stieß, war die Militairmacht, die fürstliche Macht.

Ich bin bei der ersten Berührung mit der Burschenschaft, wie ich zur Universität kam, von dem Vorurtheil der Corpsburschen im Allgemeinen geleitet gewesen. Außerdem war es Zufall, daß ich grade mit Burschenschaftern in Berührung kam, die den gesellschaftlichen Schliff nicht hatten, den ich von Berlin her gewohnt war, und daher kam meine Abneigung, obschon ich schon damals nationaldeutschen Glauben hatte und an die deutsche Einheit glaubte, und die Wette einging, daß sie in zwanzig Jahren geschaffen sein würde — es war anno 1832 — was nicht ganz zutraf; aber es widerstrebte mir doch das persönliche Material, möchte ich sagen, der damaligen Burschenschaft. Sehr viel trug dazu auch die alterthümliche Tradition der Mensur bei; sie schlugen sich damals nicht, die Burschenschafter, jetzt thun sie es. Es ist das auch nicht nöthig; ich denke heutzutage ruhiger über diese Dinge, aber die Aeußerlichkeiten sind es, glaube ich, vorzugsweise gewesen, die mich, wie ich mit siebzehn Jahren nach Göttingen kam, davor behütet haben, mit Dambach und der Untersuchungs-Commission in nähere Beziehung zu kommen. Der Eingang zu der politischen Situation oder vielmehr die Führer, die ich dazu finden konnte, mißfielen mir persönlich. Ich war von den Berliner Gymnasien mit nationaler Gesinnung, ja ich muß sogar sagen, mit ziemlich republikanischer abgegangen — Friedrich-Wilhelms-Gymnasium und Graues Kloster — ohne daß irgend eine Absichtlichkeit im Unterrichtsplan dahin zugespitzt war, aber in uns jungen Leuten wirkte der ganze Strom, den wir aufnahmen, dahin, daß wir für Harmodius und Aristogiton eine gewisse Sympathie übrig behielten und es schwer verständlich fanden, warum so viele Leute einem gehorchten, wenn er ihren Wünschen und ihrer Geschmacksrichtung als Herrscher nicht entsprach.

Ich bin erst als Beamter, als Diplomat zum Nachdenken über die Mittel gekommen, zum Nachdenken wohl früher, aber zum erfolgreichen Nachdenken, womit man dem deutschen Ziele näher treten könnte, und da ist mir in der Frankfurter Zeit einleuchtend gewesen: wenn die preußische Armee nicht für die Sache in Thätigkeit gesetzt werden kann, so schlägt sie nicht durch. Das war das stärkste Element, was wir hatten, und die Armee geht natürlich mit ihrem Könige. Ich mußte also den König von Preußen für die Sache gewinnen; so lange ich den nicht hatte als Mitstreiter, ich will den Standpunkt der Burschenschaft einnehmen, so standen die Mittel nicht im Verhältniß zum Zweck. Das aber ist allmählich und mit Vorsicht gelungen. Ohne den alten Herrn und seine eigenthümliche Natur, seine Festigkeit und Zuverlässigkeit, seine Offenheit und Ehrlichkeit hätte Minister sein können, wer wollte, er hätte nie die Ziele erreicht, an denen wir uns heut befinden. Ich will nicht sagen, daß sie ideal sind, aber wir sind doch in den Zustand gekommen, sie unsern Idealen näher zu bringen, ein nationales Leben zu führen, was des Lebens werth ist. Und soweit sind wir doch heutzutage, das zeigt mir an meinem Lebensabend diese weitverbreitete Sympathie, die sich mir zu erkennen giebt, und die doch natürlich der Sache gilt, der ich gedient habe, oder doch dem Ergebniß unsrer gemeinschaftlichen Politik, und mir macht es eine hohe Freude, die Herrn im reifern Alter hier zu sehn und mit Ihnen zurückzublicken auf die Irrwege, die wir, der Einzelne und die Gesammtheit, gegangen sind, und auf das Zusammenfinden doch schließlich in einem Wirthshause, wo es einstweilen wohnlich ist. Wir müssen es erhalten und die Wohnlichkeit pflegen.

Diese Beziehungen Bismarcks zu den deutschen Hochschulen ließen sich noch weit in die ersten Kämpfe seiner Politik zurückverfolgen, wo wir sie auch aufsuchen werden, um nicht zum wenigsten an und aus ihnen den Blick auf die 48er, ja auf die Jugend der Freiheitskriege zu erhalten; denn die Nebeneinanderstellung der Jugendideale dieser Zeitalter mit denen der 70er Jugend läßt den Weg des Jahrhunderts erkennen.

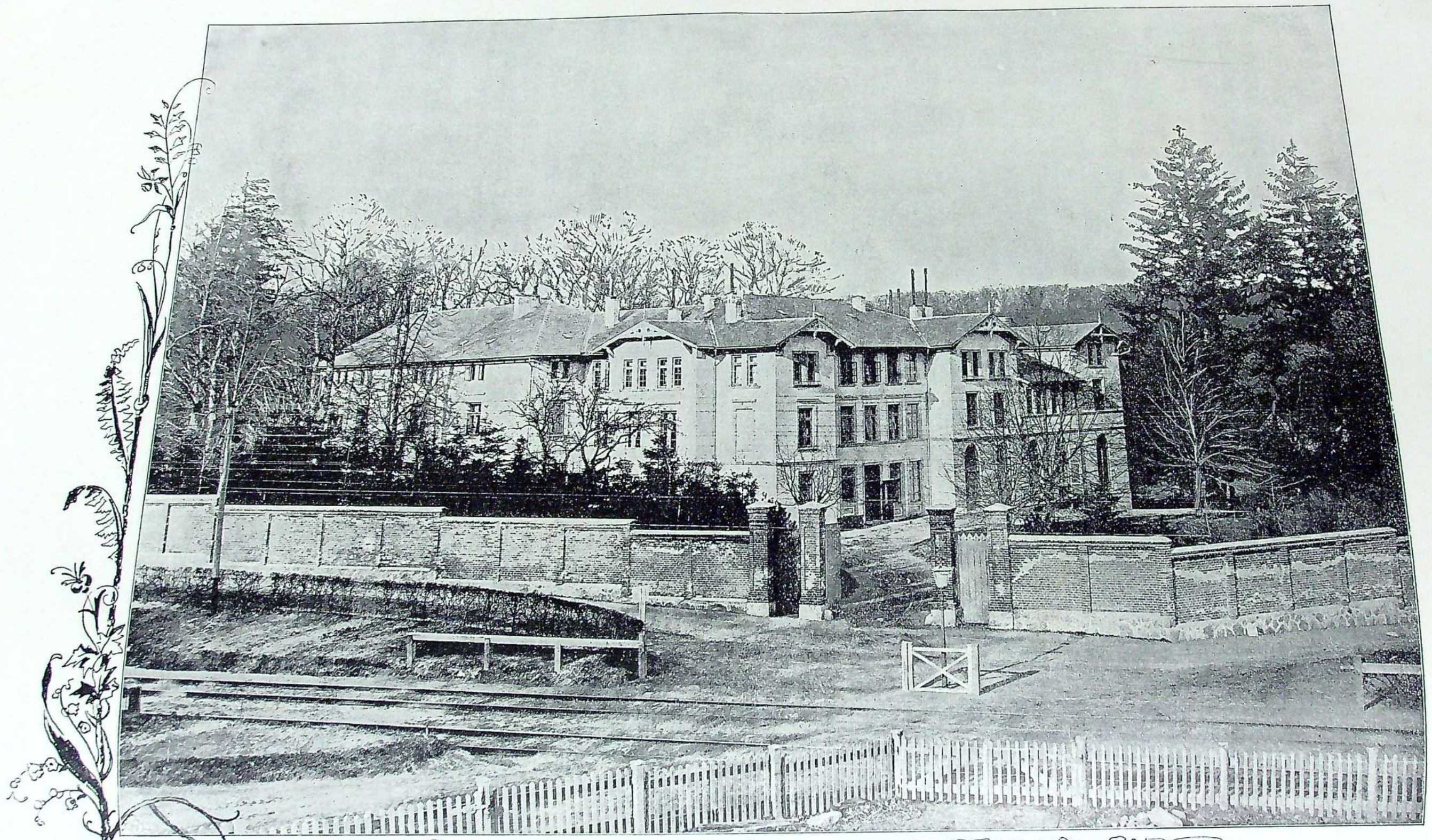
Jetzt soll nur darauf hingewiesen sein, daß diese Beziehungen seit Bismarcks Verabschiedung nur um so innigere wurden. In Friedrichsruh, in Kissingen, in Jena, und hier zumal, kam die auf jeder deutschen Hochschule heimische Bismarckverehrung auch äußerlich in Anwesenheit Bismarcks zum Ausdruck. Die Commerse sind zahllos, die zu Ehren seines Geburtstages Jahr für Jahr die akademische Jugend versammelten. Wenn die militärische Jugend nothwendig schweigen mußte, als ein feindlicher Gegensatz zwischen Kaiser und Kanzler aufgestiegen schien, so jubelte die akademische ihrem Helden nur um so herzhafter zu. Mit ihm und in ihm schien ihr heiligstes Empfinden getroffen und es ist nicht zuviel gesagt, daß sie zornvoll für den litt, den sie ungerecht leiden glaubte. Es ist bezeichnend, daß in solchem Fühlen die Jugend der technischen Hochschulen mit der unserer Alma mater wetteiferte. Schon im Mai 1890, als die der Entlassung Bismarcks folgenden Preßkämpfe noch nicht so weit gediehen waren, daß nun erst recht die Huldigung seiner empörten Verehrer in den Sachsenwald kam, haben die sämmtlichen technischen Hochschulen Deutschlands dem Reichsgestalter ihre Verehrung in sein stilles Haus getragen. Die Abordnung wurde von ihm am 23. Mai 1890 empfangen und sie verdient schon deshalb eine besondere Erwähnung, weil Bismarck, vermuthlich durch irgend einen Tagesangriff beeinflußt, ein Wort über seine angebliche Blut- und Eisenpolitik sagte. Die diesbezügliche in Poschinger „Ansprachen" offenbar nur sehr auszüglich wiedergegebene Begrüßung der Deputation lautete:

„Ich heiße Sie in meinem Hause herzlich willkommen, ich freue mich, die Vertreter der sämmtlichen deutschen technischen Hochschulen begrüßen zu können, und betrachte dieses als Zeichen, daß auch dort der Einheitsgedanke, der Deutschland durchzieht, Platz gegriffen hat. Ich bin auch jung gewesen und habe mich schon in Göttingen dem nationalen Zuge nach Einheit angeschlossen, der manchem so verhängnisvoll geworden ist. Man schreibt mir die Aeußerung zu, nur durch Blut und Eisen könne die Einheit Deutschlands hergestellt werden, aber dieses ist falsch verstanden worden. Ich habe gesagt, und es war mein stetes Bestreben, es zu erfüllen, man müsse dem Könige möglichst viel Macht geben, damit er im Notfalle alles Blut und Eisen in die Wagschale werfen könnte. Glücklicherweise sind wir darüber jetzt hinaus. Das größte Glück für Deutschland ist der Friede, und ich glaube nicht, daß je ein deutscher Kaiser mit einem Blick auf die Landkarte napoleonische Eroberungsgelüste hegen wird. Was blüht im Frieden mehr als die Technik? Man schaffe eine neue Annehmlichkeit, eine Verkehrserleichterung, und sie wird bald zum Bedürfnis werden. Sie sind nicht an die Scholle gebunden. Ein Jurist, aus seinem Staatsleben gerissen, steht hülflos da. Die Anforderungen an Ingenieure und Architekten sind in der ganzen Welt die gleichen. Man sehe nur, welche ehrenvolle Stellungen sich die Deutschen im Auslande erringen. Ich kann Ihnen, meine Herren, also nur Glück wünschen zu einem so vortrefflichen Berufe wie dem Ihrigen."

Bei dem darauf folgenden Frühstück gab Bismark eine sogenannte Anekdote zum Besten, die, wenn ihre Erwähnung auch nicht hierher zu gehören scheint, für den heitern Humor seiner ersten Mannesjahre spricht und deshalb hier nicht vergessen sei. Es kam die Rede auf die Wanderlust der Schwaben und, daran anknüpfend, daß man diese überall in der Welt fände — es waren auch mehrere an diesem Tage bei Bismarck zu Gast — kam er auf das bekannte Wort: Ist denn keiner von Böblingen oder Ehningen da? und sagte dann: vor langer Zeit sei er mal in Frankreich gereist und dort bei Tische von einem Kellner bedient worden, aus dessen im Übrigen fließendem Französisch er entnommen habe, daß er aus Deutschland sein müsse. Nun sei ihm bekannt gewesen, daß das Oberamt Balingen damals sehr viele Kellner gestellt habe und drum sei ihm der Einfall gekommen ohne Weiteres in deutscher Sprache zu fragen: „Sind Sie nicht aus dem Oberamt Balingen?" Der Gefragte, in Wirklichkeit ein Balinger, sei ganz bleich vor Schreck geworden und habe wahrscheinlich im ersten Augenblick geglaubt einen Detektiv vor sich zu haben.

Eine drollige Episode, die er gelegentlich einer Rückfahrt von Kissingen auf dem Göttinger Bahnhofe erlebt hatte, erfuhr um dieselbe Zeit eine Göttinger Studentenabordnung aus dem Munde der Fürstin Bismarck. Diese erzählte, als das Gespräch auf Mensuren kam, sie habe Bismarck auf einige arg zerhackte Studentengesichter aufmerksam gemacht, worauf dieser, unerkannt aus dem Waggonfenster sehend, gesagt habe: „Na, die haben nur mit dem Kopfe parirt!" Da sei Einer, der sich besonders getroffen fühlte, gravitätisch herangetreten und habe sehr energisch gesagt: „Das verstehen Sie ja jetzt nicht mehr." Die darauf folgende Belustigung des Fürstenpaares soll keine geringe gewesen sein.

Wie gern Bismarck auf seine Studentenjahre zu sprechen kommt, obwohl er von ihnen seiner eigenen Aussage nach wenig gehabt hat, könnte aus seinen Tischgesprächen in solch' umfangreicher Weise erwiesen werden, daß schon hieraus ein stattliches Heft über „Bismarck als Student" zu schöpfen wäre. Dieser Wundermensch giebt eben, ich kann es nicht oft genug wiederholen, über jede seiner Stellungnahmen im öffentlichen und privaten Leben, durch seine eigenen bald unbeabsichtigten, bald beabsichtigten Bemerkungen und Aeußerungen stets und immer wieder sein eigenes Bismarck-Denkmal,



Friedrichsruh: Das Fürstenhaus (1890) vor Erbauung des Pförtnerhäuschens.

Friedrichsruh: Das Fürstenhaus von der Parkseite aus.

so daß dem getreuen Nachspürer seiner Weise bei dem Zusammentragen all der unzähligen, bald kleinen und feinen, bald großen und kraftstrotzenden Bausteine kaum die Gelegenheit bleibt, einen eigenen künstlerischen Aufbau geltend zu machen. Ich möchte sagen, wenn man scharf hinsähe, erschienen all diese Bausteine wohlbeziffert, so daß, wie groß auch gerade Anfangs das Wirrsal schien, die Arbeit nur in deren klugen Suchen und Aneinanderreihen bestände. Einen bezeichnendsten Zug für die Art seiner Erinnerung an diese Jugendzeit gab er eines Tages, er war noch im Amt, als ihm in Friedrichsruh Edisons Phonograph vorgeführt wurde. Einer seiner liebsten Jugendfreunde, wenn nicht sein liebster, war der Amerikaner John Motley gewesen, dem er, wie ich einem Bericht Sidney Whitman's entnehme, noch heute einen „wunderbar erhabenen und idealen" Charakter nachrühmt. Als er kurz und knapp die Art des Freundes schilderte, sagte er u. A.: „ein paar Gläser Wein machten ihn bald lebendig; er lehnte sich dann gemächlich in seinen Stuhl zurück, legte die Hände unterm Rock auf den Rücken zusammen und zitirte ein Lieblingslied aus unseren Studententagen, die wir zusammen in Göttingen erlebten:

„In good old colony times,
When we lived under a king
Three roguish chaps
Fall into mishaps,
Because they could not sing."

Dieselbe Lieblingsstrophe des amerikanischen Freundes sprach Bismarck zuerst in den Phonographen des Amerikaners Edison hinein. Dann folgte ein Verslein „als Kaiser Rothbart lobesam" und schließlich die erste Strophe des „Gaudeamus igitur". So wurde der Anfang mit einer Bismarck immer eigenen zarten Höflichkeit für das Land, in welchem die große Erfindung gemacht wurde, zum Gedenken an den Freund und hiermit wieder kam dann die Freude am Volkslied, an der Jugendzeit zum Ausdruck. Freilich, sentimental sieht der Vorgang nicht aus und er würde wohl wie unzählige Andere aus Bismarcks Wesen an den Unzähligen, denen Gemüth gleichbedeutend mit weinerlicher Rührseligkeit ist, auch nichts von Bismarcks Herzen erzählen. Aber Dem soll es nun mal ergehen, wie Wolfgang Goethe, von dem Jung Stilling sagen mußte: „Goethes Herz, das nur Wenige kannten, war so groß wie sein Verstand, den Alle kannten."

Hinsichtlich der oben erwähnten Theilnahme der technischen Hochschüler an den Bismarckhuldigungen, muß hier erwähnt werden, daß dieselbe sich auch bei der Geburtstagsfahrt in den Sachsenwald in besonderer Weise geltend machte. So stellte die Technische Hochschule von Hannover nicht weniger als 360 und die von Charlottenburg sogar 480 Theilnehmer. Dieser letzteren gehörte auch cand. arch. Otzen als das zweite Vorstandsmitglied des für die Feier gebildeten „Ausschusses der Deutschen Studentenschaft", deren erstes der Bonner Alemanne cand. rer. nat. A. Pflüger war, an. Dadurch kam die Vereinigung der Universitäten mit den technischen Hochschulen auch äußerlich zum Ausdruck. Leider konnte ihr nicht auch auf unserm großen farbigen Bilde durch Anbringung der Verbindungszeichen der betheiligten technischen Hochschüler Rechnung getragen werden. Der Raum zwang zur Beschränkung und so mußte der älteren der beiden Hochschulen, mußte der Universität der Vortritt gelassen werden.

Der oben erwähnte Ausschuß, der seine Aufgabe in glänzender Weise gelöst hat, ließ die „Huldigungsfahrt" in einer Preisschrift schildern, deren Verfasser der stud. arch. W. Siemering (Akad. Verein Motiv, Charlottenburg) ist. Das jugendlich frisch und herzhaft geschriebene kleine Werk ist, mit vielen Bildern geschmückt, bei Jul. Becker in Berlin erschienen. Auch der Verfasser des für die Huldigung ausgeschriebenen Preisliedes, der stud. arch. H. Schmieden gehörte der technischen Hochschule Charlottenburg an, so daß in diesen Wettkämpfen die Alma mater nicht eben vortheilhaft „abgeschnitten" hat. Andererseits darf darüber die Freude um so größer sein, daß auch unter unseren technischen Hochschulen der Sinn für Dichtung und Schriftthum so erweisbar vorhanden ist.

Wie der junge Siemering seine Aufgabe gelöst hat, möge seine Schilderung des am Abend des Geburtstages in Hamburg (Sagebiels Säle) stattgefundenen Commerses erweisen; ich führe dieselbe an, weil es bei diesem größten deutschen Studentenfeste nicht bloß darauf ankam, wie wir Aelteren es beurtheilten, sondern vielmehr darauf, wie es sich in Kopf und Herz der feiernden Jugend dargestellt hat. Es heißt bei Siemering, Seite 27 und folgende:

„Ganze Züge von Studenten strömen herbei. Noch ist es nicht ganz 8 Uhr, als wir am Ziele anlangen. Vor dem Eingang herrscht ein heilloses Gedränge, ein dichter Strom flutet hinein, die Vorhalle ist mit Menschen erfüllt, hier und da arbeitet sich einer hinaus. — Erregte Gruppen sieht man und lange Gesichter. „Es ist kein Platz mehr", heißt es von allen Seiten. Ich kann es nicht glauben, doch ist es wirklich so. Als ich meine Garderobe abgeben will, zuckt man die Achseln: „Alles besetzt!" Jedoch so leicht lasse ich mich nicht abschrecken. Mit dem Mantel trete ich ein; erst gegen Vorzeigung meiner Karte wird es mir gestattet. Die Klänge des Tannhäusermarsches, die den Beginn des Commerses verkünden, schlagen an mein Ohr. Kurz entschlossen, hänge ich meine Sachen über den Arm einer Gaslampe, eben ertönt das Kommando ad loca!, der Präside eröffnet den Kommers. Ich eile in den Saal: ein mächtiger Raum, zwei riesige Hallen, durch einen Bogen mit einander verbunden. In langen Reihen, Bank an Bank, Tisch an Tisch sitzen die Studenten nach Hochschulen geordnet. Eine unabsehbare Menge. In dem Bogen zwischen beiden Sälen sind zwei Podien errichtet.

Auf dem einen hat der präsidierende Ausschuß Platz genommen, in der Mitte Pflüger, Otzen und Götte zu beiden Seiten. Etwas tiefer um sie herum sitzen die Hauptchargierten. Das Podium gegenüber ist der Musik eingeräumt. In der Mitte ist eine lange Tafel für die zahlreichen Ehrengäste aufgeschlagen. Die Galerien, die sich in zwei Reihen übereinander rings um die Säle herumziehen, sind bis auf den letzten Platz besetzt. Helle Gewänder schimmern von oben herab. Die Elite der Hamburger Damenwelt wohnt dem Kommerse bei. Verworrenes Stimmengewirr erfüllt den gewaltigen Raum, unten Gewühl und Gedränge, unabsehbare Reihen, bunte Farben, und dazu der strahlende Lichtglanz; das Ganze macht den Eindruck des Großartigen und Zahllosen. Ich suche vergeblich nach meiner Hochschule, sie sitzt im Saal nebenan. Endlich habe ich mich durchgekämpft. Doch kein einziges Plätzchen ist mehr frei. — Jetzt steigt das erste Lied: „Sind wir vereint zur guten Stunde“ braust es durch den großen Saal. Während des Gesanges mache ich mich auf die Suche nach einem Stuhl. Doch nirgends ist einer aufzutreiben. Das Lied verhallt, und immer noch irre ich ratlos in den Räumen des Etablissements umher. In den Nebensälen haben sich kleine Sonderkommerse gebildet. Die Sophas sind von den Wänden gerückt und um die Tische zusammengeschoben. Stühle sind nicht mehr vorhanden. Ich steige auf die Galerien, überall die gleiche Not. Da klappen die Schläger. Silentium heißt's, der Rhenane Götte aus München bringt ein Hoch aus auf Kaiser und Senat.

Hochansehnliche Festversammlung, liebe Kommilitonen!

Wir deutschen Studenten sind hier zusammengekommen, um ein erhebendes Fest zu feiern. Wie stets bei studentischen Feiern, so erfüllen uns, zumal am heutigen Tage, auch ernste, vaterländische Gedanken. Ganz Deutschland feiert den heutigen Tag als ein nationales Fest; doch schon durch ihre Größe ausgezeichnet, steht unsere Feier auch in anderer Weise einzig da in ihrer Art. Wir vertreten hier die gesammte akademische Jugend Deutschlands. Aus allen Gauen des deutschen Vaterlandes zusammengeströmt, stellen wir ein Bild deutscher Einheit dar.

Wir feiern das Jubelfest unseres greisen Altreichskanzlers, der vor bald einem Vierteljahrhundert als treuer Berater unseres unvergeßlichen Kaisers Wilhelm I. den stolzen Bau des neuen Deutschen Reiches schuf. Was aber Kampf errang, das gilt es, im Frieden zu schirmen und zu schützen, und dankbar blicken wir daher auf zu unserm Kaiser, der als mächtiger Friedensfürst uns den Segen des Errungenen dauernd erhält. Ihm ziemt vor allem unser ehrerbietigster Heilgruß.

Aus dem Norden des Reiches soll ihm unser begeistertes Hoch erschallen, aus der altehrwürdigen Stadt, die gastfrei in ihren Mauern uns aufnahm. Darum sei in herzlicher Dankbarkeit ferner der Regierung des Bundesstaates gedacht, auf dessen Boden wir weilen, des hohen Senats der Freien und Hansestadt Hamburg. — Ich fordere die hochansehnliche Festversammlung auf, mit mir einzustimmen in den Ruf: „Se. Majestät der Deutsche Kaiser und der hohe Senat der Freien und Hansestadt Hamburg, sie leben hoch!“

Die Versammlung erhebt sich, und ein gewaltiger dreifacher Hochruf durchbraust das ganze Haus, daß die Galerien wiederhallen. Im Anschluß an die Rede schlägt der Präside vor, folgendes Telegramm an den Kaiser zu senden:

Die deutsche Studentenschaft, versammelt zur Feier des achtzigsten Geburtstages Seiner Durchlaucht des Fürsten Bismarck, bringt Ew. Majestät, dem Schirmherrn des Vaterlandes, erfurchtsvollen und begeisterten Gruß und Huldigung dar.

Mit stürmischem Beifallsjubeln wird der Vorschlag angenommen. Ich kehre wieder in den Saal zurück. Das Glück war mir diesmal hold. Ein Musikant reicht mir einen Stuhl, der mit Sachen bepackt gewesen ist, vom Podium herunter. Ich schiebe mich neben dem Präsiden an unserer Tafel ein und wähne mich glücklich geborgen, doch zu meinem Schrecken bemerke ich, daß gerade an dieser Ecke der Hauptverkehrsweg vorbeigeht. Dauernd balancieren die Kellner große Tablettes mit Seideln über meinen Kopf dahin, eine eigentümliche Art eines Damoklesschwertes. — Und das Verderben hat mich auch wirklich noch in Gestalt eines umgeworfenen Schoppens, dessen braune Fluten sich über mich ergossen, ereilt.

Nach einem zweiten Liede erhebt sich jetzt der cand. jur. Dertz aus Göttingen. Ihm ist die Ehre zuteil geworden, die Festrede am heutigen Abend zu halten. Trefflich löst er seine schwierige Aufgabe.

Kommilitonen!

Seit es eine deutsche Studentenschaft giebt, hat sie kein Fest gefeiert wie das, welches uns heute in diesen Räumen vereinigt. Was gab dem Namen „Bismarck“ den Zauber, daß er Deutschlands Jugend hier zusammenführte, aus fernem Osten, wo die alten Ordensburgen ragen, aus Westen und Süden, wo gotische Dome gen Himmel steigen? Kommilitonen! Ein zwiefacher Zauber ist es, der uns bannt; der alte Zauber, der in dem Worte „Deutsch“ liegt, und der ewig junge, mit dem die Jugend ihre Schläfe schmückt.

Denken Sie zurück an den Tag, da Ihnen zum ersten Male, glänzend in der Pracht des Sieges, die Gestalt Hermanns, des Befreiers, entgegentrat, stark und stolz ein rächender Gott! Und nun folgen Sie mir, wie Sie im Lauf der Jahre ihnen allen ins Auge schauten, den deutschen Kämpfern und Streitern, den Helden der Sage und Geschichte! Da wuchs in Ihnen aus den Nebeln der Vergangenheit das Bild des deutschen Mannes heraus. Da stand es vor Ihnen, Sie verehrten es, Sie liebten es. Heute aber haben Sie es von Angesicht zu Angesicht geschaut. In Bismarck ist Körper geworden, was unser Volk hehr und groß nennt, was es sein will, sein Ideal.

Bild aus dem Geschenkschrank der Schlesischen Frauen.

In schwerer Zeit hat einst der deutsche Denker das Wort gesprochen: „Charakter haben und Deutsch sein ist gleichbedeutend“, und der deutsche Sänger, den dieselbe Zeit und derselbe Geist gebar, er hat nicht anders gesagt, wenn er lehrte: „sei treu und wahr!“ Bismarck war treu, treu seinem Volk, seinem Könige, sich selbst.

Dreiundsechzig Jahre sind es her, seit der Mulus Otto von Bismarck sich rüstete, die Universität zu beziehen. Er selbst hat uns bezeugt, wie schon damals die nationale Frage ihn bewegte. Wenn heute Alldeutschlands Stämme huldigend sich ihm nahen, er spricht ihnen von Deutschlands Zukunft. Und in dieser Frist zweier Menschenalter, wann hätte ihn die Sorge um sein Volk verlassen! Sein Streben gilt dem deutschen Vaterlande; neben diesem Ziele hat kein anderes Platz. Zur Leitung des preußischen Staates berufen, schuf er dem Deutschen ein Vaterland. So ward er der größte Staatsmann des Jahrhunderts, weil er nicht Staatsmann, sondern Volksmann sein wollte. Das wissen die Deutschen, die heute ihm nahen aus fernem Westen über den Ozean, aus fernem Südosten über die Berge der Ostmark; sie bringen ihm Treue entgegen, weil er seinem Volke die Treue bewahrte.

Treu seinem Könige.

Septemberwolken ziehen am Himmel — unter den Bäumen des Parkes von Babelsberg schreitet gebeugt die hohe Gestalt des preußischen Königs. Nimmer gegen Ueberzeugung und Gewissen wird er das Steuer führen. Ein weißes Blatt trägt seine Hand — Verzicht und Entsagung. Da naht dem Könige der rechte Mann. Prüfend schaut Auge in Auge. „Majestät, das Schiff muß zum Hafen, das ist Verfassung und Recht!“ Ein Händedruck — da lächelt die Sonne, da rauschen die Wipfel, da entschied sich Deutschlands Schicksal. Kommilitonen! Die beiden Männer, die in jener Stunde sich Treue gelobt, sie haben die Treue gehalten. Als der königliche Greis schwerverwundet darniederlag, da hat der Kanzler sich ihm von neuem zugeschworen, und er ist nicht von ihm gewichen, bis er thränenden Auges an seinem Totenbette stand. Solange man erzählen wird von des neuen Reiches Herrlichkeit, soll man dieses Bundes gedenken! — Die er dem Ahn bewiesen, die Treue übertrug er auf Sohn und Enkel. Er hat sie am wahrsten gehalten, da es ihm am schwersten wurde, da ihn die Pflicht band, Kaiserlicher Meinung seine Ansicht entgegenzustellen. Aber er wußte, daß nur, wer sich selbst treu bleibt, seinem König die Treue bewahrt.

Er ist sich selbst treu geblieben.

Rasch flutet der Strom der Zeit. Die Massen entscheiden ohn' Urteil nach Stimmung und Laune. Wie der Wind weht, wallen die Wogen. Was bedeutet da der, von dem es gilt: „er allein ist ein Mann, die andern sind schwankende Schatten“! Wie oft stand er da, unbegriffen, einsam, preisgegeben der Zweifelsucht der Kleinen und dem Spotte der Bösen, dann gerade am größten! Mit tiefster Entrüstung und Beschämung sehen wir, daß seine Gegner auch heute nicht ruhen und rasten. Sie wollen seine unsterblichen Verdienste um Deutschlands Größe nicht anerkennen. Mögen sie immerhin! Sie bedenken nicht, daß sie sich damit das beste Zeugnis ihres vornehmen Charakters ausstellen. Wenn heute trotzdem dem Achtzigjährigen Königs- und Volksgunst in überströmender Fülle dargebracht werden, preisen wir die Gerechtigkeit der Geschichte, die ihm beides in solchem Maße zugewandt. Gesucht hat er weder das eine noch das andere, er entschied nach Recht und Gewissen. Sie gaben seiner Politik die Richtschnur. Wer will sagen, daß sie frei gewesen sei von Irrtümern? Aber daß Bismarck groß genug war, sie einzugestehen, das offenbart den andern Grundzug seines Wesens — die deutsche Wahrheitsliebe.

Heute haben Sie ihn reden hören. Wie spricht er schlicht und einfach, ohne Pathos, wirksam allein durch die Wucht des Gedankens! Kein Wort ertönt des Klanges willen. So war es ihm nur um die Sache zu thun. Glanz und Schein sind seinem Wesen zuwider. In der Stille seines Hauses hat er geschafft; im Schoße seiner Familie fand er Ruhe und Erholung, bis ihm der Tod sein Liebstes, seine Lebensgefährtin, raubte. Jahrzehnte hindurch hat er sich auf der Höhe des menschlichen Lebens bewegt, aber schlicht und einfach blieb seine Weise. So fühlt die Wahrheit seiner Natur jeder, der sich ihm naht, aber die Welt hat sie kennen gelernt durch seine Thaten. Wo immer er Zustände traf voll innerer Unwahrheit, Form und Wesen im Widerspruch, da griff er durch mit seiner Eisenhand. Er hat die Diplomaten Europas gelehrt, daß Diplomatie kein Lügengewebe, Politik kein Ränkespiel sei. So erwarb er sich Vertrauen, Vertrauen, daß uns den Frieden wahrte. So war er wahr und treu, so war er ein deutscher Mann.

Aber er ist mehr. Heute, wo acht Jahrzehnte über ihn hinweggegangen, wo sein Haar gebleicht ist, noch heute ist er ein Jüngling im Fluge seines Gedankens, in der Kraft seiner That.

Wirksamer als das Feuer, das in den Reben glüht, ist das, welches in den Adern der Jugend lodert. Solches Feuer ist dem Fürsten eigen. Sein Temperament ist es, das ihn mit uns verbindet, die wir warm empfinden, schnell handeln, heiß lieben und hassen. Wir haben den stolzen Denker bewundert, wie er dastand allein mit seinem Urteil, sich selbst vertrauend und seinem Gott; in ehrfurchtsvoller Verehrung haben wir zu ihm aufgeschaut, wenn er aller Welt frei und offen verkündete, was andere ängstlich in ihrem Busen bargen; aber gejubelt und gejauchzt haben wir, wenn aus des Herzens Tiefe gerechte Empfindung sich Bahn brach in jugendlich feurigen Worten. Doch nicht Worte allein im Jugendfeuer, wir haben Thaten gesehen. Deutschland zerrissen, Preußen zerklüftet, da erscheint er kampfes- und siegesfroh. Der Kampf ist durchkämpft, der Sieg ist errungen; aber das Volk ist kleinmütig geblieben, auch dem bewährten Führer vermag es nicht zu folgen. Fast will er verzweifeln, er ist müde und matt, aber noch einmal ruft er ihnen zu: „Lassen Sie den nationalen Gedanken leuchten vor Europa!“ Das sind nicht Abschiedsworte eines scheidenden Greises, Jünglingsworte sind es, die ein kommendes Geschlecht aufrufen zu völkerbeglückender That. So ist er unser, der Greis im weißen Haar, ein Jüngling mit leuchtenden Augen, und wirkt noch, straff die Sehnen, noch rosig die Wangen, noch jugendfrisch den Sinn.

Bismarck vor seiner Thür.

Bismarcks Austritt aus dem Park.

Das ist Bismarck, ein deutscher Jüngling. So durchschritt er die glänzende Bahn, von Erfolg zu Erfolg, von Sieg zu Sieg, bis er die deutsche Kaiserkrone gewann, bis er dastand, der größte Mann des Jahrhunderts, vor dem sich heute huldigend Europa neigt.

Kommilitonen! Blicket zurück in die Vergangenheit, blicket hinaus in die Zukunft! Wann kommt dem deutschen Volke ein Tag wie heute? Erkennet den Ernst der Stunde, werdet Euch bewußt der Bedeutung des Augenblicks! Und dann rufe ich Euch auf zu dem heiligen Gelöbnis, zu wirken und zu leben in dem Sinne des Mannes, den wir heute feiern, Eure ganze Kraft dem Vaterlande zu weihen, der Größe des deutschen Volkes, getreu seinem Wahlspruch patriae inserviendo consumor. Das sei der tiefere Inhalt des Jubelrufs, der jetzt den Saal durchbraust! Stimmen Sie ein! Se. Durchlaucht der Fürst Bismarck, er lebe hoch! und abermals hoch! und immerdar hoch!

Unendliches Jauchzen folgt diesen Worten aus all den tausend jungen Kehlen, donnernd, unvergleichlich, nur übertroffen von dem Jubelsturm, der heute Morgen Bismarcks ergreifende Rede belohnt hat. Und von den Galerien braust es zurück, und die Tücher winkten ohne Ende. Als der Sturm sich gelegt hat, ertönt wieder das Bismarcklied, dem schon heute die alten Eichen gelauscht haben, und wie das letzte Hurrah verklingt, da donnert ein Salamander, wie er noch nie gerieben ist. 6000 Ganze werden auf Bismarcks Wohl geleert, 6000 Gläser rasseln gleichzeitig, mit ungeheurer Begeisterung von ihren Besitzern geschwungen, und das Klappen von 6000 gleichzeitig niedergestoßenen Schoppen vereint sich zu einem einzigen Donnerschlage, daß das Haus in seinen Fugen erbebt. — Es wird beschlossen, dem Fürsten in einem Telegramm von der unermeßlichen Begeisterung Kunde zu geben. Der Präside verliest den Wortlaut:

Die zur Feier des Geburtstages Ew. Durchlaucht versammelte deutsche Studentenschaft bringt am Abend eines herrlichen Tages in einmütiger Liebe und Dankbarkeit Ew. Durchlaucht huldigenden Gruß dar. Sie kommt in corpore den Ganzen nach, und reibt auf Ew. Durchlaucht Wohl nach alter Studentensitte einen donnernden Salamander.

Mit Jubel werden die Worte begrüßt. Doch wer beschreibt den Sturmesausbruch der erregten, begeisterten Massen als der Präside verkündet, der Fürst werde jedem Teilnehmer eine Erinnerungsmedaille überreichen lassen? Alle Ordnung hört auf. Alles verläßt seinen Platz. Der Tumult ist grenzenlos. Wie in wilder Verzückung springen die Studenten auf Tische und Bänke, die Speere rasseln, die Tücher winken und ein rasendes Jauchzen durchtobt den Saal: Hurrah! — und immer wieder hurrah, hurrah! — Minutenlang dauert das wütende Jubelgeschrei, bis sich endlich die Sturmwogen der Begeisterung brechen und langsam abebben. Allmählich tritt wieder Ruhe ein. Schwere Kisten werden jetzt in den Saal geschleppt, es sind die Medaillen. Die Hauptchargierten teilen sie an ihre Hochschulen aus; sorgsam birgt sie ein jeder als teures Andenken. Endlich ist die Verteilung beendet und nun ergreift cand. arch. Otzen das Wort zur Begrüßung der Gäste.

Hochansehnliche Festversammlung! Kommilitonen!

Aus allen Gauen des Deutschen Reiches sind deutsche Burschen zusammengeströmt nach der Freien und Hansestadt Hamburg, die uns gastfrei ihre Thore öffnete und uns willkommen hieß in ihren Mauern.

Heute aber sind die Rollen getauscht. Heute hat die Studentenschaft in diesen Räumen ihr Heim und Hamburger Bürger sind unsere Gäste.

Von Herzen erwidern wir den Willkommengruß, der uns geboten ward, und sagen Dank für all die Mühe und Aufopferung, für all das freundliche Entgegenkommen, welches wir fanden, und für die thatkräftige Unterstützung, welche uns zu teil wurde.

Den Hohen Senat und die Herren Bürgermeister, deren Erscheinen am heutigen Abend uns besonders ehrt, begrüße ich im Namen meiner Kommilitonen auf das herzlichste. Nicht der Bundesregierung, — den Vätern der Stadt, welche uns in diesen Tagen beherbergt, sagt die akademische Jugend Dank in dieser Stunde.

Zu unserem lebhaften Bedauern können wir am heutigen Abend nicht alle bei uns sehen, die uns geholfen haben, und uns Wohlwollen und Interesse entgegenbringen. Nur eine kleine Zahl können wir begrüßen — aber diese Herren vertreten die gesamte Bürgerschaft Hamburgs. An erster Stelle der Vorstand der Bürgerschaft, die Herren Kommandeure und Obersten, die diplomatische Vertretung, die Präsidenten und ersten Beamten des Justiz- und Unterrichtswesen, der Bau-deputationen, der Eisenbahnen, Zoll- und Postdirektion und der Seewarte haben unserer Einladung Folge geleistet. Möge es Ihnen in unserem Kreise heute Abend wohl sein, möge der Frohsinn der Jugend Wiederhall finden in Ihrem Herzen und Ihnen die Erinnerung an den Ehrentag der akademischen Jugend eine dauernde sein.

Am heutigen Morgen brachten wir gemeinsam mit unseren Lehrern dem Fürsten Bismarck unsere Huldigung dar. Am heutigen Abend sind Sie unter uns, die sonst das Pult des Katheders und das wohlbehütete Vorzimmer zum Aller-heiligsten von uns trennt. Wir grüßen Sie, die Herren Rektoren, mit freudigem Herzen. Und die gemeinsame Erinnerung an diesen festlichen Tag, sie knüpfe das Band fester, das Lehrer und Schüler umschlingt.

Wir waren fremd in dieser Stadt; aber während der Vorarbeit zu diesem Tage sind wir hier heimisch geworden. Niemals hätte unsere Arbeit so gefördert, der heutige Kommers in so glänzender Weise zustande kommen können, hätten wir nicht die bereitwilligste Hilfe und thatkräftige Unterstützung gefunden bei einer Anzahl Hamburger Bürger, welche mit uns gearbeitet haben und mit aller Kraft und Autorität eingetreten sind für unsere Sache.

Silberner Ehrenschild. Geschenk des Bundes der Landwirthe.

Herrn Oberingenieur Franz Andreas Meyer gebührt an erster Stelle der Dank der deutschen Studentenschaft. Niemals sind wir zu ihm gekommen, ohne reich bedacht mit gutem Rat und vor allem mit hilfreicher That unterstützt zurückzukehren, voll neuen Mutes und neuer Hoffnung auf gutes Gelingen.

Und dieses gute Gelingen sahen wir ferner mit freudiger Aufopferung weiter gefördert durch das Komité zur Unterbringung der Studenten, das unter der vorzüglichen Leitung des Herrn Oberlehrer Geith seine große Aufgabe mit seltener Energie und Hintansetzung jeglicher persönlichen Bequemlichkeit in glänzender Weise gelöst hat. Auch hier muß ich einem Herrn besonders den Dank der akademischen Jugend aussprechen. Herr Dr. von Reiche hat in unserem Interesse gearbeitet Tag und Nacht, um alle die tausende von Bitten um Quartier zu erfüllen und es jedem Theilnehmer so bequem und behaglich wie möglich zu gestalten.

Auch in anderer Weise ist die Hamburger Bürgerschaft uns entgegengekommen. Fast alle Sehenswürdigkeiten von Hamburg sind den Kommilitonen zugänglich, bei fast allen ist die Besichtigung in liebenswürdigster Weise erleichtert.

Der Verein für Kunst und Wissenschaft, die Herren Direktoren der Hamburg-Amerikalinie, der Kunsthalle, des Zoologischen Gartens, der Werft von Blohm und Voß, sie seien alle unseres Dankes versichert. Den Reichstagswahlverein, der das herrliche Feuerwerk unsertwegen auf den Sonntag verlegt hat, begrüße ich zu unserer größten Freude.

Und nun zum Schluß! Unser Fest ist geweiht durch die Gegenwart einer großen Anzahl Hamburger Damen.

Wir fühlen es deutlich, von dort droben geht er aus, der Zauber der Poesie, der unser Leben durchtönt.

Der deutschen Frau, welche mütterlich für uns sorgt, ihr sagen wir heute unseren Dank. Der deutschen und besonders der Hamburger Jungfrauen gedenken wir heute mit Jubel und Freude im Herzen.

In ihrer Nähe, da klingt das Lied voller, und aller Augen blitzen hell und kühn.

Heil Euch dort droben, die Ihr es vermögt, die Seelen mit Begeisterung zu erfüllen, seid sicher unseres Dankes immerdar und wahret uns die Gunst, die Ihr so reichlich uns geschenkt.

Euch aber fordere ich auf, das Wohl unserer Gäste ausklingen zu lassen in einem donnernden Salamander.

Fast nach jedem Satz unterbricht eine stürmische Beifallssalve den Sprecher. Alle wollen sie den Hamburgern ihre Dankbarkeit zeigen für die Mühe und Arbeit, die jene für uns aufgewandt haben. Doch als der Redner der Hamburger Mädchen gedenkt, da geht der Wogenschall der Begeisterung noch einmal turmhoch. Jauchzend grüßen die Studenten nach oben und von den Gallerien winkt es wieder und ein dichter Schleier von weißen Tüchern wallt herab und wirbelt und weht minutenlang in den Lüften. Als wieder Ruhe eingetreten ist, erhebt sich der Bürgermeister Mönckeberg zur Antwort:

Hochangesehene Festversammlung! Liebe Kommilitonen!

Im Namen von Senat und Bürgerschaft Hamburgs und der übrigen Gäste danke ich Ihnen für die ehrenvollen und herrlichen Worte, die wir soeben gehört haben. Aber wir danken noch viel mehr, nämlich dafür, daß die deutsche Studentenschaft den Tag, der in den Annalen der Geschichte unvergeßlich bleiben wird, hier in Hamburg und von Hamburg aus so glänzend gefeiert hat. Man sagt, der Jugend gehört die Zukunft; ich möchte sagen, in Deutschland gehört dem die Zukunft, dem die akademische Jugend gehört. Wem das Herz der akademischen Jugend gehört, das hat der heutige Tag glänzend bewiesen. Darum schauen wir Alten getrost in die Zukunft. Wir wissen, daß die deutsche akademische Jugend zeitlebens dem Banner folgen wird, welches Fürst Bismarck hochgehalten hat. Sie wird eintreten für Einheit, Macht, Ehre und Größe unseres Vaterlandes. Die Hoffnung unserer Zukunft, der Stolz unseres Vaterlandes, die deutsche Studentenschaft, sie lebe hoch!

Ein donnerndes Hoch dankt ihm für seine bewegten Worte, lang ausgehalten, immer wieder von neuem angestimmt. — Schon beginnen die Bande der Ordnung sich langsam zu lockern. Immer schwerer wird es dem Präsiden, sich silentium zu verschaffen. Endlich gelingt es ihm, diesmal für den letzten offiziellen Redner des heutigen Abends. Es ist der Rektor von Straßburg, Professor Windelband:

Kommilitonen!

Ich bin mit dem Auftrag beehrt worden, zu Ihnen zu sprechen im Namen der hier versammelten Rektoren sämtlicher deutscher Universitäten. Was meine Herren Kollegen bewogen hat, diesen Auftrag in die Hände des Rektors von Straßburg zu legen, ist bedeutsam klar: drängt sich doch in dem Namen der Schicksalsstadt und ihrer jungen Kaiser Wilhelms-Universität zu lebendigster Erinnerung verdichtet alles Große zusammen, was wir dem gewaltigen Manne danken, dessen Ehrentag uns hier verbindet. Die Einigung des Vaterlandes, der Wiedergewinn alten deutschen Kulturlandes, die Schöpfung des Reiches und mit der Neubegründung der Universität das Bewußtsein unseres Volkes dafür, wie tief die geschichtlichen Wurzeln unserer nationalen Kraft in der Arbeit des Geistes liegen — alles das klingt durch unsere Herzen bei dem Namen Straßburg. Von den mächtigen Schwingungen dieses Gefühls aus darf ich die Stimme des Dankes erheben. Wir danken Ihnen, Kommilitonen, nicht nur für die freundliche Einladung zu diesem einzig schönen Feste, nicht nur für die warme Begrüßung, mit der Sie uns empfangen und geehrt haben — wir danken vor allem Ihnen im Namen der deutschen Universitäten für das, was Sie heute gethan haben, und was Sie noch thun. Ihre Huldigungsfahrt, die hier ihren glanzvollen Abschluß findet, ist ein Ereignis und eine That. Während in der alten Generation gerade bei diesem Anlaß ein Rest unseres alten politischen Elends zu Tage getreten ist, haben Sie in der eindruckvollsten Form bewiesen, daß Deutschlands Jugend einig ist, haben gezeigt, daß der große Moment kein kleines Geschlecht fand, daß der Gedanke der Reichseinheit in der neuen Generation zu herrlicher Blüte gekommen ist und köstliche Frucht verspricht.

Das haben Sie gethan durch dieses unvergleichliche Familienfest der deutschen Hochschulen. Ja, ein Familienfest ist es, der 80. Geburtstag des besten Mitgliedes der großen akademischen Familie. Er ist unser, der größte deutsche Student dieses Jahrhunderts, der Ehrendoktor zahlreicher Fakultäten, der gewaltige Lehrer unseres ganzen Volkes, ein wahrer Praeceptor Germaniae, der erfolgreichste Professor der Germanistik!

Und wie haben sie ihn gefeiert! Wer das heute früh erlebt hat, wie im Strahl der Frühlingssonne um den greisen Nationalhelden sich die jubelnde Schar drängte, wie Sie mit glühenden Blicken seinen Blick in sich hineinsogen, der wird diese Erinnerung, wie das höchste, das er erlebt, bei sich bewahren bis zum Ende seiner Tage!

Wahrlich, ein Volk, dessen Jugend sich so begeistern kann für eine große Persönlichkeit und die Ideale, die sie verwirklicht — ein solches Volk ist seiner Zukunft sicher. Dafür lassen Sie mich noch einmal danken und aus der so bethätigten Gesinnungsgemeinschaft zwischen Lehrern und Studierenden unserer Hochschulen rufe ich nochmals: Unsere akademische Jugend, der Liebling des Fürsten Bismarck, unser Stolz und unsere Hoffnung, sie lebe hoch! hoch! hoch!

Unbeschreiblicher Jubel antwortet. Es ist wohl die zündendste Rede, die beim Kommers gehalten worden ist, von Herzen kommend und zu Herzen gehend. Oft wird sie von anhaltendem Beifall unterbrochen, und als nun der Redner von unserm politischen Elend spricht, da werden die Rufe der Zustimmung immer lauter und lauter und nun rast ein wilder Entrüstungssturm dahin — das ist der Protest der deutschen akademischen Jugend gegen die Neinsager im Reichstage.

Damit ist der Höhepunkt erreicht. Bald darauf, es ist gegen 12 Uhr, erklärt der Präside den offiziellen Teil für beendet und der Festredner Dertz eröffnet die Fidelitas. Und fidel ist die Stimmung und von Minute zu Minute wird sie es mehr. Immer lärmender wird's im Saale und die allgemeine Begeisterung steigt immer höher, nicht zum wenigsten infolge der Mengen des vertilgten Stoffes. Jetzt betritt wieder ein Redner die Tribüne, es ist der Rektor Nissen aus Bonn. In kurzen Worten rühmt er die Verdienste des ständigen Ausschusses und läßt einen urkräftigen Salamander auf das Wohl desselben reiben. Bald nachdem der Redner geendet, steigt das erste fidele Lied. Julius Wolff hat es gedichtet und der deutschen Studentenschaft in 5000 Exemplaren geschenkt. Nach der kernigen, lärmenden Weise: „Das war der Herr von Rodenstein" durchbrausen die Verse den Saal:

Raus aus dem Haus da!

Mel.: Das war der Herr von Rodenstein.

Der Reichstag hat — o Schimpf und Schand!
Uns tiefe Schmach beschert.
In Froschpfuhl all das Volk verbannt,
Das nicht den Meister ehrt!
Raus da! raus da aus dem Haus da,
Wer uns die Schmach beschert!
In Froschpfuhl all das Volk verbannt,
Das nicht den Meister ehrt!

Vom Bodensee bis an den Belt
Ganz Deutschland jubiliert,
Der Reichstag nur vor aller Welt
Sitzt fürchterlich blamiert.
Raus da! raus da aus dem Haus da,
Wer uns die Schmach beschert!
In Froschpfuhl all das Volk verbannt,
Das nicht den Meister ehrt!

Hört, Helden ihr, die nein gesagt
Zu Bismarcks Ehrenzoll,
Im Hause, das durch Ihn nur ragt,
Den Sturm von Grimm und Groll?
Raus da! raus da aus dem Haus da,
Wer uns die Schmach beschert!
In Froschpfuhl all das Volk verbannt,
Das nicht den Meister ehrt!

Wo wäret ihr, wenn Er nicht war
Mit seines Geistes Schwert?
Ihr, vaterländ'schen Sinnes bar,
Seid keinen Bismarck wert.
Raus da! raus da aus dem Haus da,
Wer uns die Schmach beschert!
In Froschpfuhl all das Volk verbannt,
Das nicht den Meister ehrt!

Doch was gilt euch die Kräftigung,
Die Eintracht der Nation,
Wenn euch gelingt der Hammelsprung
Der blökenden Fraktion!
Raus da! raus da aus dem Haus da,
Wer uns die Schmach beschert!
In Froschpfuhl all das Volk verbannt,
Das nicht den Meister ehrt!

Da sprach der Herr von Levetzow
Als echter deutscher Mann,
Umjauchzt von Hurrah und Hallo,
„Seht mich von hinten an!"
Raus da! raus da aus dem Haus da,
Wer uns die Schmach beschert!
In Froschpfuhl all das Volk verbannt,
Das nicht den Meister ehrt!

Und wer das Herz am rechten Fleck,
Der tritt für Bismarck ein
Und schiert sich einen Teufelsdreck
Um en'r verfluchtes Nein.
Raus da! raus da aus dem Haus da,
Wer uns die Schmach beschert!
In Froschpfuhl all das Volk verbannt,
Das nicht den Meister ehrt!

Drum Bismarck hoch, millionenmal,
Reichskanzler, alter, Du!
Dir donnert heut von Berg und Thal
Der Dank der Deutschen zu.
Raus da! raus da aus dem Haus da,
Wer uns die Schmach beschert!
In Froschpfuhl all das Volk verbannt,
Das nicht den Meister ehrt!

Julius Wolff.

Ach, hätte doch der Reichstag das Lied am heutigen Abend gehört, wie es so inbrünstig gesungen wurde, hätte er doch den Beifallsjubel vernehmen können, der dem Dichter gezollt ward, die Ohren hätten ihm noch lange gegellt. Neuen Schwung bringt es in die Versammlung und immer ausgelassener wird es im Saale. Doch noch zweimal wird das lärmende Treiben durch das Klappen der Speere unterbrochen, noch zwei Redner besteigen das Podium. Der erste ist ein Student aus Süddeutschland. Man rühme, meint er, im allgemeinen den Süddeutschen Gemütlichkeit als einen Hauptvorzug nach, doch der heutige Abend beweise, daß auch im Norden die Gemütlichkeit zu Hause sei, und als Zeichen der Dankbarkeit für die begeisterte Aufnahme, die seine Landsleute hier gefunden, fordert er dieselben auf, einen Salamander auf die norddeutschen

Kommilitonen zu reiben. In markigen Worten dankt ihm der zweite Redner als Sprecher der Gefeierten. Der graue Himmel des Nordens habe die Norddeutschen rauher geschaffen, als es die heitere Sonne vermöge, die im Süden die Fluren vergolde, doch unter der harten Schale sei ein süßer Kern verborgen. An den Gluten der Vaterlandsliebe, der Begeisterung für unsern Nationalhelden sei heute die starke Eisdecke zerschmolzen, die süddeutschen Brüder thäten heute einen tiefen Einblick in das Gemütsleben der nordischen Kommilitonen, und was sie da fänden, sei der gleiche glühende Patriotismus, der sie gen Norden geführt habe. Möchte diese Uebereinstimmung Bestand haben, möchten sich Nord und Süd dauernd so gut verstehen, dann werde es alle Zeit gut um's Vaterland bestellt sein, Deutschland eins vom Fels zum Meer. Und wieder donnert ein Salamander, diesmal zu Ehren der Süddeutschen. Nun folgt noch manch kräftiges Lied, immer neue Mengen von Stoff werden vertilgt, und immer fideler wird die Stimmung. Doch schon beginnen die Reihen sich stark und stärker zu lichten,

Friedrichsruher Landschaft.

und mancher verläßt schweren Schrittes den Saal. So geht's bis zur Urfidelität. Da mache auch ich mich auf den Heimweg. Doch manche harren noch aus, bis endlich die Strahlen der Morgensonne die letzten Ritter von der Gemütlichkeit verscheuchen.

Auf den Straßen hört indessen das Leben während der ganzen Nacht nicht auf. Hamburg gleicht heute einer Universitätstadt kleinsten Maßstabes. Wohl selten ist in der ehrwürdigen Hansestadt so viel Unfug verübt worden wie in dieser Nacht. Doch allgemeine Amnestie ist für die Studenten erlassen worden, kein Polizist stört sie in ihren tollen Unternehmungen, denen sie mit vielem Eifer obliegen. In großen Trupps zieh'n sie durch die Stadt, singend und pfeifend; keine Laterne, kein Aushängeschild ist vor ihnen sicher, und was haben die ärmsten Droschkenkutscher zu leiden! — Und hinter jedem Trupp wandelt in gemessener Entfernung einsam ein Nachtwächter, und alle Laternen steckt er wieder an, die die Studenten vor ihm ausdrehn. Ja, Hamburg weiß, wie man mit akademischen Gästen umgeht!" — Soweit dieser Bericht.

Es wäre nur nöthig gewesen, daß auf dem Kommerse der Verfasser des Buches: Der deutsche Student am Ende des 19. Jahrhunderts (Göschen'sche Verlagshandlung, Stuttgart 1895) dessen Quintessenz in einer heitern Capuzinerpredigt zu besten gegeben hätte und das Gesammtbild einer einzigartigen studentischen Daseinsäußerung wäre fertig gewesen. Aber Herr Prof. Theobald Ziegler war nicht anwesend und so blieb diese studentische Massenfeier ohne ein Satyrspiel, das vielleicht den einen und den andern der jugendlichen Hörer vor einer allzueingehenden Betrachtung des Hamburger Nacht-

lebens, die in der obigen Schilderung denn doch in sehr unzulänglicher Weise erwähnt werden mußte, abgehalten hätte. Dafür sei denen, die in einem geistigen und körperlichen Gedeihen unserer akademischen Jugend die Bürgschaft deutscher Kraft und Macht sehen, das Ziegler'sche Buch desto wärmer empfohlen. Es hält sich keineswegs frei von professaler Verschrobenheit, aber es bringt so vieles Tüchtige und Kräftige, und dies in einem an passender Stelle mit Recht brutalen Ausdruck, daß sich die „Herrn Eltern" damit vielleicht noch vortheilhafter beschäftigen könnten, als die Söhne, für die es in erster Linie bestimmt scheint. Die erschreckenden Verheerungen, die Bier und „Weib" in der akademischen Jugend Tag und Nacht anrichten, sind in einer keineswegs kleinlichen, sondern das freie Burschenleben frisch preisenden Weise dargestellt. In letzter Linie begegnet sich der Verfasser mit Bismarck, der aus seiner Verurtheilung gigerlhafter studentischer Lebensführung niemals ein Hehl gemacht hat und auch heute noch in einer allem Streberthum abholden Charakterbildung und damit

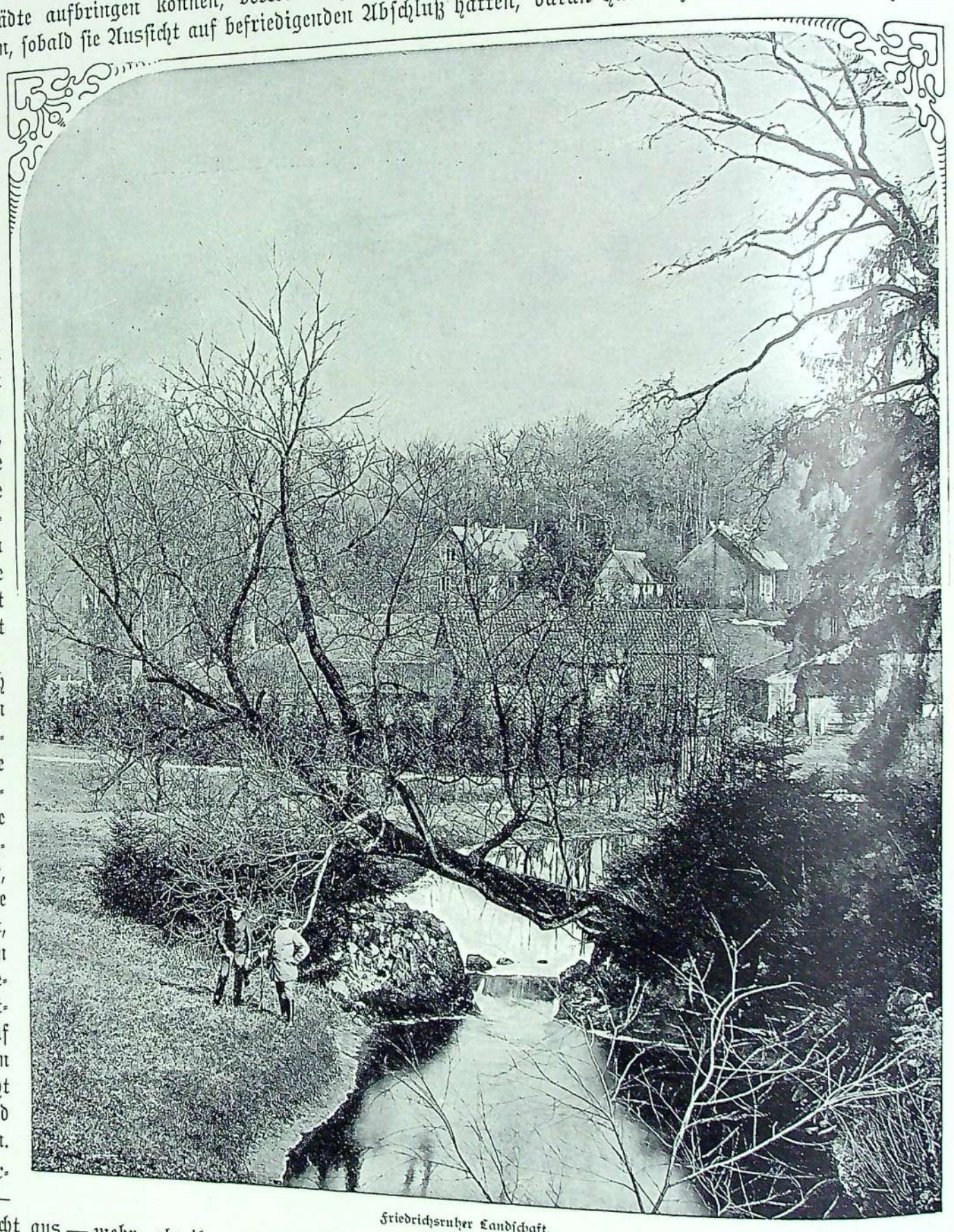
Friedrichsruher Landschaft. Links: die Oberförsterei.

in der Bethätigung des Goethe'schen Wortes: „Höchstes Glück der Erdenkinder ist nur die Persönlichkeit" das Heil sieht.

Als der jugendlich geschilderte Kommers der Jugend begann, war Friedrichsruh das Ziel der Hamburger, die ihrem Ehrenbürger den üblichen Fackelzug darbrachten. Im Parke vor Bismarcks Hause, da wo am Morgen die Studenten gestanden hatten, waren nun einige tausend Fackelträger aufgestellt. Das war wieder ein schönstes, ein unvergeßliches Bild. In unzähligen breiten Garben stiegen die Fackelfeuer auf und leuchteten weit in den Sachsenwald hinaus, weit über Bismarcks Haus empor. Wie Tageshelle lag es auf den Gesichtern und als Bismarck nun wieder auf der Veranda stand, um noch einmal zu sprechen und seinen Hamburger Freunden freudigen Dank zu sagen, war er allen zum Greifen sichtbar. Diesmal den Kaisermantel um die Schulter geworfen, schien er stark und frisch wie am Morgen. Und wie er stets und immer die Kunst geübt hat seinen Besuchern das ihnen Entsprechende, um nicht zu sagen, das ihnen Ersprießliche zu verkünden, so gab er dem Hamburger, weil der wesentlich Kaufmann, das heißt jener echte Kaufherr ist, der völkerverbindend seine Waaren in alle Welttheile schickt, ein kurzes aber treffendes Bild der Bedeutung des heutigen Kaufmanns im heutigen, zum Weltreiche gewordenen Deutschen Staate.

Da sagte er: „Meine Herren Nachbarn von Hamburg! Ihre Begrüßung zu meinem Geburtstag ist nachgerade für mich zu einer Gewohnheit geworden, auf die zu verzichten mir schwer werden würde. Ich habe in meinem Bestreben zur

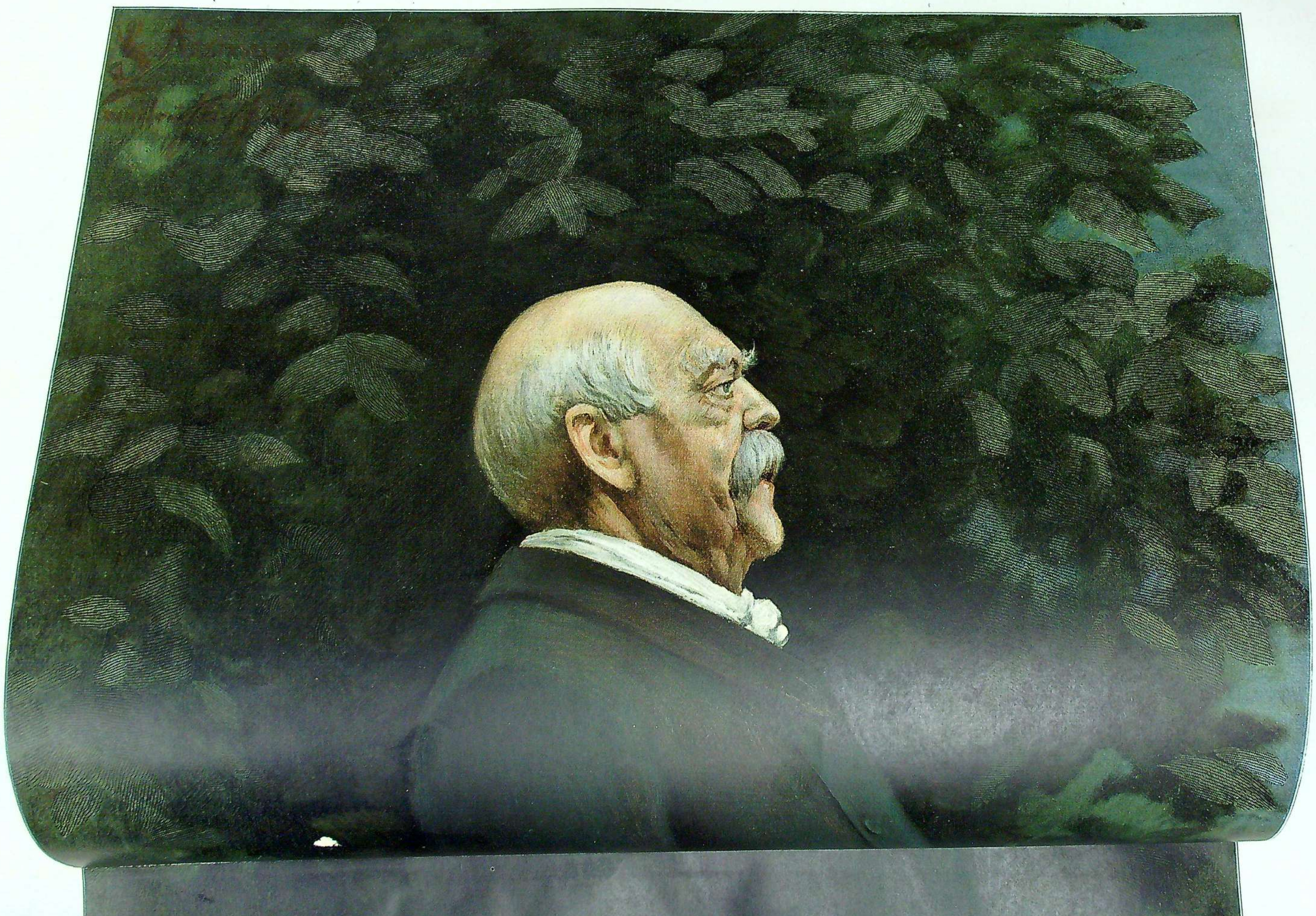
Belebung unsres Nationalgefühls, zur Herstellung der nationalen Einheit manchen ungerechten Zweifel gehabt und manches irrthümliche Vertrauen gehegt, aber daran habe ich niemals gezweifelt, daß der alte hanseatische Geist, der vor Jahrhunderten bereits das deutsche Ansehn weit über Land und See vertreten und tapfer vertreten hat und weit über die Kräfte, die heutzutage die hanseatischen Städte aufbringen können, vertreten hat, daß der mich auf die Dauer nicht im Stich lassen würde bei diesen Bestrebungen, sobald sie Aussicht auf befriedigenden Abschluß hätten, daran habe ich nie gezweifelt. Es haben ja Irrungen und Mißverständnisse, Kämpfe, wie sie unter uns Deutschen üblich sind, sobald wir gemeinsame Entschließungen zu fassen haben, stattgefunden, aber seitdem Hamburg seinen Anschluß an das Deutsche Reich beschlossen hat, da giebt es keine festere und sichrere Stütze unseres nationalen Empfindens als den alten hanseatischen Unternehmungsgeist der Hamburger, und ich hoffe, daß er die Bahnen, die er heutzutage betreten hat, weiter verfolgen und weiter ausdehnen wird in einem Umfange, wie wir ihn früher nicht gekannt haben. Es ist doch allezeit unsere erste Handelsstadt Hamburg, und sie hat sich früher selbständig erhalten — weit in entfernten Meeren — in einer Weise, die für ein so wenig kriegsstarkes Gemeinwesen alle Anerkennung und Bewunderung verdient. Jetzt aber, wo die gesammte deutsche Macht hinter Hamburg steht, darf ich der Hoffnung Raum geben, daß das weitere Gedeihen und die weitere Entwicklung Ihrer Stadt auf kein Hinderniß mehr stoßen wird und daß wir nicht nöthig haben, ihr irgend welche Grenzen zu ziehen.



Friedrichsruher Landschaft.

Ihre Mitbürger unterhalten noch heutzutage — und ich nehme Bremen nicht aus — mehr, als ihrer Bevölkerungszahl arithmetisch zufallen würde, freundliche Beziehungen zu Allem, was über See ist. Sie sagen hier in Hamburg von ihren Angehörigen einfach, er ist „drüben“; er kommt aber wieder und bleibt Deutscher und wird wieder Hamburger. Und der alte hanseatische Unternehmungsgeist, dieses Ueber-See-gehen ist das Element, welches unsre Beziehungen zu den Welttheilen jenseits des Atlantischen Meeres unterhält und mehr als irgend eine staatliche und amtliche Vertretung es könnte. Wenn alle Hamburger und Bremer, die heutzutage in Südamerika leben, heimkehren wollten, so würde ich das für viel verhängnißvoller halten, als wenn alle amtlichen Vertreter des Deutschen Reiches in jenen Welttheilen verschwänden. (Lebhafter Beifall, Heiterkeit.)

Ich halte den überseeischen Hamburger Kaufmann für einen ungleich zuverlässigern, bequemern und geschicktern Vertreter nicht blos nach unten, sondern auch nach oben, als — ich will keinen harten Ausdruck gebrauchen — die amtlichen Vertreter. Denselben Gedanken habe ich immer schon mit Bezug auf unsre afrikanischen Beziehungen gehabt. Ich habe gehofft, daß sich dort eine kaufmännische Regierung ausbilden würde — nun ich will nicht auf den Irrweg der Kritik dessen, was geschieht oder geschehn ist, kommen — aber ich hoffe sicher, wir werden auch in Afrika noch einmal



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt. — Druck Julius Sittenfeld, Berlin.

Verlag und Copyright 1896 The Werner Company, Chicago.

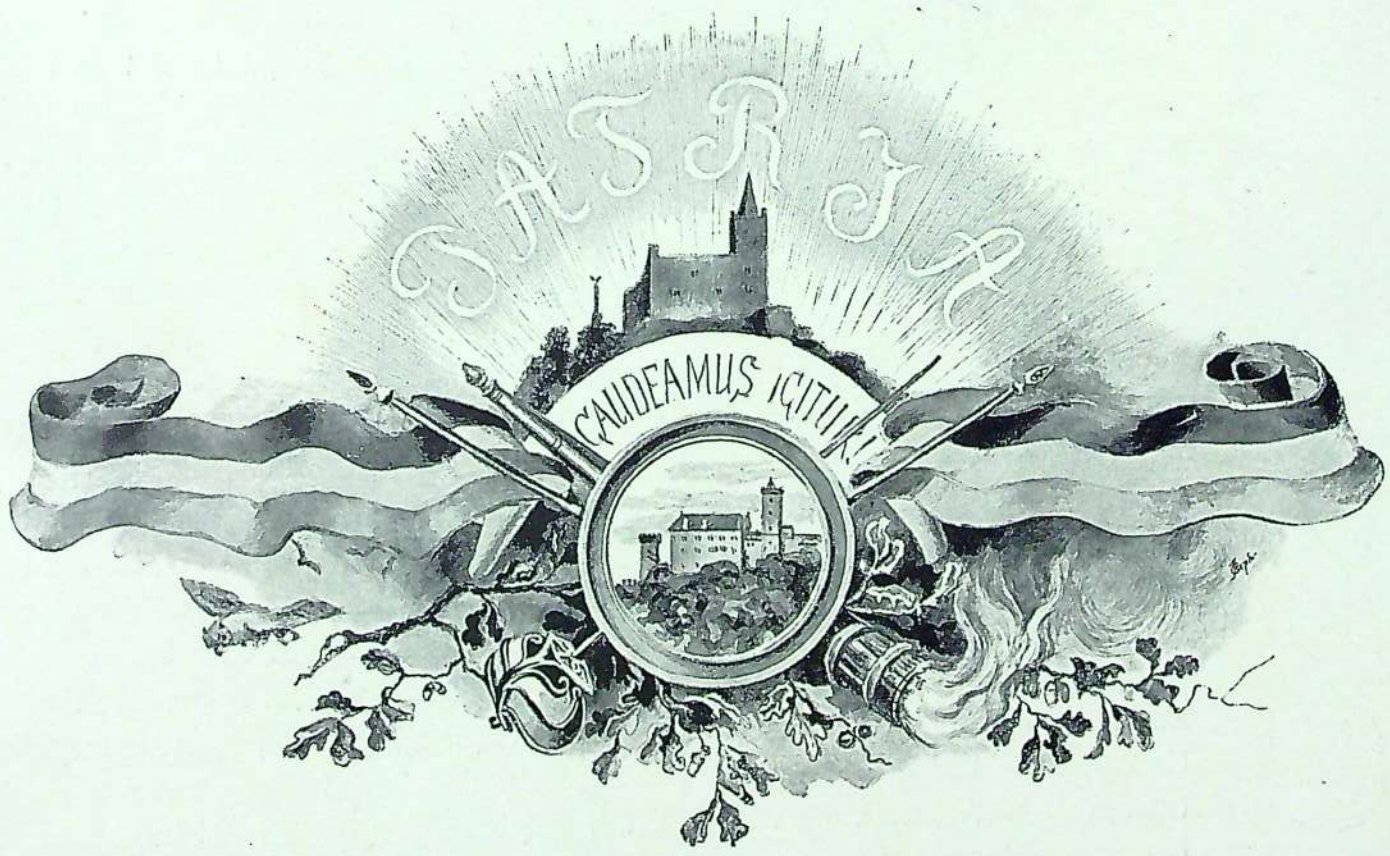
Bismarck spricht.

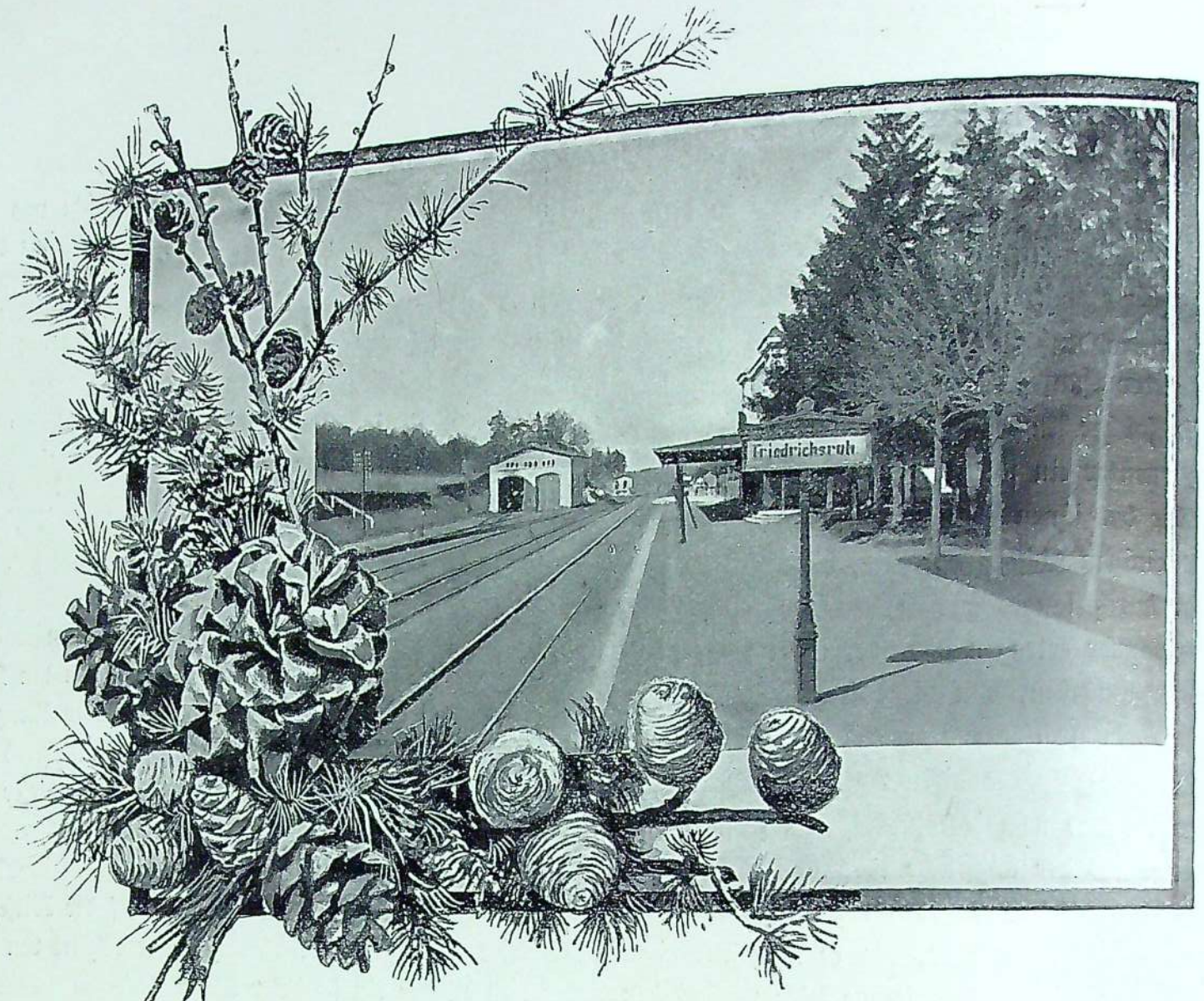
Nach dem Gemälde von Gustav Asmuß.

zu einem System kommen wie dasjenige, das England in Ostindien so groß gemacht hat. Da herrscht und regirt nur der Kaufmann, der besser weiß, als das am Actenschrank und hinter dem Actentisch möglich ist, was unsern Beziehungen zu den überseeischen Stämmen frommt. Und in diesem Sinne und in der Hoffnung, die ich hier ausgesprochen, bitte ich Sie, mit mir einzustimmen in ein Hoch auf Ihre von mir hochgeschätzte und geliebte Vaterstadt, der ich leider seit Jahr und Tag habe fernbleiben müssen wegen körperlicher Hinfälligkeit. (Widerspruch.) Die Krankheit, die mich vor $1^1/_2$ Jahren in Kissingen befiel, hat mir einen schweren Schlag gegeben, und die Vereinsamung meines Hauses seitdem hat ihn verschärft. Aber trotzdem bitte ich Sie voller Hoffnung und mit freudigem Blick in die Zukunft mit mir einzustimmen auf das Wohl unsrer Hansestädte und in specie meiner Nachbarstadt Hamburg: Die Hanseaten, sie leben hoch!

Mit solcher Ansprache konnten die Hörer wohl zufrieden sein, und wie sehr sie es waren, das sah und hörte man, als sie — darunter ein stattliches Völkchen begeisterter Frauen — die Fackel in der Hand an Bismarck jubelnd vorüberschritten. Der bot ihnen freilich noch eine besondere Augenweide; denn er war herabgekommen und hatte sich, von seinen Söhnen und einigen Gästen umgeben, dicht am Wege aufgestellt. Da aber das Gedränge ärger wurde, als gut war, und er obendrein durch langes Stehen, das er selbst in seinen kräftigen Mannesjahren in Folge einer in Rußland erlittenen Erkrankung schwer ertragen kann, ermüdet war, wurde ihm sein Stuhl gebracht. Da saß er nun, von den Söhnen und den Freunden umgeben, von vier, sechs mit Fackeln bewehrten Feuerwehrleuten vor der andrängenden Menge beschützt, und ließ die Hamburgischen Fackelträger vorüberjubeln. Unaufhörlich hob sich die Hand zum Gruße, während die Augen beständig über die Träger hinaus zu der lodernden Fackelhöhe hinaufstarrten. Ich bin noch bei jedem dieser Fackelzüge zugegen gewesen und noch jedesmal habe ich dabei dieses sonderbarste Aufschweifen des Bismarckblickes gesehen. Ich möchte sagen, es lag stets der ängstliche Wunsch darin: Wenn Ihr nur Alle unverletzt wieder daheim wäret. Ein Mal, es war gelegentlich seines Geburtstages im Jahre 1890, wurde die eigentliche Begrüßungsrede unten auf der Wiese, dicht am Wasser gehalten. Da sagte er, als er nach Beendigung der Feier zurückschritt, natürlich wieder behütet von dem allzeit barhäuptigen Schweninger, das schöne Wort: „Zwischen Feuer und Wasser ein schmaler Weg."

Bequemer hatte er es diesmal, als er nun auf seinem Sessel saß. Ich würde sagen: thronte, wenn ich nicht fühlte, daß man mit solchem Worte einen Bismarck nicht schildern darf. Das Fackelfeuer schlug ihm grell in's Gesicht und legte jeden Zug des weise geklärten Gesichts bloß. Und da gehörte kein Dichterübermuth dazu, um dieses weit hinaus der Gegenwart entrückt und es Heerschau halten zu sehen, über die Männer und Kämpfer eines anderen Jahrhunderts. So schloß dieser wundersame Tag wie er begonnen: die Sonne hatte den Morgen, den Tag verklärt und nun trugen die Flammen den Abend hinaus in die erhabene Pilgerstätte, die uns der Sachsenwald bedeutet. Von überallher, wo Deutsche wohnen, schien ein Widerschein dieses Feuerzaubers herzuleuchten. Der gefeierte Held aber ging in sein einfaches und einsames Schlafzimmer. Dort mag er noch lange Zwiesprache gehalten haben, nicht etwa mit dem Genius des Ruhmes, der, reicher geschmückt als je, heute seiner Schwelle genaht war. Nein, der Genius des Deutschthums ist auch heute sein letzter Gefährte gewesen.





Friedrichsruh und Sachsenwald.

Geburtstagsfeier und Huldigungen werden in der durch den Umfang dieses Werkes gebotenen zusammenfassenden und doch übersichtlichen Weise noch weiter besprochen werden. Zuvor mag es an der Zeit sein, eine Schilderung von Friedrichsruh und dem Sachsenwalde zu geben. Denn noch immer ist an mich die Frage herangetreten, wie denn die Heimstätte, die nun Bismarck nicht mehr verlassen will, eigentlich ausschaue. In der That ist über Friedrichsruh, mag es auch im Laufe der Jahre ein meist und noch öfter innigst genannter Name geworden sein, noch so wenig bekannt geworden, daß das Verlangen nach einer besseren Kenntniß des weltgeschichtlichen Ortes wohl begründet erscheint. Sie anschaulich zu vermitteln, möge ein wenig weiter ausgeholt sein, als scheinbar gestattet sein könnte: Als ich, wie immer, wenn Bismarck in Kissingen weilte, mit Camera und Feder ausgerüstet mein Zelt auf diesem wunderlieben Fleckchen fränkischer Erde aufschlug, sah ich außer der Prachtgestalt des deutschen Helden gewöhnlich auch die kleine Körperlichkeit des großen Adolph Menzel, und diese schon deshalb behaglicher, weil der preußischste aller Maler gern Unterhaltung sucht beim Glase Wein. So war es leicht, in der „Altdeutschen“, wo Treitschke oft neben ihm zu sitzen pflegte, in seine Nähe zu kommen und seiner Eigenart zu lauschen. Eines Abends saßen drei sehr gesprächige und, wie es schien, sehr gescheite Juristen um ihn herum, und verpflichteten sich, juristisch gesprochen, eine Seeschlange in ein Dromedar zu verwandeln, was freilich unserm Menzel nicht eben ein bedeutsames Versprechen zu sein schien. Ob deshalb, weil er einen Fetzen Leinwand in ein unsterbliches Meisterwerk zu wandeln weiß? Jedenfalls wurde der nun von seinem Könige so ritterlich wie nur je ein Mensch geehrte Künstler, doch selbst gesprächig, als vom Reisen gesprochen wurde und die Beredsamkeit der weitgewanderten Herren über Norwegen und Tirol, Engadin und Karpathen einherschwelgte. Die wollten herausgefunden haben, daß einzig die hohe Tatra sterbliche Menschenleiber noch magisch zu sich emporzuziehen und festzuhalten verstände. Schon die Luft mache dort in acht Tagen aus einem Skelett einen Michel Angelo, und was gar das Essen anlange, so bliebe selbst Berlin . . . „So, also auch das Essen“, meinte da Menzel zähneknirschend, daß man, hätte man oberflächlich schließen wollen, annehmen durfte, er werde eines Tages auf der

Hohen Tatra stehen und die Hohe Tatra werde dann drei preußische Fuß höher sein. Wer aber Kissingen kennt, weiß ja, daß man bei dem bloßen Gedanken an das Essen rabiat werden kann, wozu nun freilich Menzel schon deshalb besondere Ursache hatte, weil er niemals als Kurgast, sondern immer als getreuer Begleiter seiner Schwester an die Heilquelle Rakoczys pilgerte. Dafür wohl und nicht etwa aus schnöder Reclameluft für die, wie von Bismarck, so auch von Menzel verschmähte Brunnenkur — und auch ohne diese ist das schöne Bad ein heilsamer und heilkräftiger Aufenthalt — haben ihn denn die Kissinger zu ihrem Ehrenbürger ernannt. Und auch als solcher wird die nunmehrige kleinste Excellenz in Kissingen allen Kurgeboten zum Trotz Alles essen dürfen, was ihr Leib verlangt. Und Menzel, der niemals raucht, ißt in der That: „Forellen, Salat, Käse, Alles", wie er selbst klipp und klar in der ihm eigenen militärisch-abgezirkelten Redeweise bemerkte: dafür muß er auch immer viel länger warten, um die jenseit der kurgemäßen Speisekarte sehr dünn gesäeten Extragenüsse zu erhalten. Und ich wenigstens habe Verständniß für die Empörung des an Promptheit und Stetigkeit gewöhnten Farbendichters. Und

Bismarck und Graf Herbert vom Spaziergange heimkehrend.

darum wohl meinte er auch, als die Begeisterung von der Hohen Tatra hinunter in's ganze Ungarland hinunterfloß: „Soll wundervoll sein!"

Der „klassische" preußische Tadel irrt gern einmal hinüber zum romantischen Lobe, weil er mit diesem in letzter Linie gleicher Herkunft ist. Aber im Grunde der Seele ist einem Menzel das ganze Ungarland mitsammt der Hohen Tatra ein Ziel auf's innigste zu ersehnen, nimmer aber auf's herzlichste zu preisen. Und nicht bloß ihm. Und nicht Hohe Tatra und Ungarland sind die Heilbringer. Wie weit ich auch in der Welt herumkam, welche Naturpracht des Südens oder Nordens ich auch preisen könnte: ich werde mich hüten, die eine auf Kosten der andern zu feiern. Denn nur da ist Reisen, wo die Individualität persönlich schaut und persönlich genießt. Wie Menzel monatelang in der stillen Lieblichkeit Kissingens einsam und doch voll genießender Lebensluft dahinwandelt — ich hätte, um recht zu charakterisiren beinahe gesagt: entlangstorcht — so stellt ein anderer den tiefgründigen Zauber des weltverlorenen kleinen Nummelsee kühn und gerecht neben die himmelaufjubelnden Reize des Lago maggiore. Nackte Natur, und wäre sie die herrlichste, möge sie vom üppigsten Comfort der „Neuzeit" umgürtet sein, thut's nicht allein. Italien und Spanien ziehen durch eine schönste Dreiheit: Natur und Kunst und naive Menschenweise Tausende in ihren Bann, während andere Tausende, die ihr Selbst dabei nicht fanden und vielleicht nicht zu finden hatten, nur dort waren, um dagewesen zu sein. Man braucht sie deshalb nicht eben als Dumm-

köpfe zu schelten. Aber weil aus dem Unpersönlichen des auf der Reise Geschauten stets ein Persönliches sprechen muß, das, sollen wir echt und recht genießen, mit unserm eigenen Selbst sich eint, wird der Kluge kaum rathen: dorthin wandere und du wirst zufrieden sein. Wenn er ja Rede stehen wollte, würde er sagen: „Gehe, wohin du willst und gehe nie wieder allein dorthin, wo du zu Zweien glücklich warst.“ Gehe, wohin du willst: denn überall auf Erden ist ein Paradies zu finden, wenn man es mit sich führt. Und da zeigt es sich denn, daß die dürftigste Natur über alle Alpenmajestät zu triumphiren vermag, sobald mit ihr ein großes Menschendasein, ein besonderstes menschliches Ereigniß verknüpft ist, wird es offenbar, daß auch der Aermste, daß der Verstoßene solch ein Paradies in sich trägt, wenn er nach Rom oder Mekka, nach Wittenberg oder — Friedrichsruh pilgern geht.

So, von solcher Betrachtung aus, war es leicht zu verstehen, daß einer der weinfrohen Zecher laut verkündete: „Der Sachsenwald wäre ihm zehnmal lieber als alle möglichen Hohen Tatras.“ Und das haben Viele, die mit mir in Friedrichsruh

Friedrichsruher Landschaft.

waren, empfunden, obschon keine „wundervolle“ Fernsicht, nicht Sonnenauf- und Sonnenuntergang, kein Bergeszauber ihren Blick entzündeten. Freilich wird der Weitgereiste nicht treulos seine Lieblinge vergessen. Wohl treibt die Sehnsucht immer wieder hinauf zur Rigi, aber immer, da ich von ihrer heitern Höhe aus die Größe der Alpen schaute, schweifte über die Riesenkraft der Natur das Auge zurück zu der unvergleichlichen Stärke des deutschen Helden, wandte sich das Sehnen von allem Krönungszauber der weißen Könige zurück zur schlichten Einfalt des Sachsenwaldes.

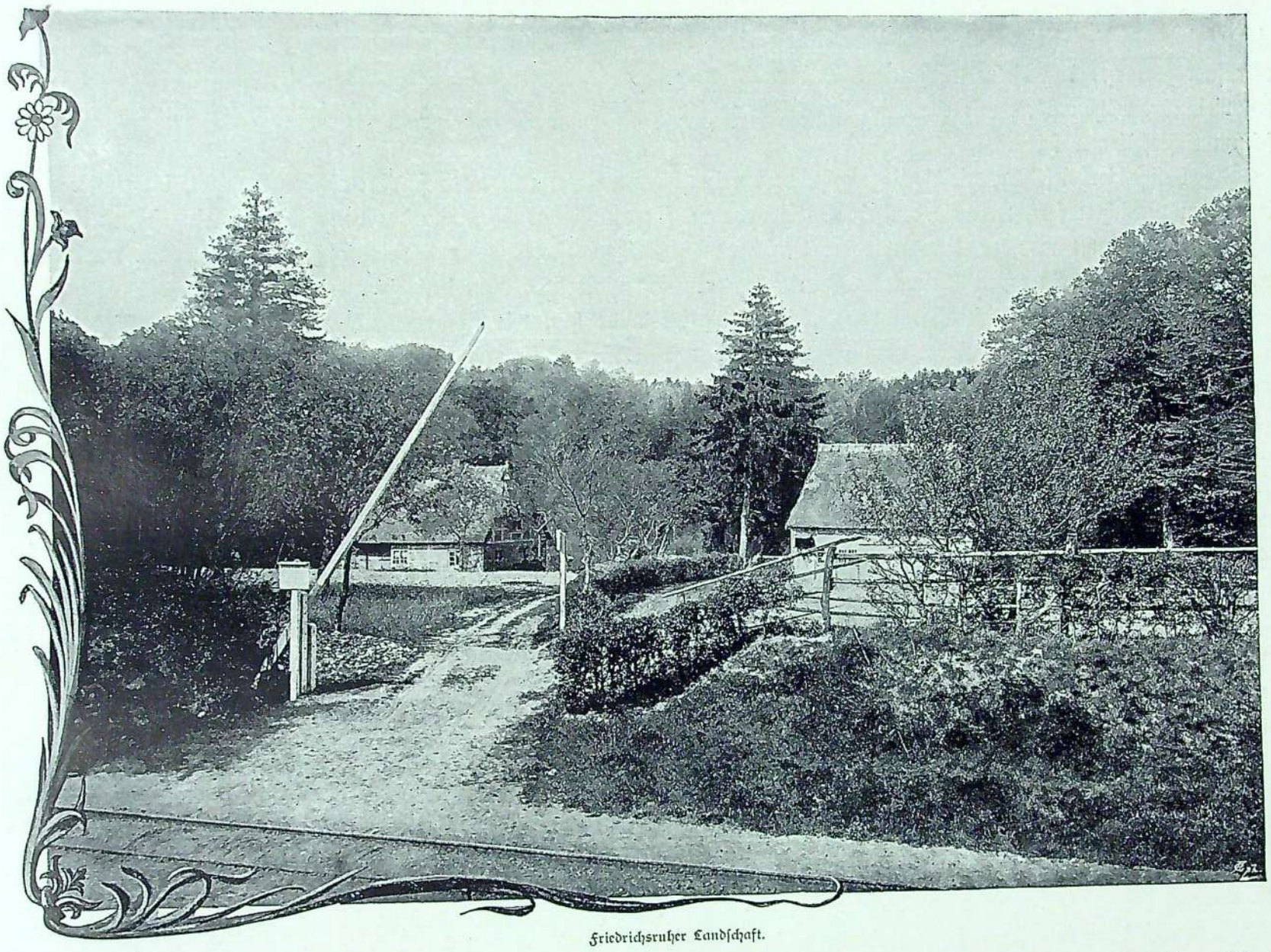
Der Genuß ist immer echt und rein, der uns besser macht. Wo wir uns ganz verlieren, um uns ganz zu finden, stehen wir höher als irgendwo in der Welt, da der menschliche Fuß Erde unter sich fühlt. Hier im Sachsenwalde steht er in schmaler Thalmulde. Aber freilich, es möchte wohl sein, daß dafür das Haupt bis in die Wolken ragt.

Nur wenigen Auserwählten der Millionen und Abermillionen, deren Empfinden nach Friedrichsruh wallfahrten geht, ist es auch vergönnt, hierher zu kommen. Nicht selten hält gerade die echten Naturen eine heilige Scheu zurück, Bismarck zu begegnen. Sie fühlen, was er ihnen ist, sie haben ihn und so sind sie, mögen Ozeane zwischen ihm und ihnen liegen, zufrieden, weil sie ihn haben. Die Phantasie bringt hier ganz dieselbe Wirkung, die beim echten Reisen das Ergebniß macht: Heimatszauber.

Aber wenn es der deutschen Natur wesentlich gleichgiltig ist, ob sie nicht bloß auf dem bequemen Luftwege, sondern auch mit der Berlin-Hamburger Eisenbahn nach Friedrichsruh gelange, weil sie ja doch tagtäglich von hier aus in den Kampf des Tages schreitet, soll doch der Boden, der ein verkörpertes Dasein ihrer Ideale trägt, in Wort und Bild gegenwärtig sein.

Auf den früheren Seiten sind bereits einige Abbildungen der inneren Einrichtung des Fürstenhauses und seiner äußeren Umgebung abgedruckt worden. Ein Vergleichen dieser mit den hier gegebenen und beider mit der jetzigen Schilderung möchte wohl hinlängliche Kunde über Friedrichsruh und Sachsenwald enthalten:

Die Bilder verkünden deutlich genug die äußere Einfachheit von Bismarcks Heim, dem „Fürstenhause", wie es von den Bewohnern von Friedrichsruh genannt wird. Und ich vermeide nicht ohne Grund, zu sagen: Fürstenschloß; denn erstens weiß ich, daß Bismarck es nicht gern liest, wenn man seiner Wohnung immer wieder die Bezeichnung „Schloß"



Friedrichsruher Landschaft.

zu geben und dadurch die Vorstellung einer prunkvollen Residenz hervorzurufen beliebt. Wurde er doch eines Abends geradezu ärgerlich, weil ihn eine zudem wohlwollende Feder als Schloßherrn von Friedrichsruh in die Welt hinausgeschrieben hatte. Er fühlt sich gleich Moltke als einfacher Landedelmann. Und wie dieser es einst gethan, könnte auch Bismarck einen telegraphischen Dank an seine ländlichen Verehrer: „von Bismarck, Bauer" unterzeichnen. Daß er sich seit seiner „Entlassung" niemals „Fürst" unterzeichnet sei im Vorübergehen bemerkt. Der ominöse Herzog von Lauenburg, der den umlärmtesten Namen des Zeitalters hätte begraben können, hat kein Heimathsrecht im Hause Bismarck gefunden. Bismarck fügt seinen Namen nur das kleine „von" vor, das ihn in das 13. Jahrhundert zu seinen Ahnen zurückträgt. Und wie er nicht mit großen Titeln prunkt, so trägt er, der ordengeschmückteste der Sterblichen, nicht einmal eine Rosette, welche Eigenheit er freilich mit den meisten Deutschen theilt. Kein Titel, keine Orden, kein prunkvolles Schloß. Wie würde sich der stolze Adel Frankreichs oder Englands wundern, wenn er durch den engen, fast düsteren Hausflur dieses Fürstensitzes schritte, der nichts ist, freilich auch nichts sein will als ein einfaches deutsches home. Und weil hierher mehr wie je die Liebe und neben ihr der Haß pilgern geht, mag es an der Zeit sein endlich mal in Wort und Bild eine erste genaue Darstellung zu geben. Denn ich bemerke nochmals: so viel auch Friedrichsruh genannt wird, und ob es auch an der

lebendigsten deutschen Eisenbahnlinie liegt, so weiß man doch gar wenig davon. Immer und immer hat man mich gefragt, ob es Dorf oder Kleinstadt sei. Ein Tempel sagt' ich wohl zuweilen und damit begnügte sich dann auch manch Einer. Für gar viele Menschen ist aber Friedrichsruh durchaus kein Tempel, wie der Herr von Bismarck für gar Viele ein ganz bösartiges Subject, ein gottloser Eisenmensch, ein brutales Raubthier voll sonderbarster Appetite ist. Hört' ich doch eines Tages in der Lichtstadt Paris von einem Redner, der all diese Bezeichnungen zum Besten gab, der Monsieur de Bismarck stehe auch hinsichtlich Essens und Trinkens außerhalb der Culturwelt. Zum Beispiel liebe er es Pflaumencompot mit Senfsauce zu genießen . . . Da begreift man, daß die Höhle eines derartigen Löwen schon vom culinarischen Standpunkte aus ein Weltinteresse beansprucht. Und so wollen wir sie uns denn etwas genauer ansehen und mit ihr ihren durchlauchtigsten Insassen, dessen Löwengebrüll noch immer hie und da über unser so sehr civilisirtes Europa dahinzulärmen sich erlaubt.

Ueber die Art und Größe von Friedrichsruh unterrichtet wohl am schnellsten die Bemerkung, daß allwöchentlich einmal der Barbier herkommt. Zur Vermeidung einer Unterschätzung bismarckischen Bartwuchses sei aber darauf aufmerksam gemacht, daß dieses wöchentliche Rasirmesser noch niemals die Schwelle Bismarcks überschritten hat. Der rasirt sich vielmehr, wohlversehen mit einer stattlichen Auswahl von Pinseln und Messern und Schwämmen, fast allmorgentlich in seinem Schlafzimmer selbst.

Selbst hierbei soll er, wie die Sage geht, vom nahen Tannenhintergrunde aus schnöde abphotographirt, die Platte aber inzwischen vernichtet sein, weil die deutsche Barbierinnung, für welche das Ehrenbild des von sich selbst eingeseiften Reichsbegründers bestimmt war, zu lange mit der Verleihung des Ehrenrasirrechts an Bismarck gezögert hat. Da waren die deutschen Schlächtermeister mit Bismarcks Ernennung zum Ehrenmitgliede denn doch fixer. —

Ich setze hier die Visitenkarte von Friedrichsruh im Bilde her, wie sie am Landhause zu sehen ist. Sieht man sich dann im Orte um, dann findet man schnell, daß das staatsbürgerliche und militärische Dasein, von dem sie kündet, sich in recht dürftigen Verhältnissen bewegt. Nämlich der Zahl nach. Im Uebrigen habe ich bemerkt, daß es unter den siebzig oder auch achtzig Bewohnern, die wohl eben so viele Seelen bilden, vielleicht ärmliches Aussehen, aber keine Armuth giebt, was übrigens vor der Übersiedelung Bismarcks, das heißt vor seiner Besitzergreifung des Sachsenwaldes, durchaus nicht der Fall war. Was das Auge hier schaut, ist Bismarcks Besitz, natürlich mit Ausnahme der staatlichen Bahnhofsanlage. Zwei nette, reinliche Bauernhäuschen hatten bis vor wenigen Jahren dem Ankauf widerstanden. Und der Fürst, von dem man öfter hören kann, er wolle keinen fremden Besitz im eigenen — und damit hat er wohl Recht — war nicht eben vergnügt, wenn er vorbeiging oder vorüberritt. Weil aber die Besitzer aus guten Gründen zehnmal mehr forderten als die Häuschen werth waren, stand er wohl oder übel vom Kauf ab, denn über persönliche Wünsche geht solide Wirthschaft. Später brachten ihm sieben Hamburger Herren den widerstrebenden Besitz als Geburtstagsgabe. Er hatte ca. 40000 Mark gekostet. Jetzt hausen verheirathete Diener darin. Man liebt es übrigens im Hause Bismarck, daß das Gesinde hübsch ineinander heirathet; so sind die Paarungen Kammermädchen und Kutscher schon wiederholt dagewesen. Das Hochzeiten in Friedrichsruh ist aber insofern mit einigen Unbequemlichkeiten verknüpft als Friedrichsruh weder Kirche noch Pfarrer hat. Den standesamtlichen Segen gab früher die Oberförsterei, der aber nach bedeutsamen Umwälzungen, die im Jahre 1895 in der Verwaltung von Friedrichsruh statthatten — es gingen u. A. auch ganze Wagenladungen von Rechnungsbüchern zur Prüfung nach — — Neudeck zu den Beamten des Bismarck innigst befreundeten Grafen G. Henckel v. Donnersmarck — die Amtsherrschaft des Grafen Rantzau gefolgt ist. Für das Kirchliche muß dann das Paar schon einige zwanzig Minuten Bahnfahrt nach Schwarzenbek riskiren. Hier auch liegt der eigentlich landwirthschaftliche Besitz des Fürsten, der in Friedrichsruh selbst nur seine Pferde und einige Hühner hat. Was man um Friedrichsruh herum an Feld sieht, und es ist nicht eben viel, da der Sachsenwald bis unter die Fenster herankriecht, ist zum Theil an das Landhaus, zum Theil an kleine Leute verpachtet, die bei dem Fürsten im Dienste stehen. Denn man muß wissen, daß der größte Raum in Friedrichsruh außer von dem fürstlichen Park von der Holzfabrik eingenommen wird, in welcher das Holz des Sachsenwaldes meist zu Pflasterklötzen verarbeitet wird. Straßen von Rom und Rio haben solches Holzpflaster, auch einige von Berlin, wo man aber nicht sonderlich erbaut davon war. Auch scheint die „Conjunctur" nicht immer glänzend zu sein, wie denn die Ertragsfähigkeit des äußerlich so großen Waldbesitzes eine verhältnißmäßig geringe ist und auch deshalb bleiben wird, weil der Boden der Güte des hier gezogenen Buchenholzes nicht besonders günstig ist. Gut bezahlte Arbeit finden die Bewohner immer, denn der Sachsenwald wird von einem Stabe von Förstern einer immer ertragfähigeren Cultur entgegengeführt.

Wenn schon in unserm lieben Vaterlande Orte sind, die ohne Kirche auskommen — auch die Schule ist hier reichlich 20 Minuten entfernt in Aumühle — so muß ein Gasthaus doch da sein. Und Friedrichsruh mit seinen 22 oder 26 Häusern hat deren eigentlich sogar drei. Schon der Bahnhof kredenzt freundlich Speise und Trank, wie denn bei uns

im sogenannten armen Deutschland Bahnhofswirthschaften im Allgemeinen wahre Goldgruben sind. Und während von ihm aus kaum 100 Schritt geradeaus das Fürstenhaus liegt, ladet rechts das Landhaus als eigentliches Gasthaus den müden Wanderer ein. Hier ist denn auch, seitdem ein Hamburger Wirth den alten Pächter, der noch 1600 M. Pacht zahlte, — beiläufig gehört nicht wenig Feld dazu — für 6000 M. jährlichen Zins überbot, etwas von Hamburgs stolzer Kochkunst zu verspüren. Und geht man von hier aus einige Minuten weiter, so thront auf behaglicher Anhöhe die Pension Werner, die bis in den Herbst hinein Hamburger Sommergäste hat. Das ist das Besondere an dem vorbismarckischen Friedrichsruh, daß es eigentlich die geborene Sommerfrische, ein heiterer Nichtsnutz war. Selbst das in einer Art Schweizerstyl erbaute Fürstenhaus, das in Wirklichkeit aus mehreren nacheinander zusammengebauten Häusern besteht, war sozusagen ein Lustschlößchen für mehr oder minder lustige Hamburger Zeisige, die von einem Herrn Specht

Ortstafel von Friedrichsruh.

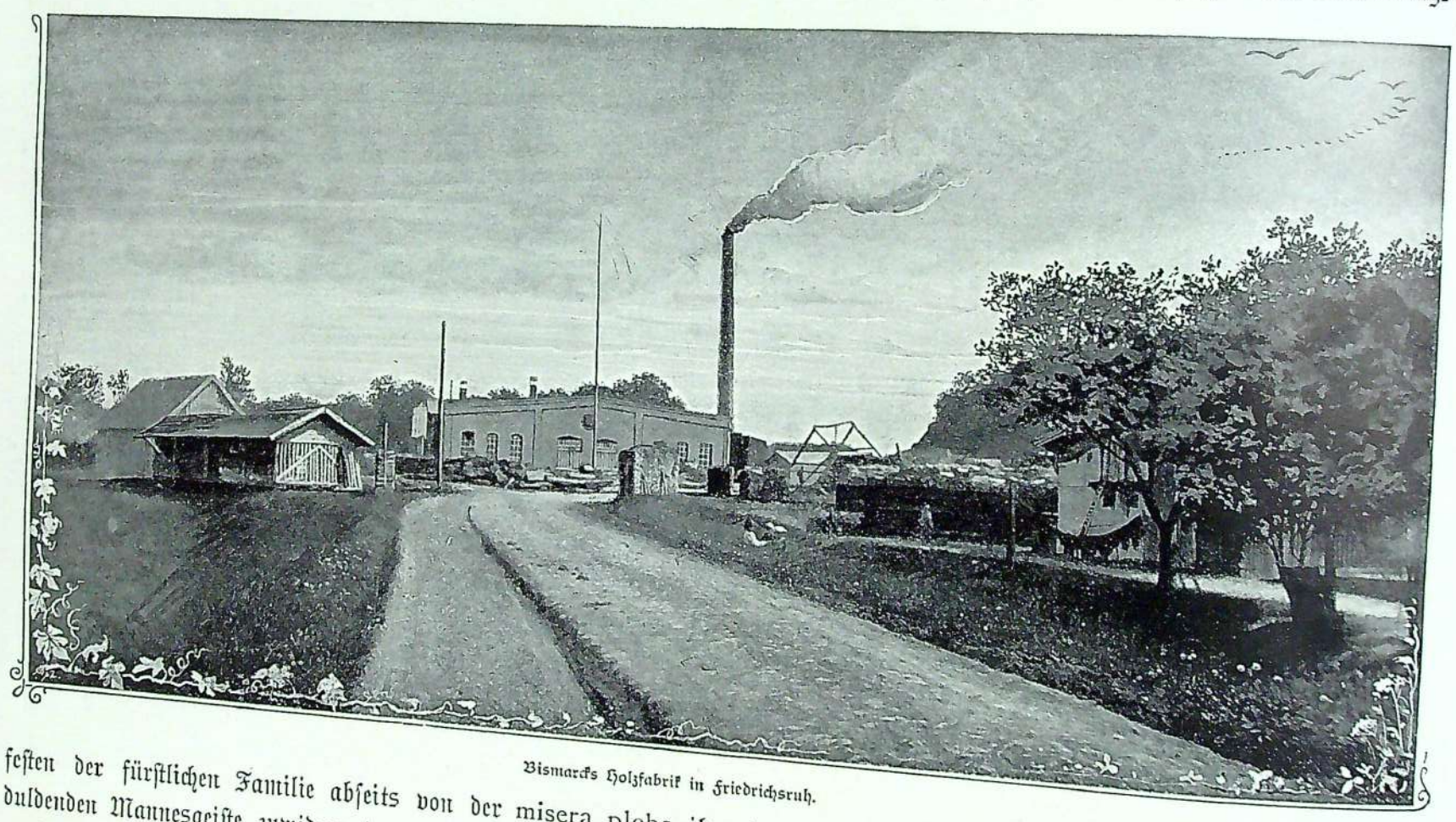
hamburgisch bewirthet wurden. Damals trug es den heitern Namen Frascati und diente wesentlich als Standquartier der Jäger, die im Sachsenwalde pirschen gingen. Als solches Jagdschlößchen war es vom Erbauer — es ist nun gerade 100 Jahre her — einem Grafen Lippe, auch gedacht und gebaut. Später haben hier dänische Könige gejagt, wovon noch heute eine nach dem einst berühmten Saupark führende „Königstraße" zeugt. Allzuviel Wild ist nicht vorhanden, und daß bis Rantzau's Ankunft der Jäger fehlte, sah man leicht. Sct. Hubertus dürfte jedenfalls keinen Anlaß zur Freude haben, wenn er nach einem schneereichen Winter diese Hirsche sieht. „Wen der Herr segnet, der liebet sein Vieh" meinte ein Waidmann zu mir, als ich ihm meine Saupark-Studien zum besten gab. Die Worte sind mir eigentlich etwas räthselhaft geblieben, weil ich mit Recht annehme, daß dem Fürsten Bismarck die größere oder geringere Beleibtheit seiner Hirsche völlig gleichgiltig ist. Dem einst so leidenschaftlich geliebten Jagdvergnügen hat er schon seit bald zwei Jahrzehnten entsagt. Hier im Sachsenwalde geht dagegen hie und da Graf Herbert hinaus, um beglückt heimzukehren, wenn er einen Rehbock zur Strecke gebracht hat. Ruhiger und in jedem Sinne ein Jäger ist Graf Rantzau, der denn auch selten ohne Beute heimkehrt. Das eingehegte Jagdgebiet ist auch deshalb sehenswerth, weil man darin eine ganze Anzahl weißer Hirsche sehen kann. Die führen den deutschen Schwärmer in uralt Jagdgefilde, da er der jagdfrohen Urväter

sich neidvoll erinnern kann. Freilich, als ich dann im Sachsenwalde meinen Weg träumend einherzog, da ward ich gar schnell in andre Bahn gezogen, in unheilige Wirklichkeit. Bald nämlich machte ich ein wenig Rast, da hier im weiten Walde, der übrigens schon Karl dem Großen den Zutritt wehrte und niemals siegreichen Feind unter seinen Bäumen sah, bald hier bald da das kleine Häuschen eines Holzhüters zum Verweilen ladet. Hierher kommen ja Hamburger Sonntagsausflügler, und da ist es Sitte geworden, daß man Speise und Trank bescheidener Art hier überall vorfindet.

Sogar bis zum „Kaisersect" hat es eine derartige Baracke gebracht, und mit dem Sect zu allerhand weltstädtischem Vergnügungsrummel, wie er etwa in der Umgegend von Sankt Pauli sich auszutoben pflegt. Und wenn es noch bei solchen Wahrnehmungen geblieben wäre! Aber das Auge sah in Waldesgrün und Frühlingssonne noch ganz andere trübe Bilder, und wie immer und überall als trübstes von allen: Schönheit in der Knechtschaft brutaler Häßlichkeit.

So sprossen selbst hier, da man doch eigentlich im Schatten der Geschichte wandelt, die wilden Alltagskontraste wie Pilze zwischen den Bäumen.

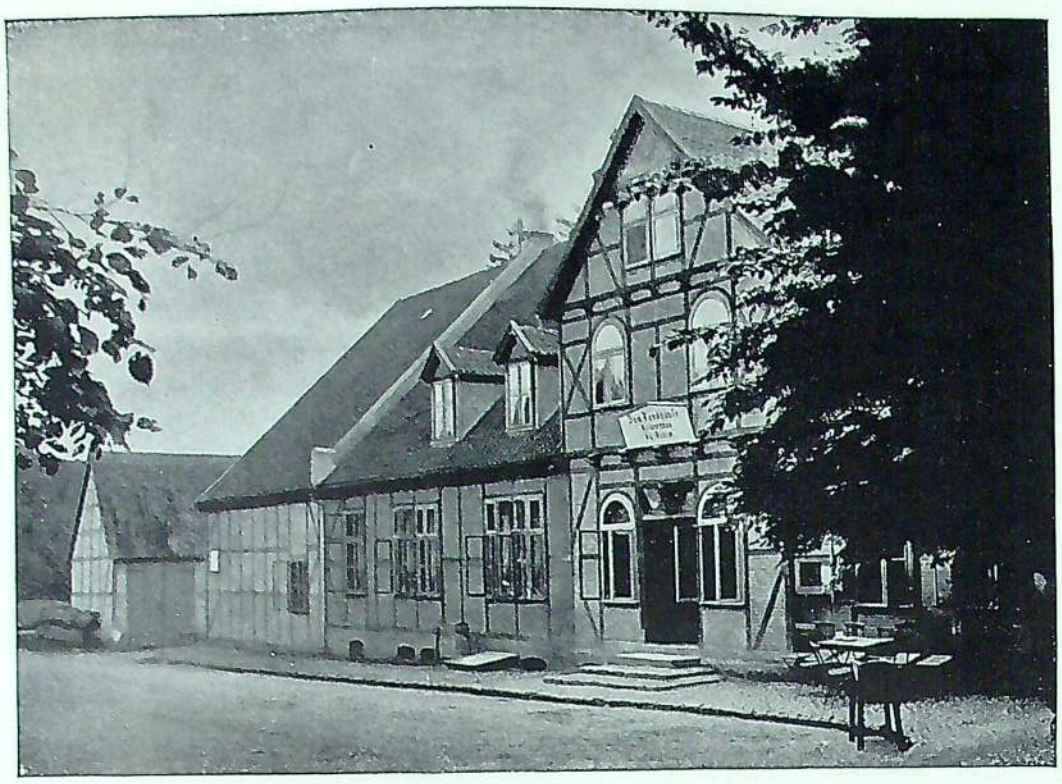
Und wandert man dann unter himmelaufstrebenden Buchen zurück, wieder nach Friedrichsruh hinein, und setzt sich da fest, und schaut sich da um mit offenen, sehenden Augen, dann seh' ich wie diese siebzig oder achtzig Menschen, die vermuthlich ebenso viele Seelen bilden, unbekümmert um den Einen, den Allbeladenen, den Tanz eigener Leidenschaft tanzen. Da spielen die „Honoratioren" von Post und Eisenbahn oder dergleichen selbst an den versöhnenden Geburtstags-



Bismarcks Holzfabrik in Friedrichsruh.

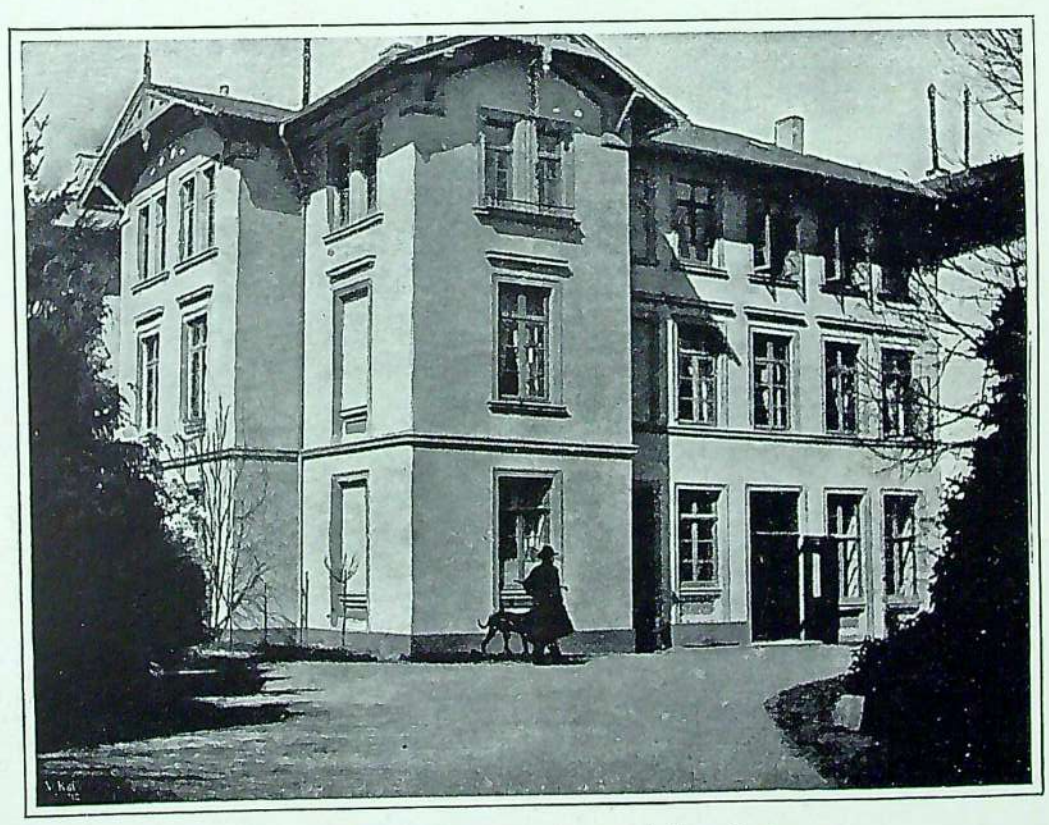
festen der fürstlichen Familie abseits von der misera plebs ihre sogenannte erste Geige, harmlos zwar, aber doch dem duldenden Mannesgeiste zuwider, der nur immer eines Menschen Werth und nicht Gesellschaftsdünkel achtet. Es ist ja natürlich, daß überall da wo Menschen wohnen menschliches Thun waltet und im Alltagskittel alltäglicher Beschäftigung nicht gerade zu bewunderndem Verweilen einladet. Aber hier springt dieses Thun der Kleinen um so greller auf, hier lacht und johlt es als Satyrspiel um ein Dasein, das einsam und weltabgewandt und weit weg von dieser persönlichen Firlefanzerei die Tragödie des Unpersönlichen, die Staatstragödie duldet. So sähe man hier wohl auf einem scheinbar stillsten, fast menschenleeren Fleck Erde alle Saiten laufen, die unser deutsches Leben nur anzuschlagen fähig ist. Durchquert man den Sachsenwald, so steht man bald hier bald da auf dem Hügel eines Hünengrabes, da und dort liegen noch uralte heidnische Gräberreste, daß man schließlich aus bewegtester Gegenwart hinaus zu den alten germanischen Göttern pilgern kann. Und von solcher Hügelhöhe aus grüßt über die nahe Bahnlinie hinweg, die Berlin auf einige wenige Stunden Weite heranrückt, der schweifende Blick zurück über Wald und flaches Weideland hinüber zum meervertrauten und länderverbindenden Hamburg. Nein, nicht Kirche und Pfarrer sind in Friedrichsruh, und dennoch erweitern sich die hohen Laubdächer zu grünen Domen, breitet sich für uns Deutsche, mögen wir Bismarcks Freund sein oder Feind, hier zu Füßen der Lebensozean, auf dem wir in neuer beherzter Wikingerfahrt das Land der Zukunft suchen können, und, weil wir Deutsche sind, auch finden werden.

Aber wenn man hier ist um Thatsachen zu berichten, kann man sich schweifender Phantasien und mehr oder minder philosophischer Düfteleien recht wohl enthalten. So möge denn ein Anderer den Roman Friedrichsruh schreiben und nach dem Kranze greifen, der hier auf eine kühne Mannesstirne wartet, und wir wollen uns mit dem begnügen was wir sehen. Und so wollen wir nach diesem kurzen Streifen eintreten in's Fürstenhaus.



Das Landhaus in Friedrichsruh.

Man übersieht leicht dessen einfach ländlichen Charakter. Bismarck hatte ja freilich niemals die Absicht hier dauernd zu hausen. Es war als Sommeraufenthalt gedacht für einige Monate des Jahres. Hier war eine bequemste Verbindung mit Berlin, und so fiel, was bei Varzin oft störend gewirkt hatte, hier fort, weil selbst wichtigste Schriftstücke in wenigen Stunden zur Stelle sein konnten und ein nothwendiger persönlicher Austausch mit Räthen und Mitarbeitern schnell zu ermöglichen war. Trotzdem wurde schon immer eine gewisse Enge und Unbehaglichkeit dieses Aufenthalts empfunden, und mehr als einmal hat der Fürst die „Dummheit", das ist sein eigenes Wort, bedauert, bei Übernahme dieses Besitzes nicht radikal gebaut zu haben. Jetzt will er von alledem, d. h. von irgend einer Änderung, nichts mehr wissen. „Das mag mein Sohn dereinst besorgen," sagt er und damit ist's gut. Es war stets bismarckisch, Vortheile den Nachtheilen abzuringen und sich mit beiden nach bester Möglichkeit abzufinden. Er hat niemals zu den sonderbaren Schwärmern gehört, die von irgend einer irdischen Einrichtung, sie sei staatlicher oder persönlicher Art, Vollkommenheit verlangen. Das, was die sogenannten ästhetischen Naturen schwächt und stört: das Stückwerk ihres Thuns, hat ihn niemals gelähmt. Er hat immer die Sonnen mit ihren Flecken genommen und, unangekränkelt von des „Gedankens Bläße", vielleicht einzig hierdurch die konsequente Herrschaft über sein staatliches Thun bewahrt. Wie groß aber die Unbehaglichkeiten in Friedrichsruh sind, geht schon daraus hervor, daß jeder der unzähligen hier vorbeidampfenden Eisenbahnzüge das Fürstenhaus bis hinten in den Speisesaal erschüttert. Thatsächlich erschüttert! Und dabei liegen die Fenster der Zimmer des Fürsten den Bahngeleisen am nächsten, von ihnen durch ein kaum acht Meter breites Stück Park, eine Mauer und einen kaum drei Meter breiten Weg getrennt. Nicht 20 Schritt sind's in der Fluchtlinie von dem Schlaf- und Arbeitszimmer des 81jährigen noch sehr feinhörigen Mannes bis zu den eisernen Wegen, die Hamburg mit Berlin verbinden.



Bismarck schreitet (den Stock unter den Armen) seinem Hause zu.

Und wenn auch die in Deutschland übliche „Pfeiferei" der Maschinen, über die sich der Fürst einst zu beklagen hatte, hier weit weniger lebhaft als anderswo bei Einfahrten in die Station sich Luft macht, so wäre allein dieser Bahnradau im Stande selbst wenig anspruchsvolle Gemüther auf und davon zu jagen. Der Eintritt in's Fürstenhaus ist Fremden übrigens selbst während der Abwesenheit der Familie nicht mehr gestattet, weil ein derartiger Besucher die Unverfrorenheit hatte, ein dem

Fürstenhaus von der Wiese aus.

Fürsten theuerstes Schriftstück, den Glückwunsch des alten Kaisers zu Bismarcks 70. Geburtstage, hier zu stehlen. Auch sonst wäre der Reiz, das unbewohnte Haus zu prüfen, nicht eben groß, weil von der sehr getreuen, scharfäugigen Beschließerin nun immer Alles was nicht niet- und nagelfest ist, eingepackt wurde.

Dagegen ist's um so interessanter gerade in des Fürsten Zimmern sich umzusehen, wenn er hier in Friedrichsruh weilt. Es sind deren drei und sie bilden kaum eine bescheidene Junggesellenwohnung. Doch, noch ein kleiner schmaler Raum dient zur Garderobe, wo eine sonderbarste Stiefelparade photographirt werden könnte, wenn es Licht- oder andere Verhältnisse gestatten wollten. Dieser Raum liegt zwischen dem Schlafzimmer des Fürsten und dem seines Kammerdieners Pinnow. Hierher führt der über dem Bett des Fürsten angebrachte Klingelzug. Er hat diesen vor einem der seligen Landgrafen von Hessen voraus, der seinen Leibdiener zu rufen pflegte, indem er den Stiefel an die Thür warf. Die Zimmer liegen zu ebener Erde und sind schon dieserhalb mit mächtigen Kaminen, die der Fürst sehr liebt, ausgestattet. Eine einfache ungemusterte lichtgraue Tapete deckt nicht bloß hier, sondern in allen unteren Räumen die Wände, deren Bilderschmuck, wenigstens in den Zimmern des Fürsten, ein sehr magerer ist. In dem eigentlichen Vorzimmer, das in Wirklichkeit der Bibliothekssalon ist, sah ich außer einigen trefflichen Jagdstücken einen Moltke, der übrigens fast eben so oft als der alte Kaiser hier zu finden ist; selbst in der eigentlichen Schreibstube, in welche man links vom Hausflur eintritt, ist ein in Gips hergestelltes Medaillon Moltke's zu sehen. In besagter Schreibstube sieht man ganze Zeitungsberge, darunter Zeitungsausschnitte, die nach den verschiedenfarbigen, nämlich rothen, blauen und grünen Ankreuzungen zu urtheilen, wohl einer besonderen Verwendung entgegensehen.

Die Bibliothek ist klein, aber erlesen, übrigens meist volks- und forstwirthschaftlichen Inhalts. In dem eigentlichen Correspondenzzimmer liegen Tag für Tag außer den Zeitungen, ganze Stöße von Depeschen, Packeten und Briefen. Wie groß die Fülle der Zusendungen ist, geht schon daraus hervor, daß die Post hier nicht wie alle die Posten selbst größter Städte um 8 oder 9, sondern erst um 12 Uhr Nachts geschlossen wird. Ein Vorsteher arbeitet hier ständig mit mehreren Gehilfen, die an besonderen Tagen, wie dem Geburtstage des Fürsten, um eine ganze Anzahl tüchtiger Kräfte verstärkt und dabei doch nicht fertig werden. Uebrigens will ich nicht vergessen zu sagen, daß auch sonst dem Fürsten ganz dieselben sozusagen königlichen Bequemlichkeiten zu Theil werden wie früher, da er im Amte war. So hält beispielsweise kein Schnellzug in Friedrichsruh, für Gäste des Fürsten aber ist eine Ausnahme gemacht. Und so muß sich selbst der schnellste deutsche Zug, unser Flying Scotchman, der sonst mit einer beängstigenden Schnelligkeit vorüberrast, gefallen lassen hier zu halten, sobald nur auf der Abgangsstation eine diesbezügliche telegraphische Anweisung des Fürsten eintrifft. Derartige und ähnliche Erleichterungen sind ja selbstverständlich, und wenn Graf Caprivi und seine Schildknappen dies auch ändern wollten, so gelang es ihnen doch nicht, weil einige Ressortminister auch in solchen Dingen schließlich ihren eigenen Kopf hatten.

Während im Bibliothekzimmer ein den jetzigen Kaiser als rothen Husaren aus der Bismarck geradezu vergötternden Prinzenzeit des Monarchen darstellendes Bild hängt, zeigt der Bilderschmuck des Arbeitzimmers außer einigen Familienbildern nur einige wohl recht einfache aber herzliche Erinnerungen an Kaiser Friedrich und namentlich den alten Kaiser, von welchem hier auch ein Bild in „Civil" vorhanden ist. Ein Seitenstück hierzu bildet das Bild der nun auch verstorbenen Schwester des alten Kaisers. Ein Stich: Friedrich der Große inmitten seiner Generale und ein anderes, eine Erinnerung an den Großen Churfürsten, sind Alles was an den Patrioten erinnert. Eine patriotische Raritätenkammer, oder gar eine mit eignem Erfolg kokettirende Sammelstätte ist dieses schlichte Arbeitszimmer keineswegs. Fast bescheiden lehnt an dem mächtigen Schreibtisch ein zierliches, kleines Klapptischchen, dasselbe, auf welchem in Versailles die Präliminarien des Friedens unterzeichnet wurden, und deshalb der damaligen Herrin des Hauses von Bismarck abgekauft worden ist. Außer den von Bismarck persönlich zu erledigenden Schriftstücken sieht man auf dem Schreibtische dann und wann eine Flasche „Fine Champagne" stehen, denn der Hausherr verhehlt nicht, daß man im hohen Norden, unweit dem Meere, hie und da einen wärmenden Schluck Cognac nöthig hat. Er hält sich, wie mit dem Champagner, auch hier an das echte französische Product. Sein Patrio-

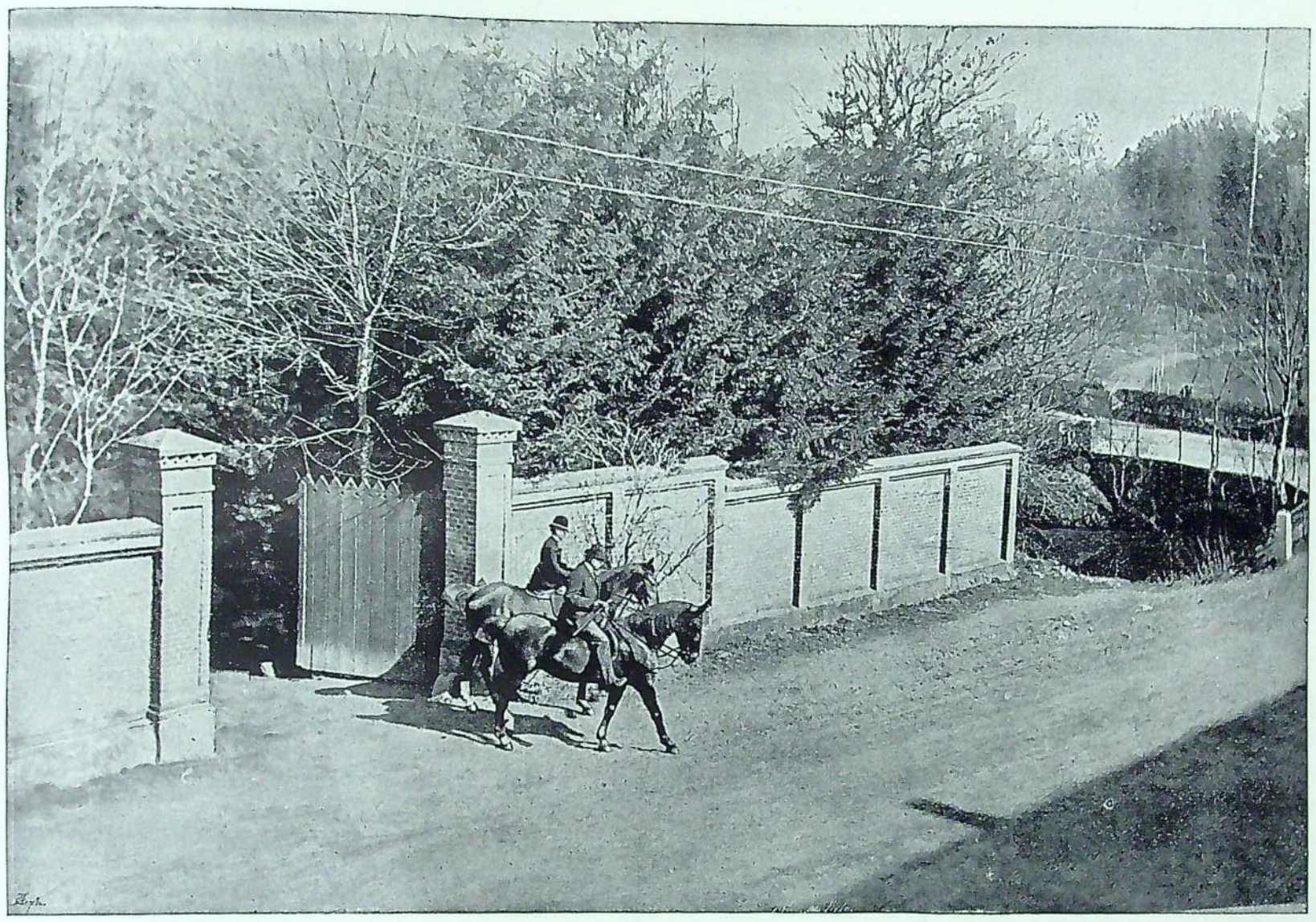
Thurmvilla in Friedrichsruh.

tismus kennt auch hier keine Voreingenommenheit, und selbst wenig bevorzugten Gästen, die an seinem Tische nicht selten sind, pflegt er „echten“ Champagner vorsetzen zu lassen.

Breit und lang zieht sich ebenso wie im Bibliothekzimmer auch hier ein mächtiges Sopha dahin, das die fast 7 Fuß lange Gestalt des Fürsten ungleich öfter trägt als der nicht eben bequeme Stuhl des Schreibtischs. Lange Menschen sollen ja gut thun mehr liegend als sitzend zu ruhen, und jedenfalls ist diese Gewöhnung dem Fürsten seither recht wohl bekommen.

Es ist selbstverständlich, daß die Fußböden völlig mit Teppichen belegt sind, zu denen sich im Schlafzimmer noch eine Lage Linoleum gesellt.

Dieses Schlafzimmer war für mich der fesselndste Raum im ganzen Hause. Als ich zum ersten Male durch den Park ging und durch die geöffneten Fenster neugierig hineinschauen wollte, war das Vergnügen schnell zu Ende, da Rebekka, die dicke Gefährtin des Tyras, von ihrem Lager aufsprang und stumm aber beredt Miene machte durch das



Graf Herbert und Gräfin Wilhelm Bismarck reiten aus.

Fenster auf den Fremdling los zu galoppiren. Da war es angezeigt die Neugierde zu bezähmen und dafür vom Park aus dem Putzen der fürstlichen Pfeifen behaglich zuzusehen. Hier fesselte nun freilich weniger diese täglich stattfindende allgemeine Reinigung, als die Collection der Pfeifen selbst.

Ich hätte bloß sie zu sehen brauchen, um schnell zu wissen, woran ich mit Bismarck sei. Da fehlten all die kostbaren Rohre mit bunten Quasten, Silberbeschlägen und gemalten Köpfen, mit denen bei uns schon der junge Student, falls er überhaupt noch Pfeife raucht, über Alles gern zu prunken liebt. Die Pfeife ist offenbar Bismarcks getreueste unpersönliche Gefährtin und wahrlich sie machte genau den bescheidenen, um nicht zu sagen dürftigen Eindruck wie seine getreueste persönliche Gefährtin, Ihre Durchlaucht die Fürstin. Er hat zwei verschiedene Arten Pfeifen: die kürzeren tragen meist kleine Meerschaumköpfe, die eine stattliche Anzahl Dienstjahre hinter sich haben.

Solch eine Pfeife gilt dem Verehrer des Fürsten gewöhnlich als liebste Trophäe und sie wird dann im Allerheiligsten, der „guten Stube“ zu nichts mehr und nichts weniger als zum Altar des Bismarckschwärmers, der ich von meinem die That verherrlichenden Hamletstandpunkte aus natürlich so innig zugethan bin wie irgend Einer. — Aber nun, da die schlimme Rebekka — Tyras ist ein gutmüthiges Thier, das gleich den Besucher bei der ersten Begegnung sozusagen Du zu nennen pflegt — ihren Herrn auf dem Spaziergange begleitet, wollen wir in das Schlafzimmer eintreten. Dasselbe

schließt sich dicht an das Arbeitszimmer an und beim Austritt aus diesem fällt der Blick auf einen mannshohen beweglichen Spiegel, neben welchem das denkbar vollständigste Rasirwerkzeug fein säuberlich aneinandergereiht steht. Der Spiegel steht schräg dem Fenster zu und da sitzt denn der „Alte" fast tagtäglich nach dem Aufstehen, um den mächtig sprossenden Bart höchst eigenhändig zu rasiren. Nur zweimal hat er seit vielen Jahrzehnten wohl oder übel kürzere oder längere Pausen in dieser Beschäftigung eintreten lassen müssen: bei seinem letzten Aufenthalt in Kissingen, als er die rechte Hand fast gar nicht gebrauchen konnte, und dann vor Jahren in Varzin, als die Gesichtsschmerzen so arg geworden, daß es ihm eine Art Erleichterung gewährte mit dem herangewachsenen Barte die Wangen zu reiben. Alle Welt war damals erstaunt als er mit dem weißen Vollbarte wieder in Berlin erschien. Eine Photographie aus jener Zeit ist eine eigene Seltenheit, die einen Fürsten Bismarck, der eigentlich gar nicht Bismarck zu sein scheint, festgehalten hat. Bekanntlich

Bismarck und Graf Herbert vom Spaziergange heimkehrend.

hatte sich auch der Kaiser, als er vor Jahren von einer Nordlandsreise zurückkam, einen Backenbart stehen lassen, wenn auch nicht wegen der Gesichtsschmerzen. Auch ihm glaubte man's nicht, und so fiel auch bei ihm die bärtige Zier wieder dem Messer zum Opfer.

Hinter besagtem Spiegel des Schlafzimmers steht ein mächtiger Schrank, der die im Verhältniß noch mächtigere Toilette keineswegs zu verbergen bestimmt ist. Ein ähnlich umfangreiches Möbel dieser Gattung habe ich nur einmal im Leben gesehen und das war als ich für meine „Königsphantasien" die Hundingshütte König Ludwigs in genauen Augenschein zu nehmen hatte. Gleich daneben führt dann die Thür in die Garderobe, während weiter rechts eine ziemlich hohe mit allerlei Broschüren überschwemmte Etagère steht. Zwischen ihr und dem Bett steht ein kleiner Nachttisch, wie ja unser Bild zur Genüge zeigt. Und daß das Bett, dessen Decken beständig gesonnt werden, von besonderer Ausdehnung ist, sieht man ja auch. Natürlich meine ich besagte Ausdehnung von deutscher Gewöhnung aus betrachtet, der zum Leidwesen der Ausländer noch immer nicht die Bedeutung eines bequemen Schlaflagers klar geworden ist. Was man aber auf meinem Bilde nicht recht sieht, das ist die Dürftigkeit des hier, quer an das Fußende des Betts gestellten Divans, das sind die

Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt. — Druck Julius Sittenfeld, Berlin.

Aber anno 1906.

Verlag und Copyright The Werner Company, Chicago.

6 1866, Durchlaucht!

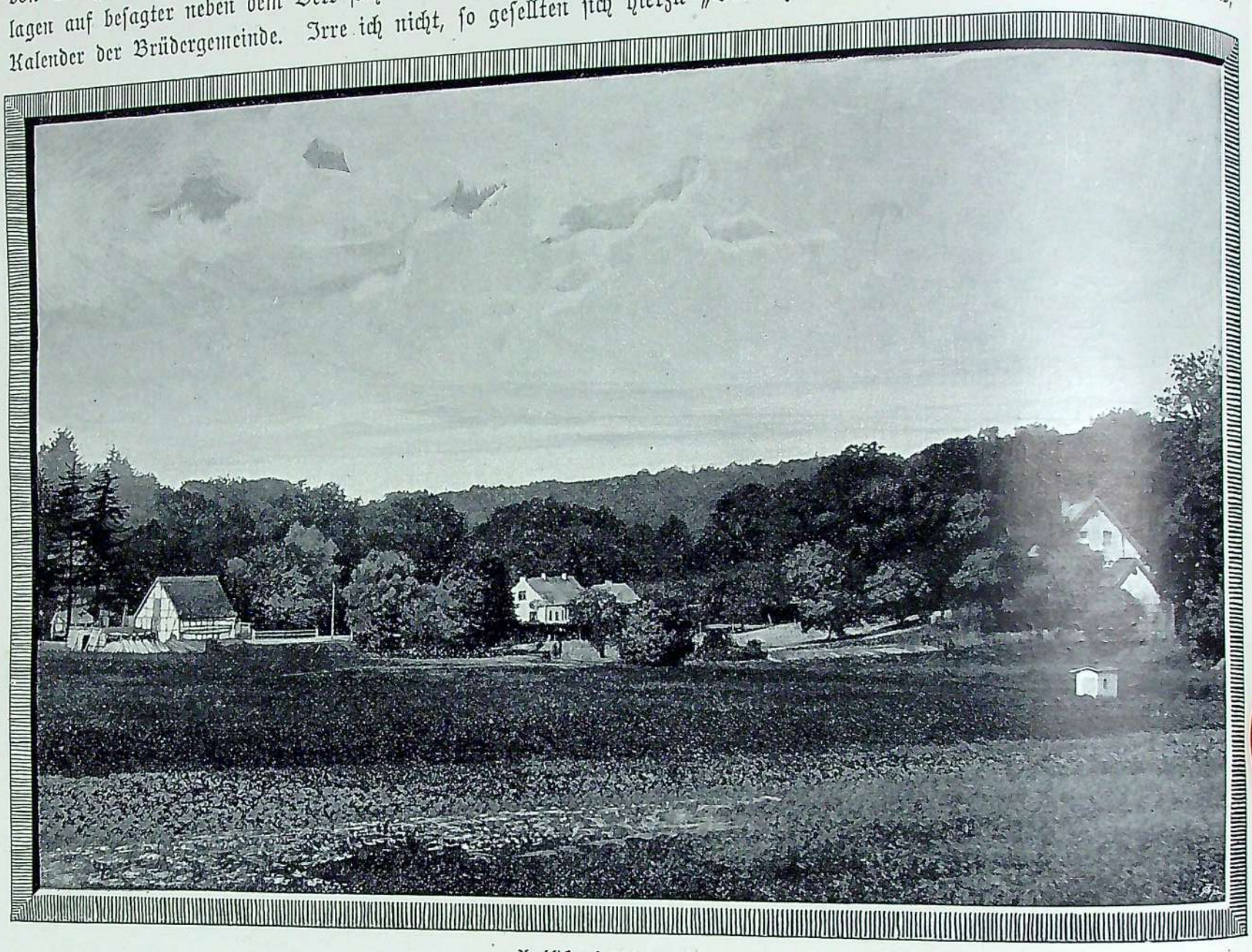
Gestillter Durst.

wenigen Holzstühle, die sich in der Küche einer sogenannten besseren deutschen Hausfrau schämen würden als Niederlassung von Jettens Grenadier zu dienen. Neben dem Divan steht meist ein Fauteuil, und während dieser dem Tyras als Lager dient, hat sich die stets anspruchsvollere Rebekka jenen zum Lager erkoren. Beide Hunde sind auch in der Nacht stets um den Fürsten, obschon er den Tyras eigentlich nicht leiden mag. Aber das ist das geradezu verblüffend Charakteristische an diesem Manne, daß er, wie die unbehagliche Wohnung, so auch mancherlei Antipathisches häuslicher Art ohne Murren erträgt, obschon es durch ein einziges Wort zu ändern wäre. Besagten Tyras, ein, wie gesagt, gutmüthiges aber unschönes Hundevieh, behält er, obschon ihm seine Verehrer die schönsten Doggen der Welt zu Füßen legen würden. Rebekka hat wenigstens einen selten schönen Kopf, den sie von ihrem Vater, dem eigentlichen Reichshunde, der auch im Schlafzimmer abgebildet ist, geerbt hat. Aber Tyras, der ein besonderes kaiserliches Geschenk sein sollte — Herr von Böttticher, der den Hund zu kaufen hatte, mochte wohl über kaiserliche Geschenke seine eigene Meinung haben — ist äußerlich in jeder Hinsicht eine verfehlte Creatur. Seine sonst anscheinend recht zarte Ehe mit Rebekka ist übrigens ohne Nachkommen geblieben.

„Er hat zu große Lefzen und schlawwert zu viel" meinte der Fürst einmal. „Er ist ein Geschenk des Kaisers, ich hätte mir nie solchen Hund gekauft." Wer etwa in solcher Bemerkung Bismarcks eine Art Unehrerbietigkeit gegen den kaiserlichen Herrn sähe, würde sich nicht wenig täuschen. Das Recht der Kritik — selbst in kernigem Wort — wird im Hause Bismarck in feiner Selbstherrlichkeit geübt, ohne daß man dabei auch nur im Geringsten an eine Verletzung der Vasallenpflicht dächte. Und wenn man sich beispielsweise hier sehr freimüthig über die größere oder geringere Begabung eines Herrschers äußern würde, so thäte man dies einfach vom Standpunkte des königstreuen Unterthanen aus, da man sich keineswegs verpflichtet hält den Vasallen mit dem Mameluken zu vertauschen. Nun könnte wohl hie und da Jemand meinen, ein Glaube der da zweifle sei eben so wenig Glaube, wie eine Treue Treue sei, die da kritisire. Aber der Landedelmann von Friedrichsruh geht auch heute über solchen Zopf schlank hinweg, weil weder seine frugale Jugend noch sein triumphirendes Mannesalter ihn anderes Verhalten gelehrt haben. Wollte man, gerade weil an dieser Stelle die höfische Intrigue erfolgreich ihre Stufen schlug, hier verweilen, so würde man am ehesten zu einem Verständniß der sogenannten Bismarckischen Opposition gelangen, die eine blöde Menge mit der Sucht nach neuer Herrschaft zu verwechseln beliebt. Aber da nicht jetzt das Bild des politischen Bismarck gegeben werden soll, so können wir uns in aller Gemüthsruhe mehr mit den Eigenthümlichkeiten seines Schlafzimmers als mit denen seiner historischen Persönlichkeit beschäftigen. Die ersteren gipfeln denn auch nicht in einer mehr oder minder verstimmten ersten Geige des europäischen Konzerts, sondern in einem sehr ingeniös konstruirten aus München bezogenen Turnapparat, an welchem die 81jährige Durchlaucht Tag für Tag gymnastische Uebungen macht. Besagter Apparat führt vom Fußboden bis zur Decke, und ist im Übrigen derartig gebaut, daß man beim Ziehen an den frei herunterhängenden Pendeln das in seinem Innern angebrachte Gewicht emporhebt. Die Übung gestattet dabei ein solches Bewegen, daß der ganze Körper thatsächlich in Mitleidenschaft gezogen und so eine gleichmäßige Thätigkeit der gesammten Muskulatur erzielt wird. Wer sich als ein alter Turner die Probe nicht versagen kann, darf wohl versichern, daß die Übung an diesem Apparat besondere Kraft verlangt. Unweit dem Ofen steht eine Waage, damit etwaige der ärztlichen Behandlung dienliche Gewichtsveränderungen jederzeit festgestellt werden können. Da der Löwe des Sachsenwaldes trotz seiner schwarzen Seele und noch schwärzeren Gelüste besondere Reinlichkeit liebt, fehlt es natürlich auch nicht an allen möglichen Wascheinrichtungen, wie denn im Fürstenhause von Friedrichsruh wirklich ein Bad vorhanden ist.

Pinnow und Tyras.

Der Schmuck der Wände ist im Schlafzimmer noch unpolitischer wie in anderen Räumlichkeiten, man müßte denn im Vorhandensein einiger allerdings sehr zahmer Thierstücke eine unfreiwillige Selbstkritik erblicken wollen. Während besagte Biester (bêtes) an der Wand zu Häupten des fürstlichen Lagers sich tummeln, blickt verstohlen von der gegenüberliegenden Wand aus einem Holzschnitt heraus das sinnende Dichterantlitz des sinnigsten der deutschen romantischen Dichter, das Auge Ludwig Uhland's. Einem seiner interviewenden Verehrer hat Bismarck anvertraut, daß Goethe's Gedichte immer mit ihm und besonders Nachts auf seinem Nachttische wären. Da ich hier bei Tage meine Aufwartung machte, obschon ich sehr gern die schlaflosen Stunden des Fürsten mit ihm und Goethe verplaudern würde, war es vielleicht nur natürlich, daß ich von Goethe's unsterblichen Liedern hier nichts fand als was meine Gedanken mir in's Gedächtniß rauschten. Dagegen lagen auf besagter neben dem Bett stehenden Etagère ein Gebetbuch und ein zu kurzen täglichen Aufzeichnungen dienender Kalender der Brüdergemeinde. Irre ich nicht, so gesellten sich hierzu „Betrachtungen Dr. Martin Luther's", des Mannes,



Ausblick auf Friedrichsruh.

der in der Ueberzeugung unserer Jugend dereinst mit Goethe und Bismarck die Himmelsthür einschlagen wird, falls Petrus sich weigern sollte deutscher That den Eintritt zu versagen.

Im Schlafzimmer befindet sich auch außer einem Bilde der Fürstin ein solches des Grafen Wilhelm Bismarck aus der Zeit, da dieser jüngere der beiden Söhne des Fürsten noch besonders beleibt war. Die Mitte der betreffenden Wand nimmt dagegen ein von Lenbach's Meisterhand gemaltes Bildniß des Dr. Ernst Schweninger ein. Es ist natürlich kein Zufall daß das Conterfei des einzig erfolgreichen von Bismarcks Aerzten gerade hier im Schlafzimmer aufgehängt ist. Es ist das eine Huldigung, die dem nunmehrigen Geheimrath, der ein sehr stark, aber natürlich nicht bismarckisch geprägtes Selbstgefühl hat, vielleicht willkommener war als die landesüblichen „auf Vortrag" ertheilten Auszeichnungen.

Wir haben — wie auch ich meine — bei der Schilderung der fürstlichen Räume uns ein wenig lange aufgehalten. Aber, sage ich mit einem deutschen Schriftsteller: die ausführliche Beschreibung des Schildes Achill's wurde natürlich und schön gefunden, und nicht bloß von den Griechen. Früher sang man in Deutschland:

Du Deutscher ohne Vaterland,
Du Vogel ohne Nest.

Jetzt haben wir ein Vaterland, und da dieses frischgebackene Vaterland schon im Backfischalter sich anschickte seinem Vater

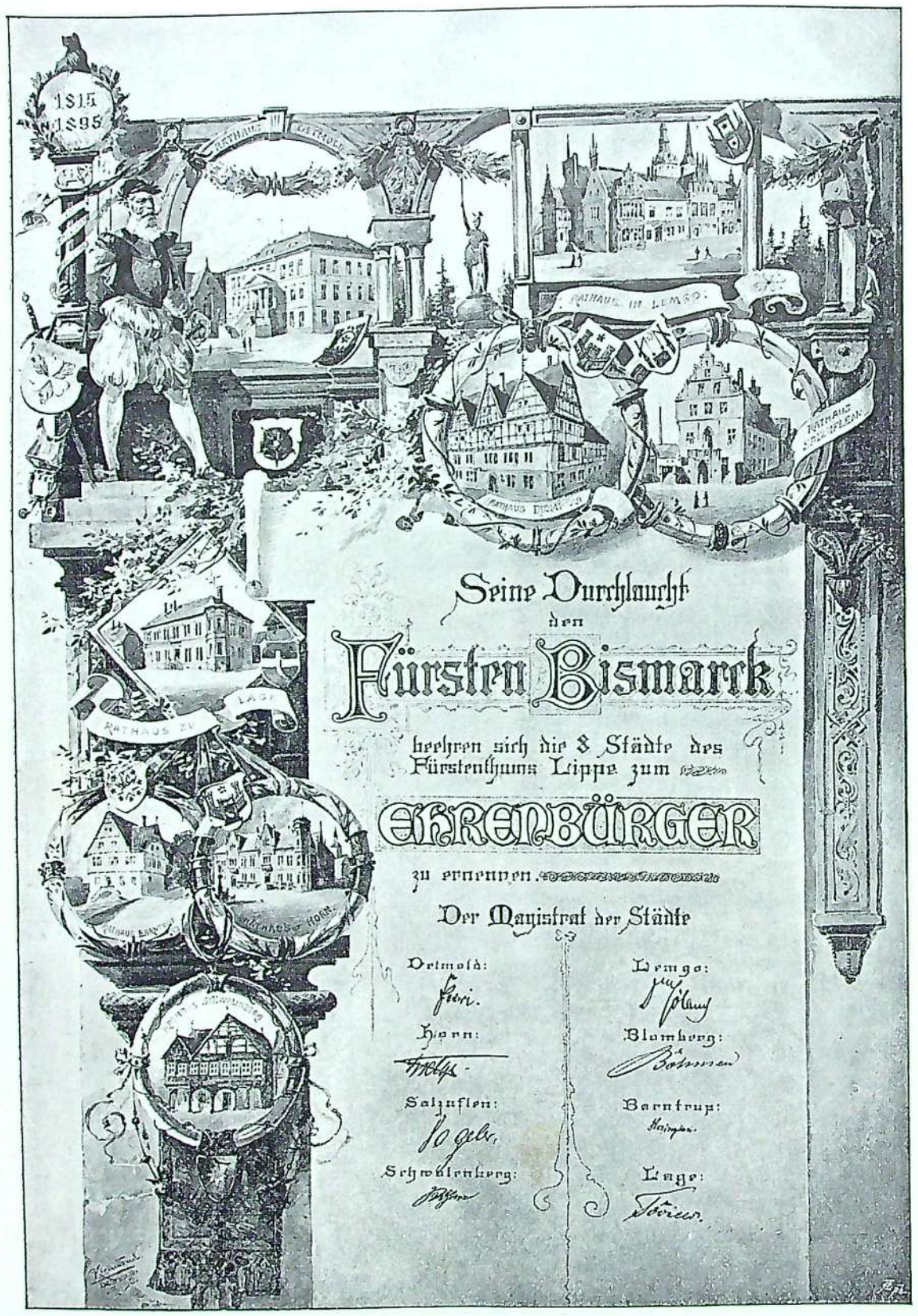
und Gestalter entgegengesetzte Wege zu wandeln und vor Europa's Auge manch' sonderbare Tänze aufzuführen, war es in mehr als einer Hinsicht geboten das einfache und einsame Schlafzimmer des deutschen Achilles der Mit- und Nachwelt zu überliefern. Denn hier ist es, da er in den schlaflosen Stunden der von dem Stampfen der eisernen Boten gestörten Nacht an seine immer weiter entführte Briseïs-Germania denkt und in Gedanken jene Tragödie des Erfolgreichen lebt, über die er sich am ehesten noch mit dem Verbannten von Sct. Helena unterhalten könnte.

Neben den eigentlichen Zimmern des Fürsten haben die anderen Räume natürlich für uns ungleich geringere Bedeutung. Der Speisesaal ist ein neuer Beweis dafür, wie sehr Bismarck Licht und Helle liebt. Die fluthen aus einer Fülle von Fenstern herein und erblicken nicht selten das, was man im gewöhnlichen Leben eine gemischte Gesellschaft nennt. Der Kaiser hätte es gern gehabt, wenn in diesem Saale sein übergroßes Bildniß allgegenwärtig gewesen wäre. Am 1. April 1890 hatte er es dem Fürsten als Geburtstagsgabe durch den Grafen Wedell übersendet, damals also, bevor der Fürst den ersten Interviewer empfangen und noch nicht als Staatsverbrecher sich legitimirt hatte. Besagtes Bildniß war leider in den äußeren Dimensionen allzugroß, so daß man, was doch nicht anging, irgend eine Amputation an ihm hätte vornehmen müssen, um es im Fürstenhause unterzubringen. So stellte man es vorläufig in einen Schuppen, um es dann in das Bismarckmuseum von Schönhausen zu schicken. Dort thront es inmitten jener unendlichen Zahl von Zeichen der Liebe und Verehrung, die dem Gründer des Deutschen Reiches und dem Mehrer der Hohenzollernkrone seit Jahrzehnten dargebracht worden sind und noch immer dargebracht werden. Nach irgend einem „Senfsauce mit Pflaumencompot" darstellenden Stillleben hab' ich im Speisesaal ebenso vergeblich gesucht wie nach einigen „Perlen" der Rosa Bonheur, die doch hier angeblich nicht üble Figur machen würden. Die Landschaften zeigen vielmehr schweizerische Motive, während der von den Malern so gern aufgesuchte Sachsenwald recht wohl einen schönen Bilderschmuck hätte liefern können. Aber es ist bezeichnend, daß die wenigen in Bismarcks Behausungen hängenden Bilder, die da bismarckischen Grund und Boden darstellen, den allerkläglichsten Dilettantismus an sich tragen.

Dafür freilich sieht man das verkörperte Genie Lenbachs. Eine ganze Anzahl seiner Bilder, bald Bismarck, bald den alten Kaiser, bald Familienangehörige darstellend, seh' ich wohl in diesen Räumen. Aber eine Schwalbe macht noch keinen Sommer. Und doch hätte es nur eines Winks bedurft und dieses Heim wäre mit dem Schönsten, was unsere Kunst geschaffen, reich geschmückt gewesen. Besagter Wink ist niemals erfolgt. Und zwar aus gutem Grunde. Bismarck hat sich nämlich weise gehütet mit jenem Minister Louis XIV. zu wetteifern, der den Hof Seiner Majestät in den Schatten stellen wollte. Er hat es, gerade weil man ihm eine Vernachlässigung der Kunst und Literatur vorwarf, oft genug ausgesprochen, daß er einzig und allein den Pflichten seines Amtes zu leben habe. Ungleich Caprivi, der gleich nach Beginn seiner „Herrschaft" eine Unmenge Journalisten zu sich lud, hat er selbst die kleinen Aufmerksamkeiten verschmäht, die gar schnell bitterböse Gegner in herzensgute Satelliten und Trabanten verwandelt hätten. Kaum jemals hat man während Bismarck's Kanzlerschaft gehört, daß er auch nur ein Buch gelobt oder einem Autor einen Dank geschrieben habe, während Moltke in solchen Dingen von der fröhlichsten Schreibseligkeit war. Nur einmal — es war in den achtziger Jahren — ging ein Lobschreiben Bismarcks durch die Presse, das er einem humoristisch sein wollenden Buche gezollt hatte. Er machte es dadurch zum meistgelesenen jener Tage, wofür ihn dann höhnender Groll aller wirklichen Ritter vom Geiste in Acht und Bann that. Jenes Buch ist zwar seitdem den Weg alles Irdischen gegangen, was aber an Geist und Kraft in unserer heranwachsenden Literatur neuen Zielen zustrebt, geht grüßend am Sachsenwalde vorüber. Man hat Bismarck nicht lange nachgetragen, daß er, der humorliebende Niederdeutsche, einmal den Wachtmeister für den Wallenstein, das heißt plebejisches Gewitzel und Gebahren für die Sonne Humor genommen hat. Und indem man sich sagt, daß man keinen Kanzler will, der das schreibende und malende oder sonstige Genie pflege, denn das ist des Kaisers Sache, stärkt man sich unpolitisch an ihm selbst, an seiner Art zu sein, mit einem Wort an seiner Persönlichkeit, und geht durch den Sachsenwald jenem neuen Wunder entgegen, da weltweit von Völkerneid und Völkerhaß Jungsiegfried das Schwert schmiedet, das den Lindwurm tödtet, der heute noch den Zugang versperrt zum gelobten Lande irdischer Erlösung. Da werden vielleicht voreilige Feuer des Aufruhrs die festesten Throne umlodern, und leuchtende Kronen umqualmen . . . aber — wie wenig Ihr es vielleicht auch begreift, oder begreifen könnt, Ihr Fremden — auf diesem Wege, der freilich zu keinem socialistischen Heerdenheile führen wird, getrauen wir uns am ehesten zu siegen, wenn wir Bismarcks bestes Theil, seine eiserne Pflichtfülle mit uns nehmen. Und unter uns gesagt schwärmen wir nur deshalb so für ihn, weil dieser Pflichtfülle bestes Theil in uns angefressen wurde, da wir im Rausch des Wachsens und Blühens und in der Goldfülle einer weltumspannenden Industrie vergessen mußten, für eine Weile, nicht für immer, daß Preußen aus Armuth, wie einst Rom vergaß, daß es von Hirten kam.

Aus dem Speisesaale führt eine Thür zur Veranda, von welcher herab der Fürst seine Verehrer anzureden pflegt, wenn ihre Zahl und ihre Art wichtig genug erscheint. Andernfalls wird die Sache vor dem nach dem Landhause führenden Parkthor abgemacht. Eine andere Thür führt zum Salon, der einen ebenso vornehmen wie idyllisch behaglichen Charakter hat.

Proben aus der Besprechung von Ehrenbürgerbriefen und Adressen. *1. April 1895.*



Proben aus der Besprechung von Ehrenbürgerbriefen und Adressen. 1. April 1895.

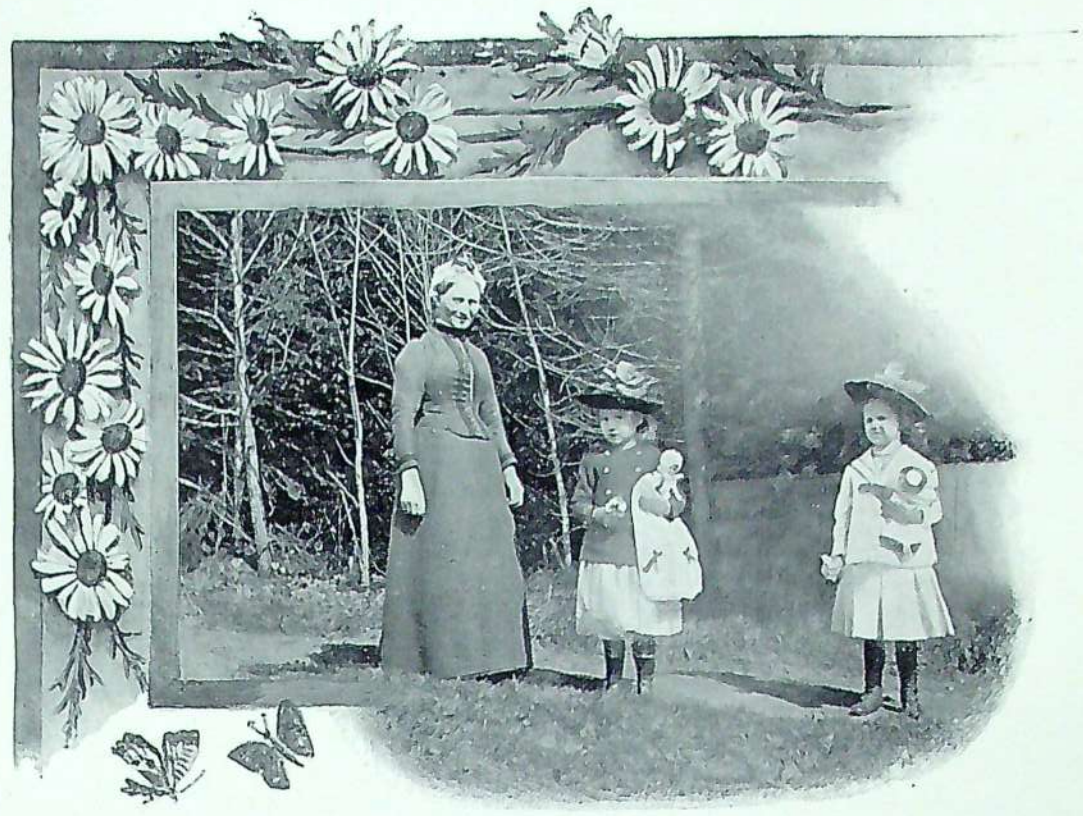
Das ist der Raum, in welchem die gesammte Familie stets nach Tisch beisammen ist. Und es ist wahrlich kein Wunder, wenn sich's hier ebenso heiter ruht wie plaudert. Seine Fenster führen ebenfalls, wie die des Speisesaals zum stillen Parke mit seinen ernsten Bäumen hinaus, auf denen zur Sommerzeit eine unglaubliche Menge von Staaren nistet und raisonnirt. Steht man in der Speisesaal und Salon verbindenden Thür, so fällt der Blick auf einen Divan, der in früheren Jahren allabendlich der Ruhesitz der Fürstin Bismarck war. Das gab einen lauschigen Winkel, gleichsam einen Salon im Salon, wo die anwesenden Damen und gewöhnlich auch Herren, dicht beieinander saßen, derweilen drüben aus einer anderen Ecke üppige Rauchwolken aufstiegen über dem Haupte des rauchenden, zeitunglesenden Bismarck. Männlichen wie weiblichen Besuch giebts fast immer in Friedrichsruh. Die Lust im Einladen ging seitens des Fürsten soweit, daß er beispielsweise jeden Offizier, der ihn beim Spaziergange begrüßte, zum Frühstück mitnahm, sobald der Raum es irgend gestattete. Und dabei fragte er kaum nach Name und Art. Die siegreiche Uniform findet eben auch hier die Thür weit offen. Wenn unsere Journalisten nur ein wenig Talent zur Reportage hätten, so wäre eine Uniformirung, vielleicht als schwarzer Husar oder auch als weißer Kürassier, eine Uniformirung, die namentlich der Mehrzahl der Berliner Reporter ausnehmend sitzen müßte, der sicherste Weg, das nachtischliche Gebrüll des Löwen zu vernehmen und zu stenographiren. Aber derselbe Militarismus, der selbst hier die Thüren sprengt, scheint leider die Phantasie selbst unserer phantastischsten Zeitungsschreiber eingetrocknet zu haben. Bei der Hartnäckigkeit aber, mit der Bismarck von ausländischen Journalisten aufgelauert wird, ist es vielleicht nicht unmöglich, daß ein solcher meinen Vorschlag ernst nimmt. Jedenfalls wär' es nicht übel, wenn etwa der Figaro sich als Ulan verkleidet, in jedem Arm eine Pendule wiegend, im Sachsenwalde aufstellte. Nur leider sind Bismarcks Spaziergänge, die er früher jeden Mittag außerhalb seines Parks unternahm, immer seltener geworden.

Kehren wir nun zu besagter Thür, die Speisesaal mit Salon verbindet, zurück. Wir treten wiederum ein und wenden uns links. Und da erblicken wir die Höhle des Löwen. Polyphem, der vielleicht Bismarck noch im Menschenfressen übertraf, dürfte kaum so wunderbar behaglich gewohnt haben. Wenigstens entsinne ich mich nicht, daß Odysseus, jener doch sonst ziemlich zuverlässige Reisejournalist des alten Homer, in mir den Wunsch erweckt hätte, mich diesem Menschenfresser gegenüber in einem Sessel zu wiegen und geduldig zu warten bis er mich verspeise.

Freilich, bei Bismarck ist ja die Sache schon deshalb leichter, weil er hier nur verdaut. Na, in Wahrheit ist die Sache freilich noch anders: drüben in seiner Ecke an der Wand, hinter sich den Kamin, über sich einige Ahnenbilder, rechts von sich den von schwellendenden Stühlen umstandenen runden Tisch, der mit der Lampe ganze Zeitungsstöße trägt, ruhend in einem behaglichsten Sessel, die Beine über ein kleines mit Leder gepolstertes Stühlchen gestreckt, vor sich das Zeitungsblatt und im Munde die Pfeife, prasselt er gleichsam für sich dahin ein Feuerwerk sengender Blitze los. Zwar nicht immer, denn zuweilen liegt er in stiller Einsamkeit über seinen Zeitungen, während die Tischgenossen sich zwanglos unterhalten und später, wenn Bismarck schlafen gegangen ist, nicht selten ein langdauerndes „Spielchen" beginnen. Ein solches liebte ja auch Moltke, der es selbst dann nicht missen mochte, wenn, wie im Kriege, eben erst folgenschwerste Entscheidungen gefaßt worden waren. Bismarck ist wohl derjenige Mensch, der unter allen seinen großen Zeitgenossen keinerlei Unterhaltung durch das Spiel huldigt. Ja, er kennt thatsächlich keine Zerstreuung, wenn es nicht etwa seine rege Unterhaltungslust bei Tische ist. Aber Bismarck nach Tische zwei Stunden lang und länger Zeitungen lesen, und auch solche Zeitungen lesen zu sehen, in denen er noch immer meist oft recht würdelos angegriffen wird: — das ist dafür auch ein rührenderes Bild, als es eine erwählteste Spielgesellschaft stellen könnte.

Von dem Salon führt links eine Thür in eine Art Saal, in welchem einige besonders hervorragende Geschenke, darunter eine wunderbar gearbeitete Uhr, eine erlesenste Arbeit deutscher Uhrenindustrie, aufgestellt sind. Hier sieht man auch einen Lenbach, der Bismarck mit der grauen Schildmütze darstellt. Da Bismarck vor Jahren gesagt hat, daß er sich am liebsten in den Lenbach'schen Bildnissen der Nachwelt überliefert sieht, so mag an dieser Stelle eine Kritik des Lenbach'schen Schaffens überflüssig sein, obschon gerade auch dieses Bild, wie so mancher andere „Lenbach" den Beschauer befremdet und auch nicht, wie alle höchste Kunst, wirklich volksthümlich wirkt. Aber in der Hauptsache müßte man dem bairischen Meister doch jubelnd recht geben, weil er das unsagbare Etwas des ängstlich wägenden und dann kühn wagenden Helden in Bismarck so oft mit einer herrlichen Sicherheit getroffen hat. Ungleich eher ließe sich mit ihm um das Bildniß des alten Kaisers rechten, das im Salon des Fürsten hängt. Ich habe den prächtigen Greis bis in die letzte Zeit seines Lebens und noch am 3. März 1888, als er zum letzten Male am Fenster erschien, gesehen, niemals aber das zum Stumpfsinn gewordene Sinnen in seinen milden Augen erblickt, das hier Lenbach einer leider unsterblichen Leinwand anvertraut hat. Aber solche Sünde muß ihm um so eher verziehen werden, wenn man die treffende Gewalt seiner meisten Bismarckbilder vor sich sieht und sich all des Jammerzeugs erinnert, das die meisten Anderen photographirt, gemalt und gezeichnet haben. Hier erst im Vergleiche, von Anton v. Werner spreche ich später, lernte man Lenbach preisen, der selbst den Privatmann Bismarck so malt, daß bismarckische Eigenart gewahrt bleibt, während, ich will hier nicht meinen

„Aßmus“ rühmen, der in jedem Falle Ähnlichkeit mit volksthümlicher Wirkung vereint, seine sogenannten Rivalen, das heißt: Rivalen von ihrem Standpunkte aus, nur zu oft den Helden begraben und kaum einige Züge des Mannes übrig lassen. Wie der Fürst über die Leistungen mancher Photographen, denen er aus Gutmüthigkeit einige Minuten still hielt, auch dies ist vorüber, denkt, geht aus einer Bemerkung hervor, die er vor Jahren machte: „Das soll ich nun wieder mal sein“, meinte er, und schob das Ding lächelnd beiseite, was den Gutmüthigen aber nicht hinderte, es später mit seiner Unterschrift versehen besuchenden Verehrern zu überreichen.



Die Töchterchen des Grafen Wilhelm Bismarck (1892).

Daß im Übrigen die sonst nicht genug zu preisende Photographie auch hier allzu salonfähig ist, unsere gekrönten Häupter verschenken mit Vorliebe ihre durch den Namenszug geadelte oder auch gefürstete Photographie, sieht man im Boudoir der Fürstin, das sich in traulicher Enge an den Salon anschließt. Es sei so erwähnt, wie es zu ihren Lebzeiten war. Auf ihrem Schreibtische, über dessen Sessel jetzt der Kranz des Kaisers liegt, neben und über ihm, die Marmorstatue des Fürsten umgebend, ist ein wahres Sammelsurium von Photographien, großen und kleinen, gerahmten und ungerahmten zu sehen. Es ließe sich darüber Einiges erzählen, aber wie die Macht eines Herrschers am Salon von Bismarck's Frau, so endigt auch meine Feder ihre Aufgabe bei dessen Betreten. Ich darf indessen sagen, daß hier alltäglich wichtige Konferenzen mit dem Koch stattfanden, daß jede, auch die kleinste Nota von der Frau Fürstin nachgerechnet, wie jede auch die geringste Ausgabe von ihr in kleine Hefte eingetragen wurde, und wie sie für ungeheuer geizig galt, während sie von ihrem Standpunkte aus wohl ein Recht hatte, nichts mehr und nichts weniger als sparsam genannt zu werden.

Besagten Geiz wollen sogenannte „Forscher“ in dem Umstande suchen, daß die Dame des Hauses in letzter Linie jüdischer Abkunft gewesen sei. Leute, die da genau hinzusehen pflegen, sind nun freilich ganz anderer Meinung. Die Fürstin war durch und durch ein pommersches Fräulein und als solches allerdings keineswegs rein germanischer Abstammung. Der slavische Bluteinschlag war natürlich vorhanden und das ganze Aussehen auf den ersten Augenblick so, daß ein oberflächliches Auge allerdings auf östliche Abwege gerathen konnte. Wie sehr übrigens die Sucht, Alles jüdisch zu finden, den Leuten im Blute liegt, geht daraus hervor, daß man, wie ich schon früher bemerkte, in Friedrichsruh den mütterlicherseits auf italienische „Nobili“ zurückweisenden Dr. Schweninger nie anders als den „Juden“ nennt.

Theilweise kommt dies natürlich auf einen Rasseninstinct der Blonden hinaus, die in dem Dunkelhaarigen gern einen Semiten wittern. Dieser Instinct ist übrigens dem Fürsten durchaus nicht eigen. Und der ist auch heute nichts weniger als Antisemit, obschon gerade ein Theil der jüdischen Presse ihn seines angeblichen Antisemitismus wegen noch heute begeifert und in Folge ihrer weit verzweigten Beziehungen zum Auslande verhindert, daß diesem eine leidenschaftslose Würdigung der Persönlichkeit Bismarcks möglich werde. Diese Presse verzeiht dem Fürsten nicht, daß er den Hofprediger Stöcker nicht gleich bei dessen erster antisemitischer Rede vom Amte gejagt hat. Ja, was und wen hätte Bismarck nicht davonjagen, was und wen hätte Bismarck nicht an sich heranziehen sollen! Und das Alles zu Ehren allerneuester Freiheit und Brüderlichkeit und Duldsamkeit, die Alles für sich und Nichts für Andere will.

Im Vorbeigehen bemerke ich, daß der Antisemitismus ganz wesentlich aus dem täglichen Verhalten dieser Presse gegenüber Bismarck selbst bei Denen tägliche Nahrung findet, die keineswegs mit Bismarck politisch durch Dick und Dünn gehen. Andererseits hat dieser noch heute eine Art jüdischen Generalstabs um sich, der seine Meinungen zähe verficht, so daß man sieht, wie thöricht es ist zu verallgemeinern und für die Sünden der sogenannten jüdischen Presse das ganze Judenthum verantwortlich zu machen. Nicht wenige, ja sogar sehr getreue Anhänger hat der Fürst noch heute unter Juden und Jüdinnen. Er selbst ist so wenig Antisemit, daß er mehr als einen Juden in's Auswärtige Amt nahm, daß er sich Lasalle, der doch gewiß ärgste Fehler seiner Rasse hatte, recht wohl als angenehmen Gutsnachbar wünschen, und daß er schließlich ganz ernsthaft die Vermählung mit dem Judenthum für möglich halten konnte. Nur wollte er dabei, man kann das bei Busch in Bismarcks kraftvollerer Sprache nachlesen, das männliche Blut auf der christlichen Seite haben. Gegen das jüdische Blut aber — das doch wohl gleich unserm germanischen seine besonderen Fehler hat —

trat er niemals weder schmähend noch verleumdend auf, und das hätte doch eigentlich genügen dürfen, zumal ohne Bismarck das Staatsbürgerthum unserer deutschen Juden noch heute ein frommer Wunsch sein könnte. Wie er freiwillig und unter den hartnäckigsten Kämpfen nach oben und unten uns das allgemeine Stimmrecht und damit den Schlüssel zu staatlicher Freiheit gab, so ist er es gewesen, der gegenüber einer durchaus nicht kleinen Opposition den Juden bei uns zum Bürger machte.

Sachsenwald: Aumühle.

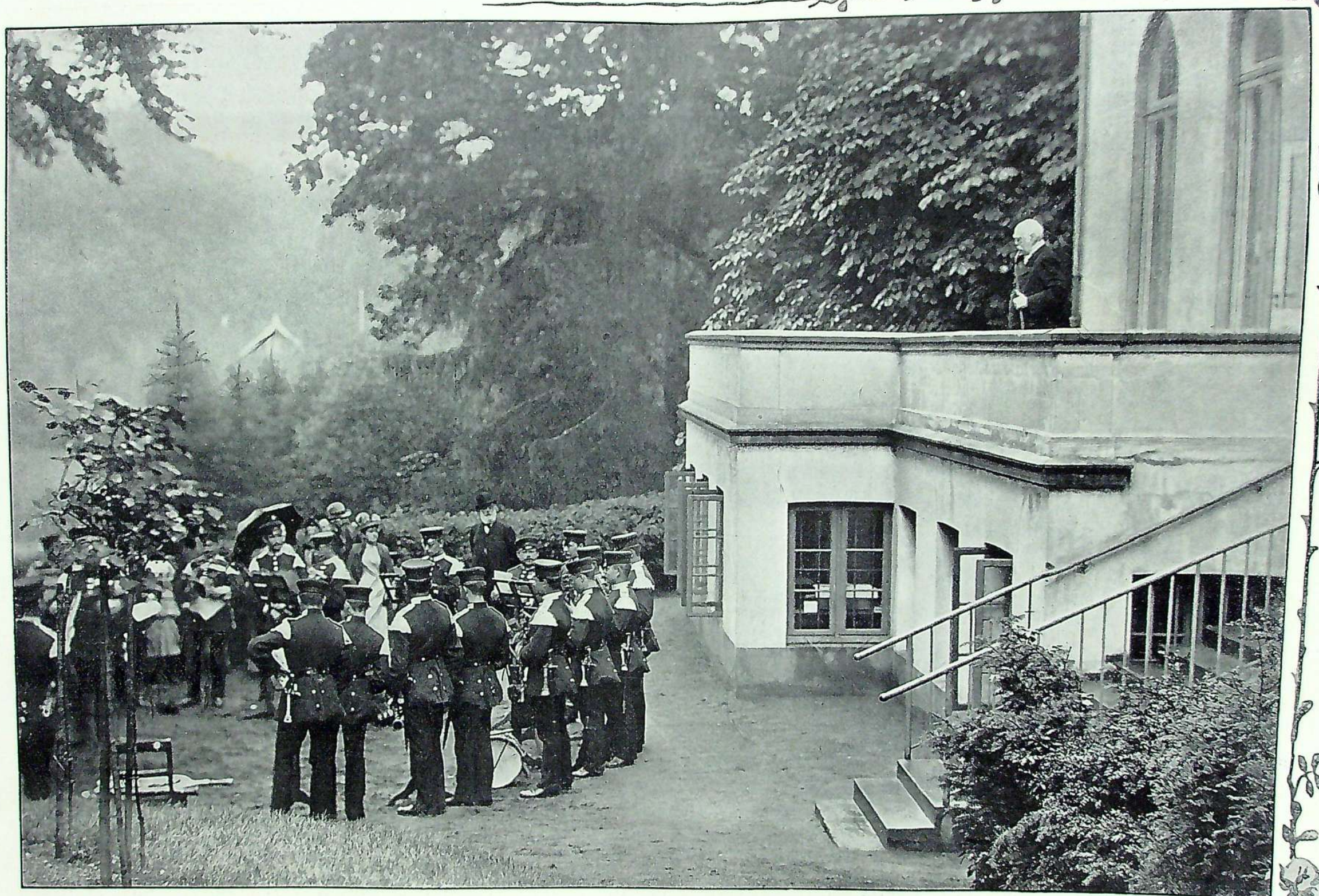
Solch kleine Züge, die in Wahrheit recht große sind, wollen selbst da beachtet sein, wo es sich noch gar nicht um den Erweis der Stellung Bismarcks zu wichtigsten Zeitfragen handelt. Aber auch der Privatmann Bismarck ist ja als solcher schlankweg gar nicht zu denken; von allen Seiten fallen Haß und Liebe über sein Haus, aus welchem wiederum ein Echo Beider in die Welt hinauszieht. Ja, wenn er sich entschließen könnte, in Spiel, Bier und Tabak zu versimpeln!

Aber er hat ja noch nicht darauf verzichtet Staatsbürger zu sein und als solcher eine Meinung zu haben, was bei ihm bedeutet für diese Meinung zu leben und zu sterben. So werden wir gleich sehen, daß er in Wirklichkeit sich so wenig gehört, daß von Pflege irgend welcher Liebhabereien auch heute nicht die Rede sein kann. Auf den ersten Augenblick sieht sein Tageslauf sogar beschämend karg aus, daß man sich wundern könnte, wie wenig Vergnügen und Zerstreuung dieser Mann vom Leben verlangt.

Zwischen neun und zehn steht Bismarck auf, bald etwas früher, bald etwas später, je nachdem er die Nachtruhe fand, die diesem regsten und arbeitsreichsten Mannesgeiste natürlich niemals hold sein konnte. Wenn das erste, bald aus einer Suppe, einigen Früchten, bald aus Eiern und etwas Thee, seltener aus Kaffee bestehende Frühstück eingenommen und die sorgfältige Toilette beendet ist, läßt sich Bismarck über die eingegangenen Postsachen Bericht erstatten. Vorher pflegte er zu Lebzeiten der Fürstin deren Zimmer zu betreten und dieser sein „Guten Morgen, Hannchen“ zu sagen und sich nach ihrem Befinden zu erkundigen.

Es mag im Vorübergehen bemerkt sein, daß er weder gestärkte noch gebügelte Hemden trägt. Diese sind vielmehr mit ihren angenähten Knöpfen und ihrem umgelegten, schlaffen Kragen recht ländlich-sittlicher Art. Die hoch zugeknöpfte Weste bedeckt übrigens besagtes Hemd, während um den Hals, ein wenig nach Art unserer Landpastoren, eine weiße Binde geschlungen ist, die unter uns gesagt den Fürsten ganz stattlich kleidet. Sein Schuhwerk freilich ist von der denkbar größten Bequemlichkeit und ganz und gar darnach eingerichtet Wind und Wetter und den nach Regen schnell durchweichten Wegen des Sachsenwaldes Stand zu halten. Desgleichen schämen sich seine Röcke keineswegs ihres meist recht ehrwürdigen Alters. Ein ganzer Theil davon trägt quer über den Rücken eine sonderbare Abschabung zur Schau, die man sich erst dann erklärt, wenn man Bismarck, den Stock unter beiden Armen über dem Rücken gezogen, einher gehen sieht. Und so geht er fast stets: in seiner geraden Haltung ein Abbild seiner stolzen Bäume, senkrecht wie sie zum Erdinnern, zum Leben. An breitkrämpigen Hüten, sogenannten Calabresern ist auch kein Mangel und da der Fürst nicht eben wählerisch ist, wenn er sich zum Spaziergange rüstet, so sieht man ihn nicht selten mit einer der landesüblichen Cultur Hohn sprechenden Kopfbedeckung. Weht nur ein wenig Wind, so bleibt's beim Calabreser, dafür aber wird die Brille aufgesetzt, die einzig die schnell thränenden Augen vor Zugluft schützen soll. Ist das Wetter schlechter, so kommt eine der langschirmigen grauen Mützen daran, die er tief bis auf's Ohr hernieder drückt. Sein Aussehen ist darin übrigens in unmittelbarer Nähe ein ungleich älteres, als wenn er im Hute zu sehen ist, wie denn dieser Mann, der sich rühmt niemals nach politischen Principien regiert zu haben auch im Aussehen aller Augenblicke einen neuen Eindruck macht. Gewiß ist das Echte, das Bismarckische stets da und mit ihm die überwältigende Wirkung der Persönlichkeit. Aber um dieses Feste kreist und schillert eine Fülle immer und stets wechselnder, flüchtiger Lichter und Schatten, die selbst den Betrachter, der hunderte von Malen in des Helden unmittelbarster Nähe, sozusagen von ihm unbeachtet, weilte, immer von Neuem zwingen, diesen neu und anders sehen zu müssen. Und so war es stets, wie oft ich auch Bismarck

Brücke an der Oberförsterei.



Ein Morgenständchen in Friedrichsruh.

Sachsenwald: Kupfermühle.

und München nach Jena führte. Wenn ich auch dies Alles nicht ohne einen Anflug leichten Stolzes erzähle, weil darin ein ernstes, langjähriges Arbeiten sich verbirgt, so sage ich doch deshalb davon, um die Treue meines Wortes eindringlicher zu machen. Man ist ja schließlich keine Schlafmütze. Und gerade deshalb darf ich's sagen, daß mich niemals der Politiker, wie großartig und einzig der auch war, in Bismarck bezwang, sondern immer nur der Mensch und wieder der Mensch. Der widerstand und widersteht allem und jedem Argwohn, jeder Sonde psychologischen Rüstzeugs. Die Lichter und Schatten, von denen ich eben sprach, die zeigen nichts Kleines und Häßliches. O, nein: die Größe, die sie umfluthen,

Sachsenwald: Aumühle.

die wird wohl durch sie bald vertraut, bald fremd, bald völlig ungreifbar, aber sie ist da und bleibt da als eine in den Räthseln des Daseins gottvertraut einherschreitende, unvergleichliche Menschengröße. Da mußte innige Liebe zu diesem Wundermenschen aufwachsen, daß ich immer und immer, wenn ich den Apparat auf ihn richte, diesen in tausend Stücke zerschlagen möchte, weil er mich hindert in diesen Begegnungen ich selbst zu sein, weil er zwingt eine Art Comödie vor dem Manne zu spielen, der mir der Einzige ist, der in jedem Augenblick den Eindruck einer niemals und niemals posirenden, überdies milden Männlichkeit macht, einer Männlichkeit, deren herbstes Weh es vielleicht allezeit war von Amtswegen wehe thun zu müssen.

Aber ich sehe wohl, daß ich auf diesem Wege mich verliere, wo es jetzt nur gilt Einiges über die schlichte Lebensweise Bismarcks zu erzählen.

Das aber will ich noch sagen — weil es für uns Deutsche bezeichnender ist als alles Andere — daß ich trotz alledem bei jeder neuen Begegnung mit Bismarck auf den Wartthurm steige um mit dem kritischen Fernglas mein „Object" so astronomisch wie nur möglich zu beobachten. Es ist das eine häßlichste Eigenschaft, ein Ueberschuß an Individualität, der uns Deutsche ewig unfähig lassen wird ein politisches Volk zu sein. Als Victor Hugo Paris als „le coeur du monde" bezeichnet hatte, ging ein rauschendes Gelächter durch unser gefühlsinniges Deutschland. Und dennoch hatte der glorreichste aller Schwätzer ein wahres Wort gesprochen. Wenn ich einen Franzosen habe, so halte ich ihn auch. Wer aber einen Deutschen hat, der hat ihn allerdings in diesem Augenblicke ganz und gar, vielleicht für lange Zeit, für immer, aber niemals sans phrase. Drum auch hat der Herrscher bei uns den schlimmsten Stand: er muß uns täglich neu erobern und das ist wahrlich kein angenehmer Beruf, ich hätte beinahe gesagt, kein angenehmes Metier. Unsere alte germanische Treue war auch schon keine naive, sondern reflectirte Tugend. Und die deutsche Treue ist einfach Pflichtgefühl, das im Zeitalter Bismarcks die Bärenhaut abstreifen lernte und gerade deshalb von der alten Europa so sonderbar angestaunt wird, daß einer ihrer voreiligen Lieblinge: Ernest

Sachsenwald: Aumühle.

Renan, nicht müde wurde, diese neue deutsche Entartung zu betrauern. Aber wenden wir uns zu Bismarcks Tageslaufe, wie er in Friedrichsruh nun schon seit Jahren sich abspielt, zurück: Für Alles, was Speise und Trank anlangt, hält sich Schweninger als der verantwortliche Rathgeber. Diese beständige, fast ununterbrochene Bewachung durch den Arzt ist eigentlich der einzige Luxus, den sich Bismarck gestattet. Als er am 29. März 1890 in die Amtslosigkeit hinausfuhr, sagte er: „Aus dem Dienst bin ich heraus, aber ich werde Gott danken, wenn er mich noch einige Jahre leben läßt". Und dieser Wunsch war damals frisch und jung, während jetzt, nach dem Heimgange der Gattin, trübe Schatten sich auf den Einsamen gelegt haben, so trübe, daß man sagen kann, er wandle nun begehrenden Sinnes Charons Nachen entgegen. Aber die Sorge und Fürsorge kräftig zu bleiben, alles Greisenhafte fern zu halten, blieb trotzdem das Leitwort auch der jetzigen Tage. Wenn es schon gleichgiltig ist das Hinübergehen in das Land der Schatten: so soll es doch geschehen in aufrechter männlicher Kraft. Und ich meine: die Götter werden es und müssen es so wollen, weil sie die Bismarcksage krönen müssen zur Freude und zum Ansporn der kommenden Geschlechter. Was Menschenthun vermag, diesem Alter die Jugend zu lassen, das geschieht in zärtlichstem Bemühen und Ernst Schweninger hat es redlich verdient, daß er, wie er am 26. Januar 1894 mit dem herrlichen Alten in das preußische Königsschloß einziehen durfte, dereinst neben Bismarck und durch Bismarck der Unsterblichkeit entgegenziehen wird. Es ist keine Uebertreibung zu sagen, daß ohne Schweningers rechtzeitige Herkunft Bismarck schon längst von uns gegangen wäre. Der äußerlich so kraftvolle Mann, der eine Zeitlang ein Gewicht von über 240 Pfund trug, war innerlich todtkrank. Bei der Betrachtung seiner mühsamen Kämpfe der siebziger Jahre wird sich zeigen, daß körperliches Weh und Mißbehagen seine Kreise gefährlicher störten als ihm vielleicht zum Bewußtsein kam. Aber Schweninger brachte den Johannistrieb in die welkenden Kräfte und darum wird er, der in seinem äußeren Gebahren schon deshalb nicht Jedermann gefällt, weil er nicht gefallen will, des allgemeinen Herzensdankes sicher bleiben, wie er des Dankes der Familie Bismarck sicher ist.

Professor Dr. Schweninger.

Er aber ist auch das lebendigste Beispiel für Bismarcks unentwegte, treue Anerkennung geleisteter Dienste. Allertrübste Erfahrungen und mit ihnen und nach ihnen heftigste und oft elendeste Anfeindungen sind Schweninger zu Theil geworden. Seine kraftvolle bayerische Art hat das Alles ertragen und schließlich humorvoll abgethan. Aber er fand dabei in Bismarck doch den Rückhalt, der ein Aushalten zu leichter Pflicht machte. Wie Bismarcks Arzt sich in ausländischem Urtheil ausnimmt — auch in französischer Sprache hat er angenehmste Urtheile über sich lesen können — möge aus einem Bericht hervorgehen, den einer der Begleiter Crispis, gelegentlich der Reisen des italienischen Staatsmannes nach Friedrichsruh, gegeben hat:

Doktor Schweninger

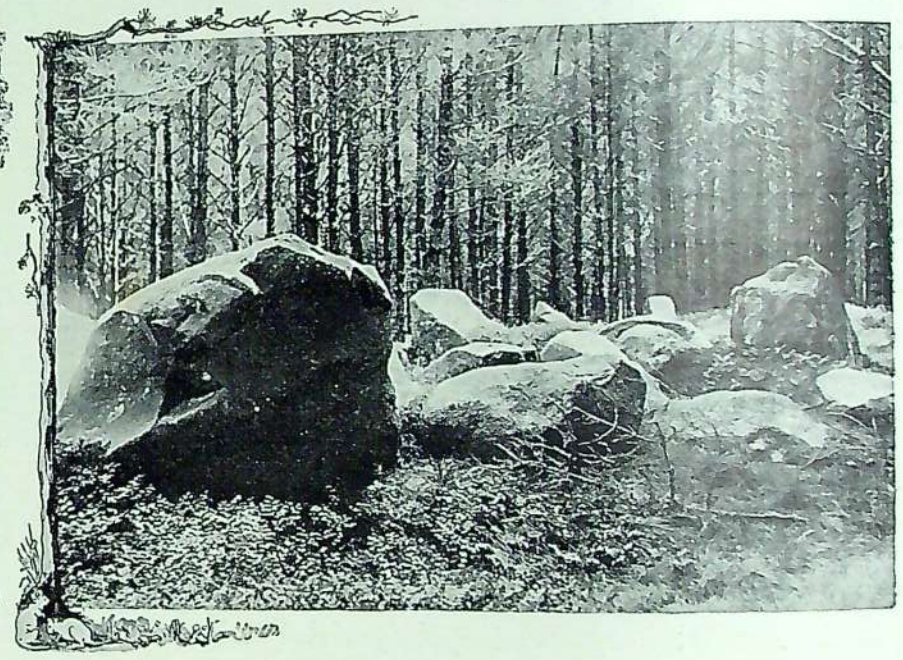
ist ein angenehmer, lustiger und lebhafter Plauderer. Er hat die Lebhaftigkeit eines Neapolitaners, wie er auch den Typus eines solchen hat. Gestern in Friedrichsruh angekommen, wenige Stunden vor Crispi, kehrt er aus Konstantinopel zurück, wohin ihn hohe und höchste Persönlichkeiten berufen hatten, um Mitglieder ihrer Familie von ihm in Behandlung nehmen zu lassen. Er konnte also ohne Schwierigkeit in die Harems eindringen, was übrigens in der Türkei im allgemeinen das Vorrecht der Aerzte ist. Er legt sein System dar, welches, wie es scheint, darin besteht, die Assimilirung der Nahrung, die man zu sich genommen, zu regeln. Die Behandlung, die er anwendet, paßt daher ebenso für die Personen, welche sich in einem Zustand der Entkräftung befinden, als für solche, welche zu stark und zu fett sind. Er führt dem Organismus Nahrungsmittel zu, welche in einem geringen Volumen viel nahrhafte Stoffe, wie die Eier, enthalten, oder auch Nahrungsmittel, die zugleich nahrhaft und geeignet sind, die Verdauungsorgane anzuregen, wie gesalzener Fisch. Außerdem verbietet er, um die Erweiterung des Magens zu vermeiden, daß man während der Mahlzeit trinke. Das Verbot ist manchmal unbedingt, besonders beim Beginne der Kur; anderemale, oder auch überhaupt nach einiger Zeit, erlaubt er ein wenig trockenen Wein, der gewisse Eigenschaften hat, zum Beispiel Moselwein.

Doktor Schweninger ist Bayer und ein Schüler des berühmten Nußbaum, dessen Assistent er auch war. Wie wir zu wissen glauben, war er zuerst Arzt am Stadthospital zu München, wo er sich durch sein schönes Benehmen gelegentlich der Cholera auszeichnete, welche in dieser Stadt 1873—1874 wüthete. In wenigen Jahren machte er sich einen

Namen in der Wissenschaft und eine Klientel im Publikum. Er trat zum erstenmal in Beziehungen zur Familie Bismarck gelegentlich einer Krankheit, an welcher der zweite Sohn des Kanzlers, Graf Wilhelm, litt, den er, dank einer heroischen Behandlung, glücklich von vorzeitigen Gichtanfällen heilte. Der Fürst hatte ihn einigemale auch für sich selber konsultirt, aber ohne sein Regime strenge zu befolgen. Da der Zustand des Kanzlers immer bedenklicher wurde, dachte man neuerdings an ihn. Alle anderen Aerzte gaben den Fürsten auf, sie glaubten, er leide am Magen- oder Leberkrebs, während sein Uebel hauptsächlich in einer ungeheuren Erweiterung des Magens und der Eingeweide bestand. Seine Kräfte nahmen ab, sein Magen arbeitete nicht mehr, seine Heiterkeit war verschwunden, sein Geist schien ihn zu verlassen. Er brachte ganze Stunden regungslos zu, mit reichlichem Schweiße bedeckt . . . Die Familie war davon in Kenntnis gesetzt, daß ihr nichts übrig bleibe, als sich auf den Verlust ihres Hauptes gefaßt zu machen und die letzten Tage eines erlöschenden Lebens zu versüßen. Das war nach dem Ausspruch der Fakultät eine Frage von Monaten oder Wochen . . .

Doktor Schweninger willigte ein, seine Pflege dem berühmten Kranken zu widmen; aber er verlangte, daß der Fürst, ein etwas schwer zu behandelnder Patient, sich in allem genau seinen Vorschriften unterordnen müsse. Der Fürst gab das verlangte Versprechen; die anderen Aerzte wurden entfernt, die Medizinen verbannt. Die Hygiene und ein strenges diätetisches System bewirkten für sich allein das Wunder einer unerwarteten Genesung, da Doktor Schweninger mehr Vertrauen auf die Methode, auf das Regime, auf die ununterbrochene Aufmerksamkeit, man könnte sagen auf die Disziplin hat, als auf die Medizin im eigentlichen Sinne. Sechs Wochen lang nährte sich der Fürst nur von gesalzenen Heringen.

Spechts Villa in Friedrichsruh.



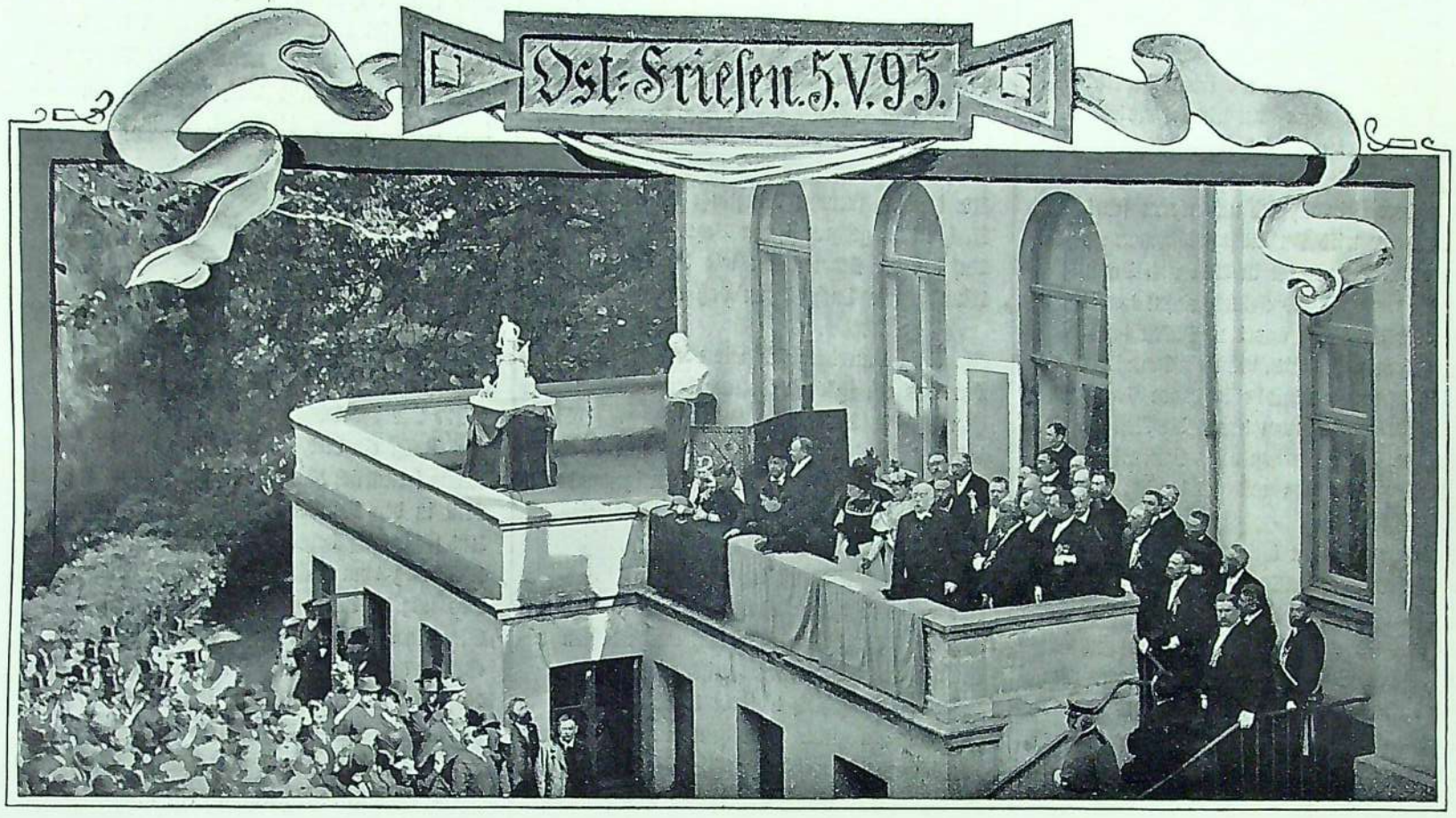
Hünensteine im Sachsenwalde.

Diese erste Phase der Behandlung gab dem geschwächten Magen wieder etwas Kraft; das Allgemeinbefinden besserte sich. Der Kranke konnte von Berlin, wo er sich befand, nach Friedrichsruh transportirt werden. Hier wurde das Regime etwas weniger streng. Doktor Schweninger erlaubte zu den Fischen etwas Brot, Erdäpfel und Butter. Er gestattete dem Fürsten einige Schluck Wasser zu trinken, aber nur unter der Bedingung, daß er selbst zu der Quelle gehe, welche einige fünf Minuten weit vom Hause entspringt, um dort zu trinken, aber erst eine Stunde nach der Mahlzeit. Die erstenmale genügte dieser kurze Weg, um die Kräfte des Fürsten zu erschöpfen. Aber mit Geduld bei dem Regime beharrend, erholte er sich nach und nach, kam zu Kräften, fand seine Energie, seine Geistesfrische, seine gute Laune wieder. Heute und seit einigen Jahren kann er jede Art von Nahrung zu sich nehmen, beinahe ohne Ausnahme, und befolgt das System Doktor Schweningers nur noch aus Vorsicht und Dankbarkeit. Er geht, ohne zu ermüden; er reitet beinahe täglich einige Stunden lang durch den Wald trotz seiner 72 Jahre.

Doktor Schweninger hat sich dem Fürsten und den Seinigen gegenüber als ergebener und getreuer Freund gezeigt. Er gehört zur Familie. Man liebt ihn nicht nur um seiner Wissenschaft, um der verständnisvollen und ausdauernden Pflege willen, mit welcher er den Fürsten umgiebt, sondern auch seines jovialen Humors, seines offenen Kopfes wegen. Er hat seine anderen Klienten nicht aufgegeben, trotzdem seine Zeit hauptsächlich dem Fürsten gewidmet bleibt. Er hat ein Institut gegründet und Schüler erzogen: eine Plejade von jungen Mitarbeitern wendet, von seinen Ideen erfüllt, sein System an. Man konsultirt ihn sehr viel brieflich. Er empfängt an hundert und oft über hundert Briefe täglich. Während er in Friedrichsruh wohnt, wird ihm seine Post aus Berlin geschickt; er nimmt Kenntnis von jedem Brief und schickt ihn seinen Assistenten zurück. Es gelingt ihm wie dem Fürsten, in Friedrichsruh so zu arbeiten, als ob er in Berlin wäre. Weitere Bemerkungen ergänzen namentlich das Verhältniß Bismarcks zu Schweninger ganz hübsch. Da heißt es: der Fürst

muß Ordre pariren! Und Herr Schweninger weiß dies dem Fürsten mit nachdrucksvollster Willenskraft klar zu machen. Er ist der einzige, welchem Se. Durchlaucht auf's Wort gehorcht und höchstens mit einem leisen Widerspruch zu begegnen wagt. Hätte der Leibarzt einen anderen, nachgiebigen Charakter besessen, Fürst Bismarck hätte sein Leben ohne Zweifel nicht so hoch gebracht. Beide stimmen übrigens nach einer Seite in der Auffassung des Lebens überein: Sie lieben die Thatkraft und hassen den Pessimismus, jenen Pessimismus, der, von starkgeistigen Philosophen gelehrt, besonders auch den Bestrebungen in unserer modernen deutschen Litteratur das Siegel der Vergänglichkeit aufgedrückt hat.

Gleich am Morgen des großen Tages, des 1. April, bevor noch einer der nächsten Angehörigen den Fürsten gesprochen, hatte Professor Schweninger Gelegenheit, seinen Einfluß zu erproben. Er war der erste, welcher das Geburtstagskind um 8 Uhr nach dem Erwachen begrüßte. Einen herrlichen Strauß von achtzig frischen duftenden Rosen legte er ihm auf die Bettdecke und begleitete die Gabe mit dem Wunsche, daß das Leben des Fürsten noch lange blühen und anderen zur Freude gereichen möge, doch ohne zu verwelken wie die Blumen. Der Fürst dankte ihm herzlich und sagte auf Befragen, daß er eine erträgliche Nacht verbracht habe. Aber der Professor ersah aus der sorgfältigen Untersuchung des Pulses, daß ein



Die Ostfriesen.

wenig Aufregung vorhanden war, jedenfalls hatten die bevorstehenden Ereignisse des Tages auch auf die Seele dessen, den man den „Eisernen" nannte, eine Vorwirkung gehabt. Infolgedessen erschien gewiß dem Arzt eine kurze Zeit der Sammlung und Beruhigung erwünscht, weshalb er den Fürsten bat, noch eine halbe Stunde im Bette liegen zu bleiben. Und siehe! der seiner Fürsorge Anvertraute folgte wirklich diesen Worten.

Professor Schweninger ist ein freundlicher, jovialer Herr, dessen immer heiteres Wesen dem Fürsten sehr zusagt. Auf die an ihn in den Jubiläumstagen unzählige Male gerichtete Frage, ob er keine Besorgnisse für die Gesundheit des Fürsten hege, hatte er stets eine bereitwillige und völlig beruhigende Antwort. „Durchlaucht klagt zwar öfter", pflegte er zu entgegnen, „aber wenn ich ihm sage, daß er froh sein solle noch klagen zu können, giebt er sich bei diesem halb ernst, halb scherzhaft gemeinten Worte wieder zufrieden". Was den Fürsten störe, seien besonders die kleinen Leiden, welche das Alter mit sich bringt, die Empfindlichkeit gegen Erkältungen, welche bei seinem Bewegungs- und Luftbedürfnisse unvermeidlich seien.

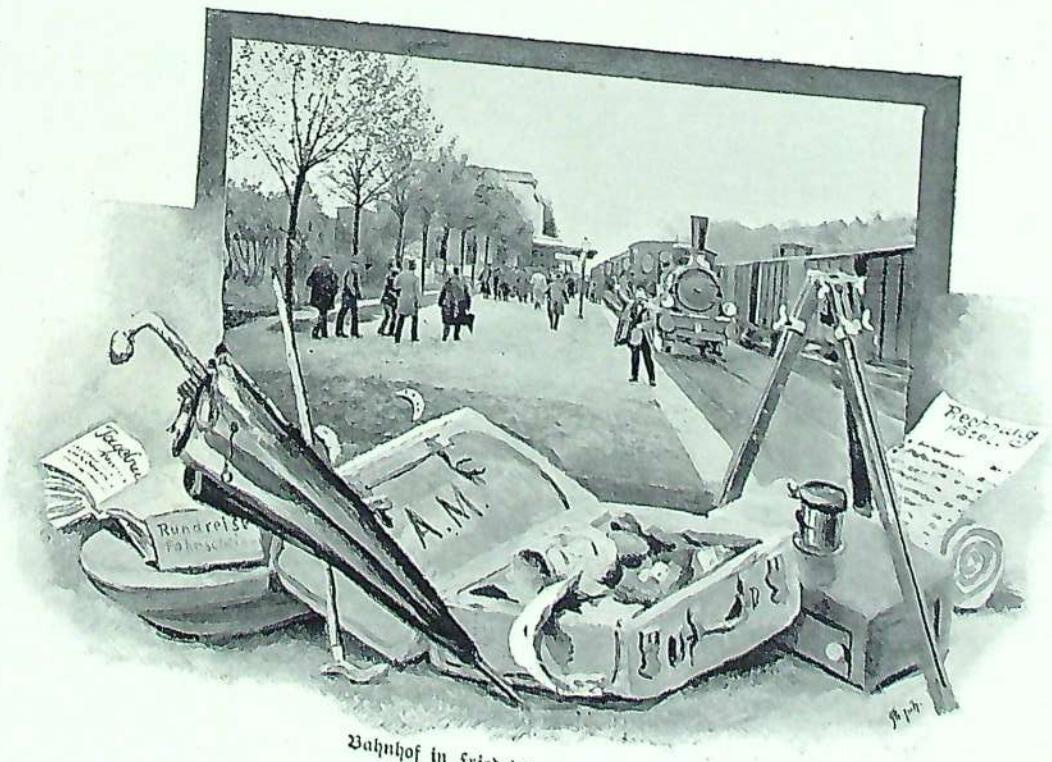
Die Berufung Schweninger's zum Leibarzt des Fürsten und seine Ernennung zum Professor hatte, wie bekannt, seiner Zeit viel Staub aufgewirbelt. Allerlei nachtheilige Gerüchte, die sich auf seine Lebensführung bezogen, waren verbreitet und geflissentlich aufgebauscht worden. Doch die es mit dem Fürsten am redlichsten meinten, erkannten gar bald die hohe Bedeutung Schweninger's für sein Leben. Den Gefühlen dieser Deutschen gab beredten Ausdruck Hans v. Hopfen in folgendem Gedicht, das er dem Leibarzte mit seinem Buche „Allheilmittel" übersandte:

An

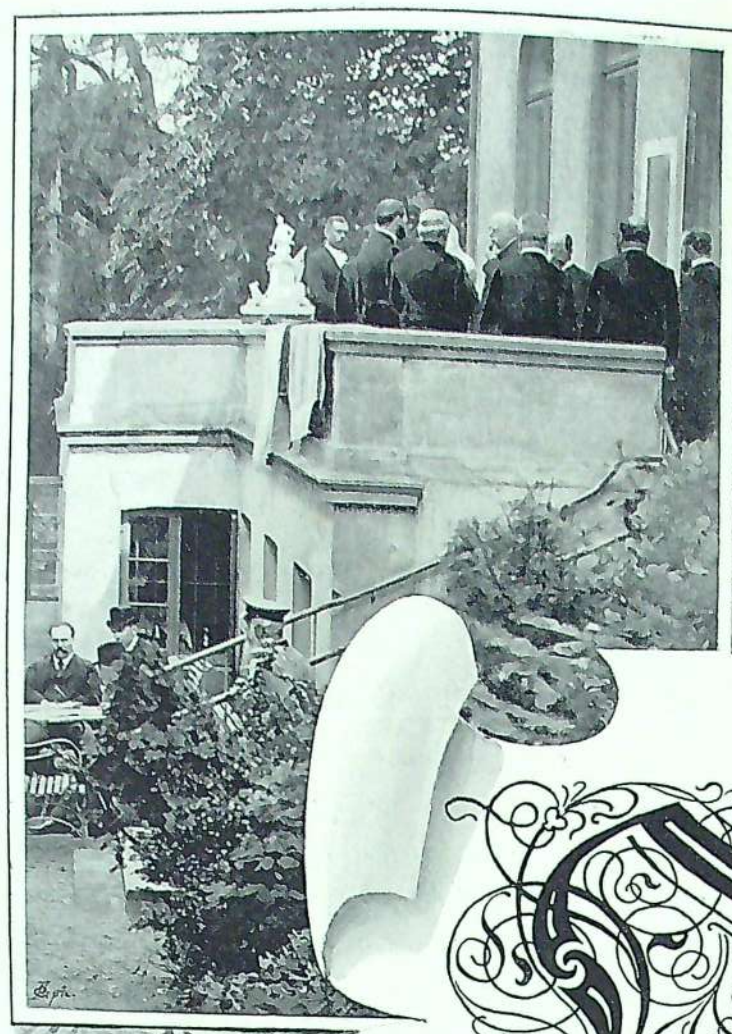
Ernst Schweninger.

(Mit Erlaubniß des Dichters abgedruckt.)

Weil ich in diesem Buch so mancherlei
Von Krankheit, Aerzten, Arzenei
Und allerhand Berlinerei
Gefabelt hab', und Du, verehrter Medicus
Professor extraordinarius
Und drum Berliner wirst in diesen Tagen,
Laß mich dies Werk, daß eben, noch durchnäßt,
Die vielgeplagte Druckerei verläßt,
Als mein Willkommen Dir entgegentragen.
Ja, dreimal Gottwillkommen in Berlin:
Als Landsmann, Freund und Mann der Medizin!
Zieh unverzagt mit offnen Sinnen ein!
Es lebt sich gut und gern im deutschen Norden!
Mag Dir die Stadt, wie sie es mir geworden,
Als andere Heimath lieb und theuer sein!
Zwar Jeder wird Dir nicht willkommen sagen.
Nur allzuleicht verfällt in Acht und Bann,
Wer etwas mehr als Seinesgleichen kann!
Und wer die Rosen aus dem Vollen bricht,
Darf sich nicht wundern, wenn ein Dorn ihn sticht!
Genau betrachtet scheint's in diesen Tagen,
Man fänd' vor Dornen kaum die Rosen mehr.
Welch' wüster Lärm von allen Seiten her!
Man lügt und hetzt und wird nicht müd zu schreien
Und brüstet sich mit kleinen Pöbeleien.
Ein Thorenstreich, den Du — vielleicht — begangen,
Ist er nicht schwer genug gesühnt?
Und was für gute Thaten Du empfangen,
Das bischen Glück, daß Dir bei uns ergrünt,
War dieser Lohn zu reich, zu hoch das Lob
Für den, der uns ein Allen theures Leben,
Das schier verloren war, zurückgegeben?
Den Mann, der Deutschland in den Sattel hob,
Du hobst ihn selber wieder auf sein Roß;
Und wieder schreitet der Coloß,
In seinem überbuschten Blick ein Heer
Siegreicher Helden und des Siegs Gewähr,
Allüberragend hin in neugeborner Kraft,
Verjüngter Seele, lachend, reckenhaft,
Sprudelnden Worts und stählerner Geberde,
Europas Frieden an der einen Hand
Und an der andern unser Vaterland,
Durch seinen Geist das mächtigste der Erde!
Du bist zu jung, Du kannst es nicht ermessen,
Was unser einer Tag für Tag empfand,
Als an den Wassern Babels wir gesessen
Und uns gesehnt noch einem Vaterland.
Nach einem Vaterland nur in Gedanken,
Um das sich fromme Jünglinge betranken,
Nach einem geographischen Begriff,
Auf den der Staatsmann wie der Büttel pfiff.
Wem so wie Euch, kaum daß er in die Welt geblickt,
Ein einig Vaterland sich wie von selber schickt,
Das uns erst spät im Donner der Kanonen
Von Düppel, Königgrätz, Sedan
Geboren ward nach langem Weh und Wahn,
Der weiß nicht, was es heißt, den Prügelknaben,
Den Aschenbrödel, nein, den Hund der Nationen
Abgeben, ohne andern Trost zu haben,
Als die geballte Faust im Sacke
Und auf dem Herzen eine Turnerjacke
Mit ein Paar halbverschämten, ausgeblaßten
Einst schwarzrothgoldnen Pfeifenquasten.
Rasch und vergeßlich lebt die Welt dahin!
Wie manchen giebts nicht heut, in dessen Sinn
Der Mann, der uns das neue Reich bereitet
Und Herrschaft, Macht und Hoheit uns gewann,
Nicht mehr ist als ein polternder Tyrann,
Ein Junker, der auf einem Schutzzoll reitet!
Laß Dich nicht irren von so eitlem Hohn,
Der, was er nicht begreifen will bestreitet.
's giebt doch kaum größeres Verdienst um die Nation,
Als ihr den großen Mann erhalten,
Nach deß Erscheinen fünfzig Jahre lang
Sie in bewußter Sehnsucht wund sich rang,
Und welcher heut in seines Mantels Falten
Das Schicksal einer Welt in Waffen trägt.
Die Menschheit horcht, wenn er die Lippe regt.
Erhalt' ihn uns! und Dich soll Gott erhalten,
Und lohnen wird's die Welt, wenn es gelang,
Ob auch der Neid sein Liedlein dazu sang.
Wär' ich ein Fürst, ich hüllte Dich in Ehre;
Ich segnete Dein Haupt, wenn ich ein Priester wäre;
Ich wöge Deines Leibes Schwere
Mit Gold und Silber auf, wär' ich ein reicher Mann.
Schlicht und gering und keiner von den Frommen,
Giebt Dir der Dichter, was er geben kann:
Ein Buch, ein Lied, ein herzliches Willkommen!
Nimm freundlich hin, was ich Dir freundlich gab!
Stell in den Winkel dort den Wanderstab.
Und fühle Dich daheim! . . . Hier brech' ich ab.
Weit weg vom Märlein deiner Medizin,
Das mir die Muse jüngst verrathen, riß
Die alte Leidenschaft die Seele hin.
Genug geplaudert! Setz Dich und vergiß,
Auf ein paar Stündlein in mein Buch verloren,
All die Gedanken, die ich just beschworen;
Mit offnen Augen und mit offnen Ohren
Merk' auf mein Schattenspiel, das nun geschwind
Beginnt!



Bahnhof in Friedrichsruh.



Stimmungsbilder aus den Festtagen.

Oberster Befehl war, daß am Vormittag gewöhnlich Park und Schloß von Friedrichsruh bis um zwölf Uhr gegen alle Besuche abgeschlossen bleiben sollte. Aber diese Anordnung konnte nicht streng nach Vorschrift aufrecht erhalten werden. Bereits mit den Morgenzügen trafen befreundete Gäste ein. Man sah da Franz v. Lenbach, Reinhold Begas, Graf Henkel von Donnersmarck, sowie die Abgesandten der Fürsten und viele andere. Sehnsüchtig harrend stand indessen die profane Menge am Parkthor und wartete, bis etwa der Fürst eine Ausfahrt machte. Oder sie blickte mit lebhafter Neugier den Postboten nach, welche ununterbrochen ihre mit Kisten und Packeten aller Art beladenen gelben Karren nach dem Schlosse hinfuhren. Stündlich schien die Massenhaftigkeit der Geschenke zuzunehmen.

Die Berliner Schutzmänner, welche hierher kommandirt waren, hatten wenig zu thun, denn durchdrungen von der hohen Bedeutung der Feier gehorchte jeder Fremde gern den Vorschriften. Nirgends gab es eine Gelegenheit zu gewaltsamem Einschreiten gegen Böswillige oder Verdächtige. Der schreckliche Anarchist, der sein und seiner Genossen Eintreffen im Schlosse und seinen rabiaten Entschluß, den Fürsten Bismarck an der Geburtstagstafel zu erstechen, die beiden Söhne Herbert und Wilhelm zu „erwürgen“ und das ganze Schloß in die Luft zu sprengen, in einem Briefe der Regierung in Hannover von Graudenz her angemeldet hatte, mußte anderen Sinnes geworden sein. Die interessanten Gäste wurden vergeblich erwartet, und doch wäre ihnen jedenfalls ein sehr zuvorkommender Empfang zu Theil geworden.

Desto zahlreicher waren die Hausirer erschienen, die Händler mit Bismarckmedaillen, Festschriften, Liedern, Bildern, photographischen Aufnahmen, Holzschnitten, bunten Farbendrucken, Biographien und Statuetten des Fürsten, mit Kanzlerbüsten aus Gyps oder Zink, mit Bismarcknummern aus den illustrirten Zeitungen und unübersehbaren anderen Dingen. Mit diesem Heer von Geschäftstreibenden waren gekommen Blinde, Lahme und Gebrechliche jeder Art, wie wenn ein Jahrmarkt wäre, ferner Straßensänger, Leierkastenmänner, Vierländer Blumenverkäuferinnen in ihrer bekannten Tracht, denen städtisch gekleidete Händlerinnen durch den Verkauf von künstlichen Vergißmeinnicht und lebenden Veilchen Concurrenz machten. Allenthalben sah man Wagen voll Wein und Bier in Fässern und Flaschen, Schmalz- und Pfannkuchenbäcker, während in schnell aufgeschlagenen Zelten und Buden herbeigeeilte kleine Restaurateure große Berge

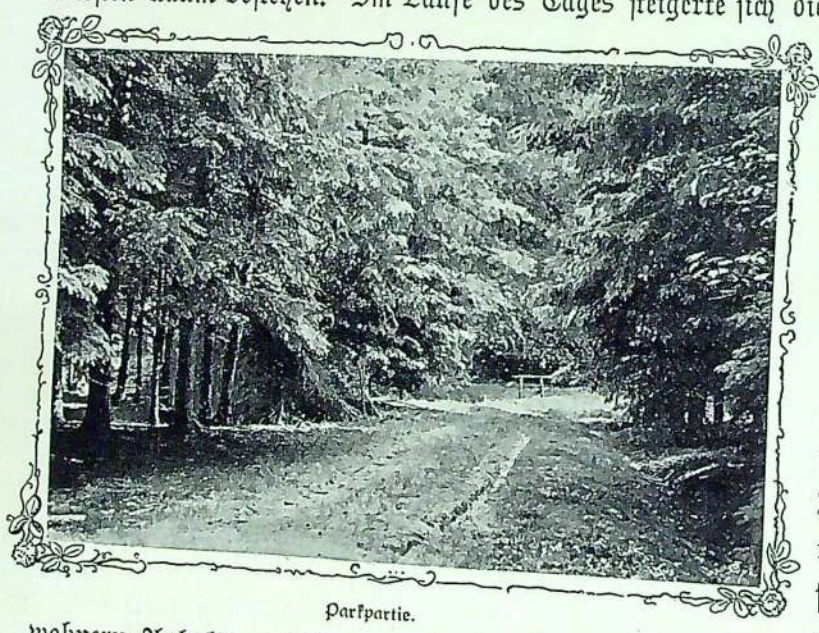
16*

von belegten und wahrscheinlich mit Margarine bestrichenen Weißbrödchen feil hielten.

Dann naheten Musikkapellen, die im Park spielen sollten, ganze Schwadronen von Radlern, vierspännige Mailcoaches mit wohlhabenden, heiter blickenden Hamburgern, Bauernwagen, auf denen ganze Dorffamilien thronten, Kaleschen und leichte Jagdwagen mit Gutsbesitzern aus der Nähe und Ferne. Jeder Zug brachte außerdem endlose Schaaren von Männern, Frauen und Kindern von Hamburg und anderen Orten her.

Ueberall leierte und dudelte es zwischen der festlich geputzten Menge, deren frische Festlaune das prächtige Frühlingswetter, der leuchtende Sonnenschein nur erhöhen konnte. Verhüllte sich aber der Himmel mit Wolken und kamen Regenschauer, so gab es in den Zelten und Gärten ein um so wackreres Zechen. Getrunken wurde überhaupt viel, denn jeder glaubte, ohne sein Gesundheittrinken könne das Fortleben des Fürsten kaum bestehen. Im Laufe des Tages steigerte sich dies noch. Umfangreiche Veranstaltungen hatte das „Landhaus", das einzige Hotel des Ortes, gemacht. In Haus und Garten bewegte sich ein ganzes Regiment von angenommenen befrackten Kellnern und sorgte höflich und friedlich für die Bedürfnisse der Hungrigen und Durstenden. War der Regen vorüber, so wimmelte es augenblicklich wieder auf allen Wegen und auf den Feldern von den Unermüdlichen und Erwartungsfrohen.

Friedrichsruher Polizei.

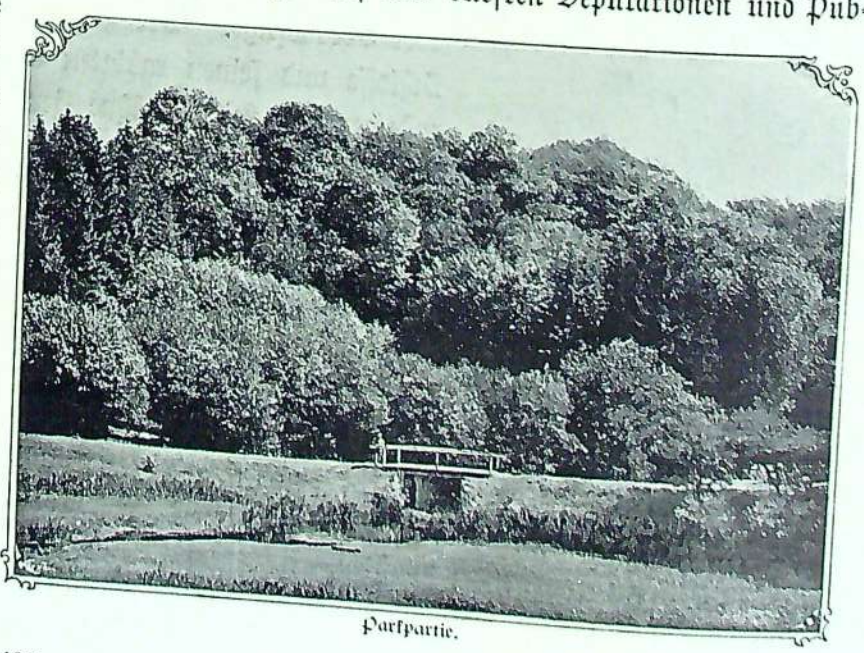


Parkpartie.

An den Tannenzweiggewinden, welche in der Allee vom Bahnhofe bis zum Parkthor die bekränzten und bewimpelten Masten verbanden, schaukelten und schwangen bunte Papierlaternen, und von leichtem Luftzug bewegt, weheten die überall aufgesteckten Banner und Fahnen. Besonders machte sich bemerklich die am Waldesrande hochgelegene und mit Vorgarten umgebene Specht'sche Villa, in deren Nähe die von Bewohnern Anhalts errichtete, im Hüttenwerk Mägdesprung im Harz modellirte und gegossene Hirschgruppe sich erhob. Hier ragten riesige Masten empor und grüßten weithin mit ihrem Schmuck von Fahnen und Blumengewinden.

In all dies Festgewirr tönte der Vogelsang im Park, dessen wundervolle Baumgruppen und lauschige Plätze das Entzücken jedes Naturfreundes hervorriefen. That sich nun endlich das Parkthor auf und durften Deputationen und Publikum dem Schlosse nahen, so schien es, als wären auf die hereinflutende Menge von allen Seiten, vom Schlosse, von den Fenstern, selbst von Stehleitern herab kleine und große Geschützmündungen gerichtet, das waren die photographischen Apparate, welche von den bildlichen Copirern der Jetztzeit nach ihrer kühnen, ja halsbrecherischen Weise in athemloser Hast aufgestellt wurden. Mancher der im Gedränge unsanft Geschobenen machte flugs „ein freundliches Gesicht", weil er glaubte, soeben „abgenommen" zu werden.

Jeder, der den Park zum ersten Male betrat, fühlte eine Art von frommen Schauers über sich rieseln. Dieses Heim also, dieses Stillleben war das Ziel der Sehnsucht des eisernen, viel geplagten Kanzlers gewesen, als er vor Jahren in einer Reichtagsverhandlung äußerte, „er



Parkpartie.

Begrüßung durch Offiziere und Damen.

habe oft davon geträumt, im Alter seinen Garten pflegen zu können".

Wenigen war es in der letzten Zeit vergönnt gewesen, den Park zu betreten, denn nach langer Geduld und Nachsicht gegen Rücksichtslose war dem Fürsten nichts anderes übrig geblieben, als den Eintritt zu verbieten. Was ihn zu diesem Verbot bewogen hatte, kann man aus ein paar Vorfällen entnehmen. Einmal begegnete er mehreren jungen Damen, die, als wäre hier alles erlaubt, die Blätter von den Zweigen rissen und sich Kränze und Guirlanden zum Schmuck daraus machten. Der Fürst sprach seine Mißbilligung aus und wies darauf hin, daß, „wenn jeder Besucher nur ein Blatt aus dem Garten mitnehmen würde, bald nicht mehr Blätter hier übrig blieben als Haare auf des Kanzlers Kopfe". Zu einer anderen Zeit sah er einige Herren bequem gegen einen südländischen Ziersrauch gelehnt, der dadurch nicht allein gebogen, sondern auch eingedrückt wurde. Den einen der Herren vermochte der Fürst unbemerkt von rückwärts zu erreichen. Die buschigen Augenbrauen mißmutig zusammengezogen, klopfte er ihn fühlbar auf den Rücken und sagte in bestimmtem Tone: „Wenn Sie wüßten, welche Mühe es erfordert, einen solchen Strauch zu ziehen, würden Sie sich nicht so dagegen lehnen".

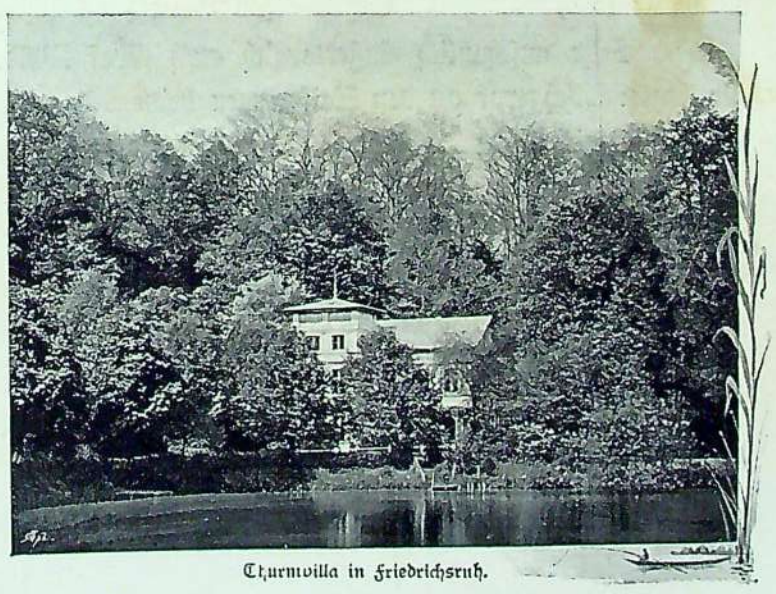
Allein trotz der schonenden Abwehr solcher Rücksichtslosigkeiten, verminderten diese sich nicht, so daß zuletzt der öffentliche Besuch der größeren Theile des Parks verboten wurde, bis endlich jeder Eintritt unterlassen werden mußte. Für die oft von weit her gekommenen Besucher von Friedrichsruh war dies ein schwerer Schlag. Glücklicherweise fanden sie aber doch noch Gelegenheit den Fürsten zu sehen und zwar in Wald und Feld. Trafen sie ihn hier, so pflegte er besonders leutselig zu sein, manchmal sprach er die ihn Grüßenden von selbst an.

Nachdem der Park abgeschlossen worden war, hatte der Fürst die ersehnte Ruh, die ihm außerdem einmal Lehrer und Schüler des Hamburger Johanneums bei einem Ausflug durch den Sachsenwald mit folgendem sinnigen Distichon gewünscht hatten:

„Dir, der Frieden und Ruh den Reichen Europa's gegeben,
Wünschen aus Friedrichsruh Frieden und Ruhe auch wir!"

Der Kanzler hatte darauf geantwortet: „Herzlichen Dank für das nach Form und Inhalt gleich wohl gelungene Distichon!" —

Sobald sich Deputationen und Neugierige vor dem Schlosse aufgestellt hatten, erschienen allmählich die Mitglieder der Bismarck'schen Familie auf der Terrasse: Die Gräfin Rantzau in crêmeweißem Kleide, die Gattinnen der Grafen Herbert und Wilhelm in zartfarbigen Trauertoiletten, die Schwester des Fürsten, Frau Malwine von Arnim, an die der Bruder von Schönhausen, Kniephof und seinen Reisen so köstliche Briefe geschrieben, sowie andere Damen der Gesellschaft, ferner die Vertreter der Deputationen, die Abgesandten der Fürsten, unter ihnen der türkische Botschafter, Graf Rantzau, Graf Henkel von Donnersmark, der englische Schriftsteller und Verfasser eines Werkes über Deutschland, Mr. Sidney Whitman, ein persönlicher Freund des Grafen Herbert, Franz v. Lenbach, Reinhold Begas und Oberst Goldammer, dessen Jagdhaus nicht weit von Friedrichsruh im Sachsenwalde liegt. Ferner traten aus dem Schlosse Dr. Chrysander, der vielbemühte Sekretär des Fürsten, wegen seines freundlichen Entgegenkommens gegen die Berichterstatter viel gesucht, der Oberförster Lange, dessen Energie sowohl als Umsicht und Liebenswürdigkeit allgemein gerühmt wurde, die jungen Söhne des Rantzau'schen Paares, frische, liebenswürdige Knaben von natürlichem, freimüthigen Wesen.



Thurmvilla in Friedrichsruh.

Unten aber auf der Wiese, welche im Osten von der Hecke, welche den Park umschließt, und von den dahinter aufsteigenden Buchenwaldhöhen eingefaßt und von dem gewundenen Lauf des Flüßchens Aue durchflossen wird, hatte sich gleichfalls eine Menge Zuschauer jeden Alters und Geschlechts aufgestellt. Leuchtend lag der Mittagssonnenschein auf den reizvollen, festlich belebten Landschaftsbildern und blitzte wider auf den blanken Messinginstrumenten der Musikkapellen. Unter Jubelrufen und

Relief aus dem Schranke der schlesischen Frauen.

Fanfaren erschien endlich der Fürst auf der Terrasse, und nun folgten sich Reden und Gegenreden, Hoch- und Hurrahgeschrei, freundliche Unterhaltung mit Einzelnen und kleine Wanderungen durch die begeisterte Menge, bis spät abends am sternenklaren Himmel die Mondsichel erglänzte und Park und Landschaft mit phantastischer Schönheit übergoß. Ja, auch dann hatte der Fürst oft noch keine Ruhe, wie an dem Tage, wo er im Widerschein der Fackeln von 7000 Hamburgern mächtig aufgerichtet jene bedeutsame Rede hielt, in der so viele pikante Schlaglichter auf die Kolonialpolitik des deutschen Reiches geworfen wurden. Dreiviertel Stunden lang hielt er dann, umgeben von seinen Söhnen und Eingeladenen, noch aus dicht vor den vorüberziehenden, ihm unaufhörlich zujubelnden und blumenstreuenden Fackelträgern und den zum Theil sehr hübschen, mit Mund und Blick ihn zärtlich grüßenden Fackelträgerinnen — ein Bild von wundersam packendem Eindruck. An diesem Abend sagte er von der Terrasse hernieder zu den stürmischen Verehrern, er sei „ein verbrauchter Mann, alt und müde, daher müsse er ihnen Gute Nacht sagen und zur Ruhe gehen". Aber grade an diesem Tage hatte er das Gegentheil bewiesen, nämlich daß sein geistiger und körperlicher Zustand ein ganz hervorragend frischer war. Ein Lebensabend in solcher Kraft ist nur wenigen Menschen beschieden.

Sehr anschaulich äußerte sich auch Graf Waldersee einem Berichterstatter der „Neuen Freien Presse" hierüber. Er sagte: „Ich war an den Kaisertagen beim Fürsten und habe sein Befinden ausgezeichnet gefunden, nur schien er mir ein wenig leichter gerührt als sonst. Derlei kommt mit den Tagen. Wir waren überrascht, ihn von Thränen übermannt zu sehen, als er des seligen Kaisers vor den Abgeordneten gedachte; und auch als er vor unserem allerhöchsten Herrn zum ersten Male sprach, brach er die Rede rasch, von Rührung gepackt, ab. Man hat diese Kürze vielfach falsch gedeutet. Des Abends aber war er munter und frisch. „Bleiben Sie!" sagte er zu mir, als ich um 7 Uhr scheiden wollte. „Ja gewiß, bleiben Sie!" meinten auch die Söhne, die mein fragender Blick traf. Und so saßen wir bis gegen 11 Uhr und ließen alte Erinnerungen wach werden.

„Der Fürst ist eine mittheilsame Natur, er will gehört sein, einen Theil seines Inneren erschließen. Er braucht dabei nicht einmal jemanden, der selbst viel zu sagen hat, dieser soll nur zu hören verstehen. Für Bismarck genügt ein Blick, irgend ein Zeichen, und sein Geist belebt sich sofort . . . Wir stehen sehr gut mit einander. Hier und da kamen wir dienstlich ins Gedränge. Wenn der Streit zu heftig wurde, fragte ich: „Darf ich Sie um 1 Uhr besuchen, Fürst?" —

„Ja!“ lautete die Antwort kurz und bündig. Ich kam, und ehe zehn Minuten verflossen waren, saßen wir bei einer Flasche Grünhauser, und wir freuten uns, daß allen Intriganten und Ohrenbläsern zum Trotz ein richtiges Einvernehmen zwischen uns nicht zu stören sei“. —

Nach jedem Tage hatte die Zahl der Geschenke in erstaunlicher Weise zugenommen, es schien, als wollten sich ihre Quellen nie „erschöpfen und leeren.“ Wer vermöchte die bei ihnen unterlaufenen Kuriosa alle zu berichten! Sie würden ein dickes erheiterndes Buch für sich bilden. Hier sollen nur ein paar stehen. Man sah unter den Geschenken eine Igelfellmütze mit sämmtlichen Stacheln daran. Nun, stachelig war der Fürst schon immer, wenn er angegriffen wurde. Er folgte darin seinem Wappenspruche:

„Das Wegekraut sollt stehen lan,
Hüt' Dich Jung, sind Nesseln dran.“

Er wird es daher nie nötig haben, seinen friedlichen Schlapphut mit der besonders kriegerischen Kopfbedeckung aus Igelfell zu vertauschen. Ein Nadelkissen war angekommen, es hatte die Gestalt eines Fliegenpilzes, und die Konditorgaben erst nahmen alle nur erdenklichen Formen an: Thüren von Chokolade, Denkmäler von Marzipan, Blumenkränze vom appetitlichsten Zuckerwerk. Ganz vorzüglich schön war der Adressenschrank der Schlesischen Frauen, sowie die schon erwähnte Hirschgruppe aus Anhalt, darstellend einen überlebensgroßen Hirsch, der zwei verfolgende Hunde angenommen hat. Den einen hat er niedergestreckt und von dem andern wird er wütend angebellt, während er selbst stolz und wild triumphirend dasteht.

Interessanter aber noch als alle diese meist sehr kostbaren Kunstwerke war eine Gabe, welche der Direktor Bellermann und die Lehrer vom Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin „dem Fürsten Bismarck zur Erinnerung an seine letzten Schuljahre am achtzigsten Geburtstag ehrfurchtsvoll überreichten“. Es war eine als Manuscript gedruckte, mit eingehenden Erläuterungen versehene Sammlung der Zensuren jenes hoffnungsvollen Schülers Otto von Bismarck. Besonders merkwürdig ist die des Fünfzehnjährigen von Johannis 1830. Da heißt es unter „Betragen“: „Im Ganzen gut. Um so befremdender war ein einmaliger Ausbruch höchster Unbescheidenheit. Auch scheint er überhaupt die seinen Lehrern schuldige Achtung aus den Augen setzen zu können.“

Das Zeugniß von Neujahr 1831 war so ausgefallen: „Aufführung: Gut; Aufmerksamkeit zuweilen von Mittheilungen an Nachbarn unterbrochen. Fleiß: Regelmäßig. Fortschritte: Lassen auf Latein und Geschichte hoffen, auch Sophokles, nicht bedeutend in der griechischen Grammatik. Lassen sich auch im deutschen Stile hoffen“. Sein Entlassungszeugniß lautete: „Leopold Otto von Bismarck u. s. w. Zeit des Schulbesuchs: Zwei Jahre. Aufführung stets anständig und wohlgebildet. Fortschritte: Latein, Griechisch, Deutsch gut u. s. w. Er wird nach Bonn und Genf gehen, um Jura und Cameralia zu studiren“. —

Jetzt erst, nach der Beschreibung von Bismarcks Besitztum und nach Schilderung der Stimmungsbilder aus den großen Festtagen, werden uns die Huldigungen in der rechten Weise anschaulich werden.

Geschenkschrank der schlesischen Frauen.

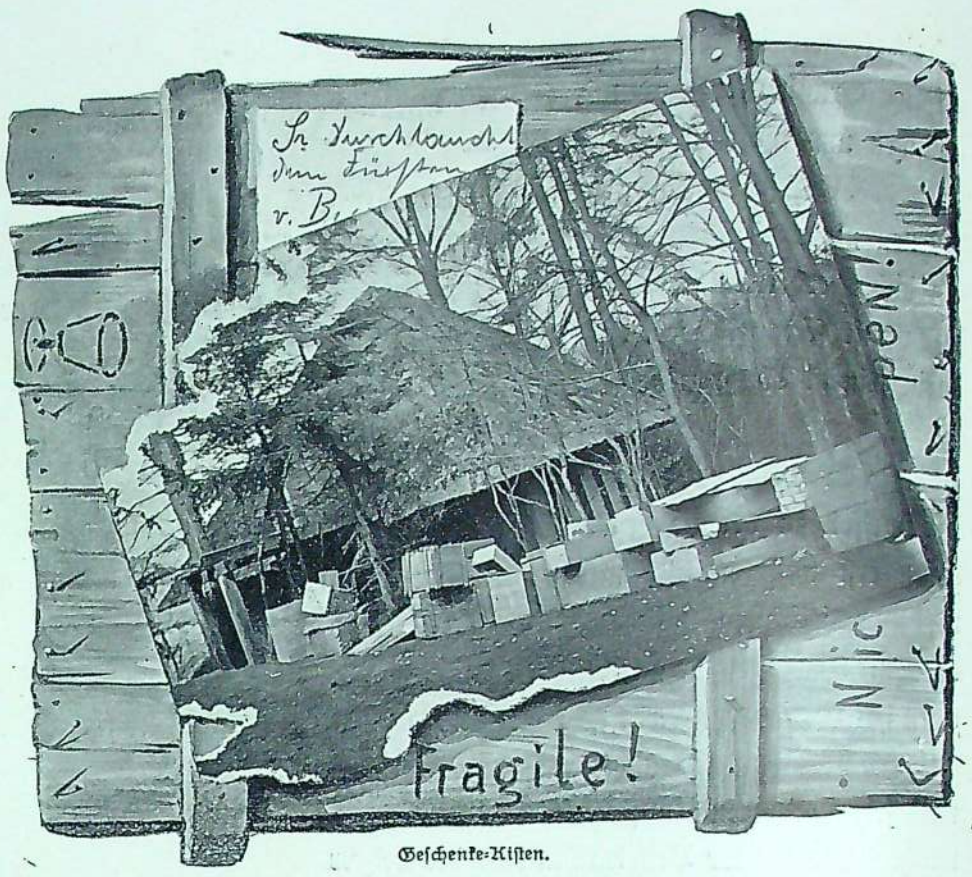
Neue Huldigungen.

Wir können hier natürlich nur die bedeutendsten der Aufmerksamkeiten, welche dem Fürsten erwiesen wurden, aufzählen. Zu ihnen gehörte in erster Linie das Telegramm des Kaisers vom 1. April, welches so lautete:

„Ew. Durchlaucht möchte Ich, wie am 26. an der Spitze der Vertretung Meiner Armee, heute nochmals tiefbewegt den Dank Meines Hauses sowie den Dank der deutschen Nation für alles das aussprechen, was Sie in segensvoller Arbeit für das Vaterland gethan haben. Gott segne und beglücke den Lebensabend des Mannes, welcher immerdar der Stolz des deutschen Volkes bleiben wird."

Ihr dankbarer

Wilhelm I. R.



Geschenke-Kisten.

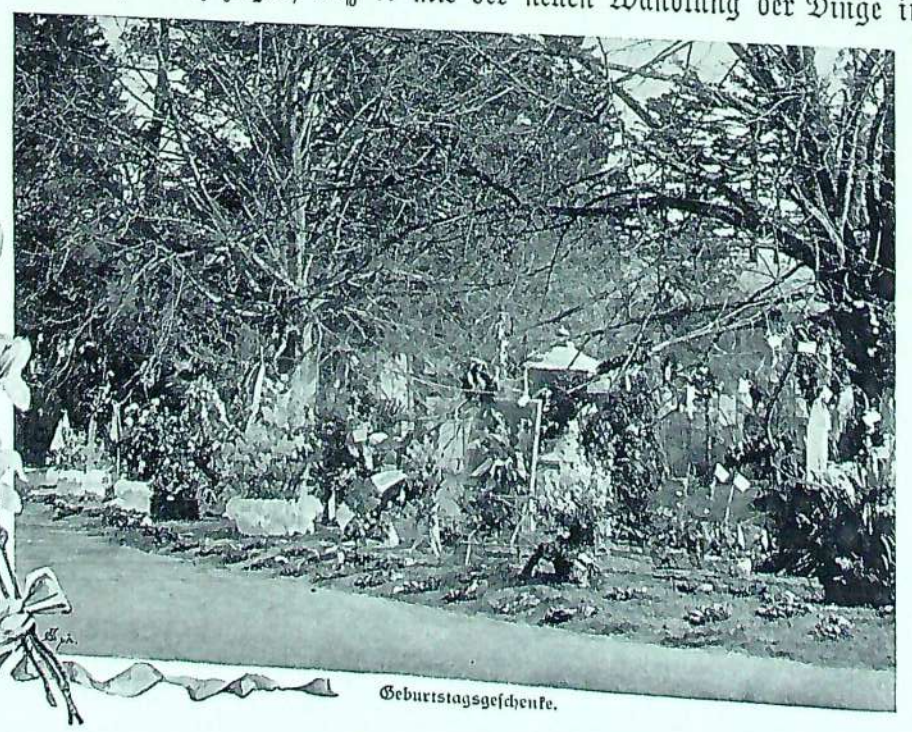
Bemerkenswerth war, was der Reichsanzeiger schrieb, der unter des neuen Reichskanzlers Caprivi Regiment gar oft eine scharfe Zurechtweisung für Bismarck gehabt hatte. In seinem Leitartikel stand:

„Fürst Bismarck vollendet heute das achtzigste Lebensjahr. Die zahllosen Beweise aufrichtiger Liebe und Verehrung, welche ihm aus diesem Anlaß von Nah und Fern, von Hoch und Niedrig in den letzten Tagen und Wochen zu Theil geworden sind, legen Zeugniß davon ab, daß die Dankbarkeit für seine unsterblichen Verdienste um Deutschlands Macht und Größe unauslöschlich in den Herzen des deutschen Volkes eingegraben ist. Möchte den heißen Wünschen für sein ferneres Wohlergehen, die heute überall, wo Deutsche zusammenwohnen, zu Gott emporsteigen, Erfüllung beschieden sein, und Deutschlands großer Sohn noch lange Jahre hindurch die Freude haben, das von ihm im Dienste seines glorreichen Heldenkaisers geschaffene Werk der deutschen Einheit immer mehr wachsen und sich befestigen zu sehen!"

Das die Interessen des neuen Reichskanzlers verfolgende Blatt hatte sich also in würdiger Weise seiner Stellungnahme zu der Geburtstagsfeier entledigt. Möchten doch die Deutschen bei noch so verschiedener Parteistellung nie vergessen, das wahre Verdienst willig und würdig anzuerkennen!

Einige Tage nachher erschien in dem amtlichen Blatte auch der Dank des Kaisers für die große Menge der Kundgebungen, die ihm aus Anlaß von Bismarcks Geburtstag zugesandt worden waren.

Hinter dem Kaiser blieben die deutschen Fürsten nicht zurück. Auch sie brachten in herzlicher Weise ihre Glückwünsche dar. Aber es sollte hier ein drolliges Vorkommniß nicht fehlen, denn von den fürstlichen Gratulanten hatte sich ausgeschlossen Heinrich XXII., der Gebieter über die reuß-greizischen Lande. Der Herrscher aus diesem kleinen Fürstenhause, in welchem die Frömmigkeit ebenso sehr gepflegt wird als eine von allen Deutschen gänzlich abweichende deutsche Gesinnung, wollte öffentlich zeigen, daß er mit der neuen Wandlung der Dinge im Reich, welche Bismarck geschaffen und Fürsten und Völker herbeigesehnt hatten, nicht zufrieden sei. Er gehörte zu denen, von welchen man in Bezug auf die stetig fortschreitende Zeit sagen kann: „Sie haben nichts gelernt und nichts vergessen!"



Geburtstagsgeschenke.

Einige Telegramme aus dem Kreise der Fürsten sollen wegen ihrer Herzlichkeit hier ihre Stellung haben.

Telegramm des Königs Wilhelm von Württemberg.

„Ich kann mir nicht versagen, auch auf diesem Wege Ew. Durchlaucht meine wärmsten und aufrichtigsten Glückwünsche zu senden, treu eingedenk aller unauslöschlichen, der Geschichte eingegrabenen Thaten Ew. Durchlaucht für das geeinte Vaterland, wie des besonderen Wohlwollens, dessen ich mich in allen Lagen zu erfreuen hatte. Möge Ihnen Gott noch eine lange Reihe froher und gesunder Jahre bescheiden!"

Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt. — Druck Julius Sittenfeld, Berlin.

Schloß Marzin

Verlag und Copyright 1896 The Werner Company, Chicago.

n im Herbst.

Widmungsgruß der schlesischen Frauen und Jungfrauen an den Fürsten von Bismarck.

Von den weiten grünen Gefilden,
Von den Bergen, von den Wäldern,
Aus Germaniens treuem Herzen
Rief uns Frau Silesia selbst.

Sie entsandt zum fernen Lande
Uns, o Fürst, zu Friedrichsruh,
Denn es weint Schlesiens Frauen
Dir Glück auf für immer zu!

Grüße Dich Gott, erhabener Kanzler!
Grüß Dich Gott durch Schlesiens Aar!
Möcht der Herr Dein Haus im Frieden
Und Dein Schild sein in Gefahr!

Nächstes Du in meine Stimme hören,
Sicher wär die deutsche Welt,
Stünde dann noch einmal wieder
Mit dem Schwert Dich, großer Held!

Wir entzweien alle Feinde
Mit der Weisheit, mit dem Mark!
Sei und bleibe noch für lange
Unser Schützer, unser Hort!

Auch die Frauen Schlesiens danken
Dir den Frieden in dem Land,
Und den Schutz der treuen Heimath,
Den der Herr durch Dich gesandt.

Aber noch es fehlt der Engel,
Der Dir leer zur Seite steht.
Sei gewiss! Er bleibt Dir nahe,
Als Dein Schutzgeist im Gebet.

Wie ein Vorbild soll sie glänzen,
Die als echte Frau man kennt,
Und an Deiner Seite stehen
Wird sie stets am Firmament.

Beugen wollen wir die Kniee,
Flehen zum Heiland für Dich flehn,
Und er wird Dir Segen spenden,
Frieden Dir ins Herze wehn!

Ehr' mit seidnen, bunten Bändern
Uns Germania Eichen weiht,
Denn durch ihre Künste wollte
Frau Silesia Dich erfreun.

Wenn sie nun in Huld und Güte
Von den Rädchen und den Frauen,
Sollst Verehrung nun und Liebe
Auch des Schlesiens Herzen schaun.

Als durch Deinen kühnen Mannen
Unsre Stiftung stolz erblühn!
Sie wird manche Thräne trocknen,
Mancher Herr die Gabe ziehn.

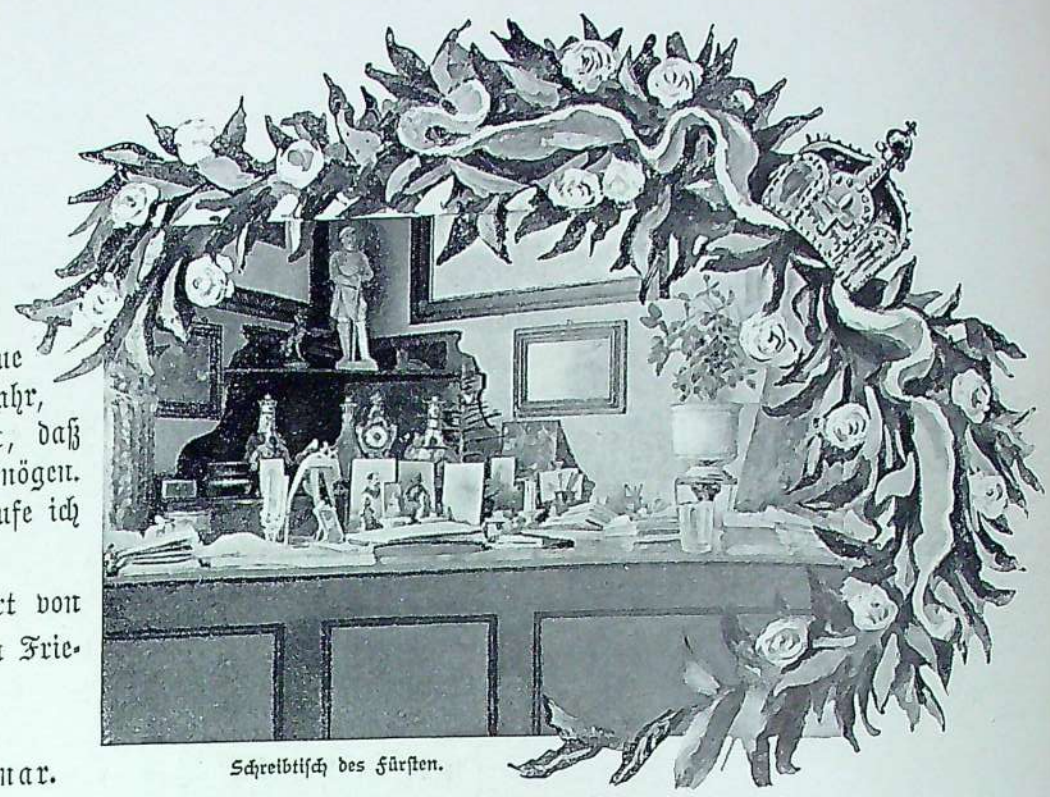
Auch stets wird man Dein gedenken
Viele Jahrhunderte noch hier.
Höher wird Dein Name leuchten
Fort und fort als Siegspanier!

Eine von Schlesien.

Der geschäftsführende Ausschuss des Schlesischen Damen-Comités zur Feier des 80. Geburtstages des Fürsten von Bismarck.

Auguste Haalh geb. Liebe — Thérèse Dahn geb. Freiin von Droste-Hülshoff — Ida Freiin von Seherr-Thoss — Anna Stollmann geb. Hesse — Emma Kratz — Bertha Schlesinger — Caroline Freifrau von Gleichen-Russwurm — Hedwig Herzogin von Ratibor — Mathilde Gräfin Stolberg — Julka von Tiele-Winckler geb. von Lepel — Minna Stillenberg-Reichenbach geb. Gerhardt — Louise Fuhrmann geb. Reinken — Louise Fuhrmann-Lüttwitz geb. Blanert — Marie Gräfin Matuschka-Greiffenclau — Agnes von Zedlitz-Neukirch — Elisabeth Freifrau von Richthofen — Sophie Freifrau von Richthofen — Oscar Tietz — Magda Geisler — Paula Heinrich — Antoinette von Heinitz — Helene Hellwig geb. Krause — Emma Stollmann geb. Hesse — Emma Kratz — Paula Güttler geb. Kleinmann — Bertha Schlesinger — Minna Scherbening geb. Mause — Franziska Schneider geb. Siebel — Louise Fuhrmann-Lüttwitz geb. Blanert — Mathilde Gräfin Stolberg — Julka von Tiele-Winckler geb. von Lepel — Minna Stillenberg-Reichenbach geb. Gerhardt — Louise Fuhrmann geb. Reinken

Adresse aus dem Geschenkschrank der schlesischen Frauen.



Schreibtisch des Fürsten.

Telegramm
des Großherzogs Friedrich von Baden.

„Die Großherzogin und ich bringen Ihnen treue Segenswünsche beim Eintritt in ein neues Lebensjahr, einen wichtigen Lebensabschnitt, von dem wir hoffen, daß noch lange Jahre in Gesundheit und Kraft nachfolgen mögen. Nochmals (wie gelegentlich seines Besuchs, d. Verf.) rufe ich Ihnen zu — so Gott will auf Wiedersehen!"

Der Großherzog sowohl als der König Albert von Sachsen hatten bereits ihre Glückwünsche persönlich in Friedrichsruh dargebracht.

Telegramm
des Großherzogs Carl Alexander von Weimar.

„Obgleich meine herzlichsten Wünsche dem heutigen Tage längst schriftlich vorauseilten, so ist es doch meinem Herzen Bedürfniß, in den heutigen Jubel mit einzustimmen, während alle Fahnen wehen und die ganze Bevölkerung in Dankbarkeit und Verehrung Ihnen huldigt. Gott lasse Sie beides durch das Bewußtsein recht genießen, das Beste gewollt, das Mögliche geleistet zu haben. Gottes Segen sei auf Ihnen und auf Ihrem Werk. Er wird nicht ausbleiben, wenn das Vaterland beides in aller Wahrheit will und thut."

In seinem Kindesalter hatte Großherzog Carl Alexander den Befreier der deutschen Literatur von unwürdigen Fesseln, den herrlichen Goethe, beglückwünschen können, nun war es ihm vergönnt, die Jubelglückwünsche darzubringen dem Befreier des staatlichen Deutschlands von äußerer und innerer Knechtung.

Telegramm des Herzogs Ernst von Sachsen-Altenburg.

„Indem ich Ew. Durchlaucht die herzlichsten Glückwünsche zu Ihrem Geburtsfeste darbringe, gebe ich mit allen Altenburgern, die treu zu Ihnen stehen, der Hoffnung Raum, daß Gott der Herr Sie uns noch lange erhalten möge."

Ungeheuer groß war die Zahl der Zuschriften aus allen Ländern der Erde. Vom 25. März bis zum 2. April liefen etwa 450,000 Postkarten, Briefe und Drucksachen ein, außerdem 979 gewöhnliche Packete und 205 Werth- und Einschreibepackete. Weit größer aber war die Zahl der Sendungen, welche vor und nach der angegebenen Zeit eingingen. Das Verzeichniß der später in Berlin veranstalteten Ausstellung von Bismarckgeschenken erreichte ungefähr 1200 Nummern, und dazu waren nur die geeigneten ausgewählt worden. Hierzu kamen noch 9815 Telegramme mit 329,367 Worten. Es war demnach ein ganz außergewöhnlich starker Postverkehr in Friedrichsruh. Zwölf Hilfsbeamte waren erforderlich, und diese mußten Tag und Nacht arbeiten, denn sie mußten auch noch die 1600 Telegramme mit 123,893 Worten, welche von Friedrichsruh abgeschickt wurden, bewältigen. Zu diesem Zwecke waren mit Hamburg fünf, mit Berlin vier unmittelbare Telegraphenverbindungen hergestellt worden. — Der eigenhändig niedergeschriebene Dank Bismarck's wurde in tausendfachen Briefen versandt. Die Abdrücke waren so vorzüglich ausgeführt, daß jeder glauben konnte, er habe die echte Handschrift des Fürsten erhalten.

Bücherschrank in Friedrichsruh.

Außerdem aber ließ Bismarck noch in den „Hamburger Nachrichten" folgenden Dank veröffentlichen:

„Aus allen Theilen Deutschlands und von Deutschen und Fremden im Auslande, namentlich von Bürgern der Vereinigten Staaten Amerikas, sind mir zu meinem Geburtstage so viele Glückwünsche zugegangen, daß ich zu meinem lebhaften Bedauern nicht im Stande bin, jedem Einzelnen dafür zu danken. Ich bitte deshalb meine Freunde, für ihre wohlwollenden Begrüßungen und Wünsche meinen herzlichen Dank in dieser Veröffentlichung entgegenzunehmen, und verbinde damit den Ausdruck der Hoffnung, daß Sie das Ausbleiben einer schriftlichen Antwort entschuldigen werden.

v. Bismarck."

Trotz dieses öffentlichen Dankes hatten aber doch noch Tausende schriftliche Antworten erhalten. Man kann sich denken, welche Menge von Post- und Telegraphengebühren dazu erforderlich waren. Läßt es sich doch berechnen, daß Fürst Bismarck jedes Jahr etwa fünfhundert Mark dafür ausgiebt.

Ehrenbürgerbrief der sächsischen Städte.

Ungemein groß war die Menge der Verleihungen des Ehrenbürgerrechts. Folgende 394 Ortschaften machten den Fürsten zu seinem achtzigsten Geburtstage zu ihrem Ehrenbürger:

Adorf — Allstadt — Altena — Altenberg — Altenburg — Altona — Andernach — Annweiler — Arenborn — Arendsee — Arneburg — Arnstadt — Arolsen — Aue — Auerbach — Bacharach — Baden — Bärenstein — Barmen — Barntrup — Bautzen — Bayreuth — Berggießhübel — Bergneustadt — Bergzabern — Berka a. J. — Bernstadt — Bismark (Altmark) — Blankenhain — Blomberg — Bonn — Borna — Brand — Brandis — Braunfels — Braunschweig — Bruchsal — Buchholz — Burg — Burgstädt — Burguffeln — Burscheid — Buttstädt — Calbe a. M. — Calden — Callenberg — Camburg — Carlsdorf — Clontze — Coburg — Cölleda — Colditz — Crefeld — Crimmitschau — Cronenberg — Deidesheim — Deisel — Dessau — Detmold — Dinslaken — Dippoldiswalde — Döbeln — Dohna — Düren — Dürkheim — Düsseldorf — Eberschütz — Edenkoben — Ehrenfriedersdorf — Ehrsten — Eibenstock — Eisenach — Elberfeld — Elmshorn — Elsterberg — Elstra — Elterlein — Ems — Erfurt — Ernstthal — Ersen — Falkenstein — Frankenberg — Frankenthal — Frauenstein — Freiberg — Freiburg i. Br. — Friedrichsdorf — Friedrichsfeld — Friedrichroda — Frohburg — Fürstenwalde — Gardelegen — Geising — Geithain — Gehren — Gera — Gehringswalde — Germersheim — Gewissenruh — Geyer — Gieselwerder — Glashütte — Glauchau — St. Goar — Gotha — Gottleuba — Gottsbüren — Gottstreu — Gräfrath — Greiz — Greußen — Griemelsheim — Grimma — Groitzsch — Großbreitenbach — Großenhain — Grünhain — Grünstadt — Gummersbach — Günzburg — Hainichen — Halle a. S. — Haueda — Hartenstein — Hartha — Havelberg — Heidelberg — Heisebeck — Heldburg — Herford — Hildburghausen — Hilden — Hirschberg a. d. S. — Höchst a. M. — Hof — Hohenkirchen — Hohenstein — Hohnstein — Holzhausen — Hombressen — Homburg (Pfalz) — Horn — Hornbach — Hückeswagen — Hümme — Ilmenau — Isselburg — St. Johann a. d. S. — Johanngeorgenstadt — Jöhstadt — Kalk — Kamenz — Karlsruhe — Kaufbeuren — Kelze — Kempten — Kettwig — Kirchberg (Kgr. Sachsen) — Kirchberg (Rheinpr.) — Kirn — Kitzingen — Koblenz — Kohren — Königsbrück — Königsee — Königstein — Konstanz — Kreuznach — Kusel — Lage — Lahr — Lamerden — Lambrecht — Landau — Langenberg — Langensalza — Langenthal — Langewiesen — Lauenburg — Lauenstein — Lausigk — Lauterecken — Leichlingen — Leisnig — Lemgo — Lengefeld — Lengenfeld — Lennep — Leutenberg — Lichtenstein — Liebstadt — Limbach — Lindau — Lippoldsberg — Löbau — Lobenstein (Reuß) — Lommatzsch — Lößnitz — Lüdenscheid — Ludwigshafen — Lunzenau — Lüttringhausen — Magdala — Malstatt-Burbach — Mannheim — Marburg — Marienberg — Mariendorf — Markneukirchen — Markranstädt — Meerane — Meiderich a. Rh. — Meimbressen — Meiningen — Meißen — Memmingen — Merzig a. d. Saar — Mettmann — Mittweida — Mölln — Moers — Mügeln — Mühltorff — Mülheim a. Rh. — Mülheim a. d. Ruhr — München — München-Gladbach — Münstereifel — Mutzschen — Mylau — Nauenburg a. S. — Naunhof — Nerchau — Netzschkau — Neuburg a. D. — Neumünster — Neusalza — Neustadt a. d. Orla — Neustadt (Sachsen) — Neustadt (Holstein) — Neustädtel — Neuwied — Niedermeiser — Nördlingen — Nossen — Oberhausen — Obermeiser — Obermoschel — Oberwesel — Oberwiesenthal — Odenkirchen — Oedelsheim — Oederan — Oggersheim — Oelsnitz — Ohrdruf — Orsoy — Oschatz — Ostheim — Ostheim v. d. Rhön — Otterberg — Ottweiler — Pausa — Pegau — Penig — Pforzheim — Pirmasens — Pirna — Plauen — Pößneck — Polzin — Pulsnitz — Rabenau — Radeberg — Radeburg — Radevormwalde — Ranis — Regensburg — Regis — Reichenbach — Remagen — Remda — Remscheid — Rheydt — Riesa — Rochlitz — Roda (S.-A.) — Rodach — Ronsdorf — Roßwein — Rostock — Rötha — Ruhla — Ruhrort —

Der Remscheider Ambos.

Adresse der Pfälz. Städte.

Adresse Innsbruck.

X. Jahrgang. 1895. No. 13.

Preis der Einzelnummer 20 Pf.

LUSTIGE BLÄTTER

Verlag: Dr. Otto Eysler.

Humoristische Wochenschrift.

Redaction: ALEX. MOSZKOWSKI. M. Kraemer. A. Gottwald.

Abonnement pr. Quartal Zwei Mark und Porto, Ausland Drei Mark incl. Porto. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen, Postanstalten (Z.-No. 4233) und bei der Expedition: Berlin SW., Charlottenstrasse 11.

Zu Bismarck's 80. Geburtstag.

Germania:

Wie ist mir doch um's Herz so wunderbar,
O Vater, heut bei all den Huldigungen!
Dich zu begrüssen naht des Volkes Schaar,
Mit frischem Lorbeer wird Dein Bild umschlungen;

Heut ruht der Hader, der Parteien Streit,
Die Dankbarkeit kann unumschränkt regieren,
Ich, Deine Tochter, darf Dir freudig heut
Im Namen aller Deutschen gratuliren!

Bismarck:

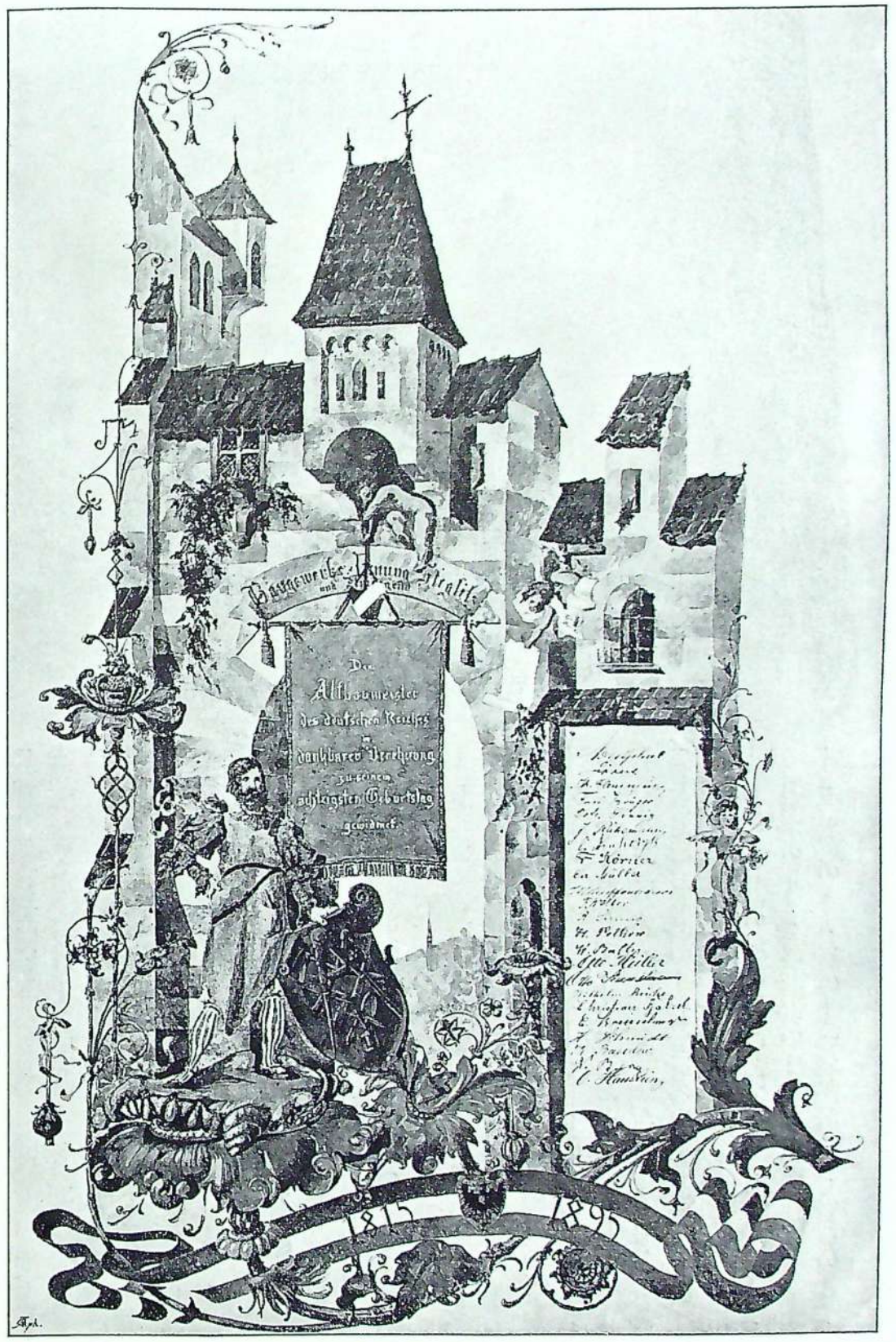
Dein Wort, o Kind, geht meinem Herzen nah',
So wirkte ich, so kämpft' ich nicht vergebens,
Erblick' ich doch in Dir, Germania,
Das treue Abbild meines eig'nen Lebens!

Du kommst zu mir, in voller Pracht erblüht,
Du sprichst zu mir mit Anmuth und mit Würde,
Und wenn mein Auge in das Deine sieht,
Dann wird mir leicht des hohen Alters Bürde.

Untrennbar sind wir bis zum letzten Tag:
Lass mich gerührt die Hand aufs Haupt Dir pressen!
Das Schicksal bringe, was es bringen mag,
Ich weiss es wohl: Du wirst mich nie vergessen!

Titelblatt der Wochenschrift „Lustige Blätter".

Adresse des Hessischen Bezirksvereins deutscher Ingenieure.



Adresse der Baugewerke-Innung (Steglitz).

Sachsa — Salzuflen — Salzwedel — Sayda — Schachten — Schandau — Scheibenberg — Schellenberg — Schlawe — Schleiz — Schlettau — Schleusingen — Schmalkalden — Schmölln — Schneeberg — Schöneberg — Schöneck — Schwalenberg — Schwarzenberg — Schweinfurt — Schwerin (Mecklenb.) — Schwetzingen — Sebnitz — Siebenlehn — Sielen — Simmern — Sömmerda — Sobernheim — Solingen — Sondershausen — Speier — Stammen — Stadtsulza — Stendal — Stollberg i. S. — Stolpen — Strehla — Stromberg — Tangermünde — Taucha — Tennstedt — Thamsbrück — Tharandt — Themar — Thum — Trarbach — Trebbin — Trebsen — Treuen — Trier — Udenhausen — Ulm — Unterwiesenthal — Uerdingen — Vaake — Vacha — Veckerhagen — Velbert — Vernawahlshausen — Wachenheim — Wald — Waldenburg — Waldershausen — Waldheim — Wasungen — Wehlen — Weida — Weimar — Weißenberg — Weißenfels — Werben — Werdau — Wermelskirchen — Wesel — Westuffeln — Wetzlar — Wildenfels — Wilhelmshaven — Wilsdruff — Witten — Wolfstein — Wolkenstein — Wülfrath — Wurzen — Xanten — Zeitz — Zeulenroda — Zittau — Zöblitz — Zossen — Zschopau — Zweibrücken — Zwenkau — Zwergen — Zwickau — Zwönitz. — Die Städte der Rheinpfalz aber, Sachsen-Thüringens und des Königreichs Sachsen schickten Sammel-Ehrenbürgerbriefe.

Bergischer Bezirksverein deutscher Ingenieure.

Hierzu kamen die Ernennungen zum Ehrenmitgliede folgender Vereine und Körperschaften: Der Allgemeine Deutsche Sprachverein in Berlin — der Gesangverein „Apollo“ zu Neuenhain im Taunus — die Kupferschmiede-Innung zu Berlin — die Schlächter-Innung zu Berlin — der deutsche Fleischer-Verband — die Königl. preußische Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt — der Verein zum Schutze der Vogelwelt in Merseburg — der Central-Verein für die Hebung der deutschen Fluß- und Kanal-Schifffahrt — der Bund der Berliner Grundbesitzer-Vereine — der Verein deutscher Eisenhüttenleute in Düsseldorf — die Kriegerkameradschaft Hassia in Darmstadt — der Krieger-Verband Hessen-Nassau in Frankfurt a. M. — das Uniformirte Veteranen- und Landwehr-Corps in Frankfurt a. M. — der Kriegerverein in Gronau in Westfalen — der Hamburger Krieger-Verband — der Kgl. Sächs. Militär-Invaliden-Verein in Dresden — der Marine-Verein in Kiel — der Krieger-Verein Metz in Reinickendorf — — der Kriegerverein in Bad Wildungen — der deutsche Krieger-Verein in Denver (Colorado) — der Verein ehemaliger Kameraden des 2. Armeecorps zu Stettin — der Vaterländische Verein in Leipzig — der Schützen-Verein in Sudenburg — die Fechtverbindung „Deutsche Klinge“ in Wien — der Gesellige Verein der Dörr'schen und Reinhardt'schen Lederwerke in Worms a. Rh. — der Werkmeister-Bezirks-Verein in Zwickau — der Alldeutsche Verband zu Berlin — der Krieger-Verein zu Metz — der Verein Berliner Künstler zu Berlin — der Deutsche Künstler-Verein zu Rom — die Engere Vereinigung im Kreis-Verein Leipzig des Verbandes deutscher Handlungs-

Verein deutscher Ingenieure.

Breslauer Bezirksverein deutscher Ingenieure.

gehilfen zu Leipzig — der Königl. Sächs. Krieger-Verein zu Falkenstein i. Vogtl. — der patriotische Krieger-Verein „Fürst Bismarck“ zu Berlin — der Badische Militär-Vereins-Verband zu Freiburg i. B. — der Verband der Militär-Vereine des südwestlichen Holstein — der Verein gedienter Jäger und Schützen zu Essen — der deutsche Männer-Gesang-Verein zu New-York — der deutsche Kriegerbund „Bezirk Schleswig“ zu Flensburg — der Königl. Sächs. Militär-Vereins-Bund zu Dresden — die Vereinigung der Reserve- und Landwehr-Officiere des Bezirks I zu Darmstadt — der Deutsche Krieger-Verein zu Chicago — die Deutsche Section des National-Verbandes „Rothes Kreuz“ zu Milwaukee — der Verein ehemaliger Artilleristen zu Köln — die Kriegerkameradschaft Kaiserslautern — der Berleburger Schnupf-Verein — der Krieger-Verein Mülhausen — der Kegelclub zu Altgersdorf in Sachsen — der Garde-Verein zu Köln.

Wie die unserem Texte beigefügten Bilder zeigen, waren die Adressen, deren Zahl sich auf viele Hunderte belief, meist wirklich künstlerisch ausgestattet.

Außerdem aber begrüßte die ganze Welt die eigenartige Feier des 1. April als ein Ereigniß ersten Ranges. Der New-Yorker „Herald“ ließ sich lange Spalten telegraphiren. Und um nur eine Stimme der Presse zu hören, so feierte Harpers Weekly den Tag mit folgenden Worten:

„Der 1. April 1895 wird in Deutschland lange noch als ein Tag von größtem historischen Interesse in Erinnerung bleiben. Die Banner flatterten in den Lüften, die Feuer leuchteten von den Bergesspitzen, die öffentlichen Fest- und Fackelzüge wanden sich durch die Straßen jeder Stadt des Vaterlandes, die Festmähler und feierlichen Veranstaltungen nicht nur durch Deutschland, sondern in allen Ländern, wo Deutsche wohnen, von beredten Lobreden widerhallend, die endlosen Abordnungen von Städten und Dörfern, von Universitäten, kaufmännischen Körperschaften und von Landbewohnern sich auf die Eisenbahnen drängend und nach Friedrichsruh eilend, und die Postwagen schwer beladen mit Glückwunschbotschaften von jedem Theile der Erdkugel — alles zu Ehren des 80. Geburtstags des Fürsten Bismarck — haben ohne Zweifel in hohem Maße eine persönliche Bedeutung. Das deutsche Volk ist dem Manne, welcher die Einheit der deutschen Nation, welche während mehrerer Generationen nur ein sentimentaler Traum war, zur Wirklichkeit gemacht, das deutsche Kaiserreich geschaffen und es in die erste Reihe der Großmächte versetzt hat, im tiefsten Herzen dankbar. Er hat mehr als irgend ein Mann des modernen Zeitalters die Selbstachtung der Deutschen gehoben, namentlich dadurch, daß er in seiner gewaltigen Persönlicheit jene Eigenschaften, von welchen man glaubte, daß sie dem deutschen Charakter fehlen, — die Macht kühner Initiative, wuchtiger Thatkraft in sich vereinigt.“

Die Menschen aller gebildeten Länder schienen sich zu freuen, daß wieder einmal Jemand die Mittelmäßigkeit so riesenhoch überschritten hatte.

Bund der Landwirthe.

Empfang denkwürdiger Abordnungen.

Wegen der Ruhe des Fürsten unterblieben einige Tage die Empfänge größerer Abordnungen. Wichtig wurde dann wieder am 8. April wegen der Rede des Fürsten das Erscheinen von 400 Lehrern höherer Lehranstalten Preußens in Friedrichsruh. In zwei Sonderzügen trafen die Herren, welche vielfach ihre Damen bei sich hatten, mittags 1 Uhr ein. Es war jedoch schlechtes Wetter, so daß vom Fürsten Bismarck die große Empfangshalle zur Begrüßung in Aussicht genommen wurde. Schnell wurde hier ein Podium aufgestellt für den Fürsten. Doch das Wetter hellte sich allmählich auf, und als die Halle bis auf den letzten Platz gefüllt war, ließ Bismark die Gäste bitten, lieber im Park vor dem Balkon Aufstellung zu nehmen. Nachdem die Neuordnung geschehen, erschien der Fürst auf dem Balkon, bekleidet mit einem langen, schwarzen, am Halse geschlossenen Mantel und auf dem Kopfe den schwarzen Schlapphut. Stürmischer Beifall empfing ihn. Er forderte die Menge auf, sich die Häupter zu bedecken. Alsdann hielt Professor Jäger-Köln eine erhebende Ansprache und überreichte eine Adresse mit prachtvoller, künstlerisch ausgeführter Votivtafel, in deren Mitte eine Germania in Emaille zu sehen war. Hierauf erwiderte der Fürst mit folgender inhaltvoller Rede:

Meine Herren! Ich danke Ihnen zunächst herzlich für die Adresse, die ich soeben gehört habe, und wende mich dann an unsre Commilitonen — aber ich bitte Sie, sich zu bedecken, ich bin selbst alt und kahl genug, um zu wissen, was das heut heißt im bloßen Kopfe!

Meine Herren! Die Ehre, die Sie mir erweisen, bildet einen Bruchtheil der mannigfaltigen Auszeichnungen, die mir heutzutage aus allen deutschen Landen und darüber hinaus zu Theil werden, und zwar mir als dem Erben meiner Mitarbeiter von der Zeit Kaisers Wilhelms I. Ich stehe mit denen gewissermaßen in dem Verhältniß eines Tontine*)-Vertrags: der Ruhm der Absterbenden erbt auf die Ueberlebenden zusammen (Rufe: Nein! Eigener Ruhm!), und so fällt auch mir, der ich entweder jünger zur Arbeit gekommen bin oder langlebiger geschaffen bin, ein Antheil an der Gesammtheit des Ruhmes meiner Mitarbeiter mit in das Credit hinein. Wenn ich das nicht so auslegen könnte, so würde es überwältigend und demüthigend auf mich einwirken wie eine Ueberschätzung. Ich habe als Einzelner meine Schuldigkeit in meinem Dienste gethan als meines Königs Mitarbeiter und Gottes Segen hat es gedeihen lassen.

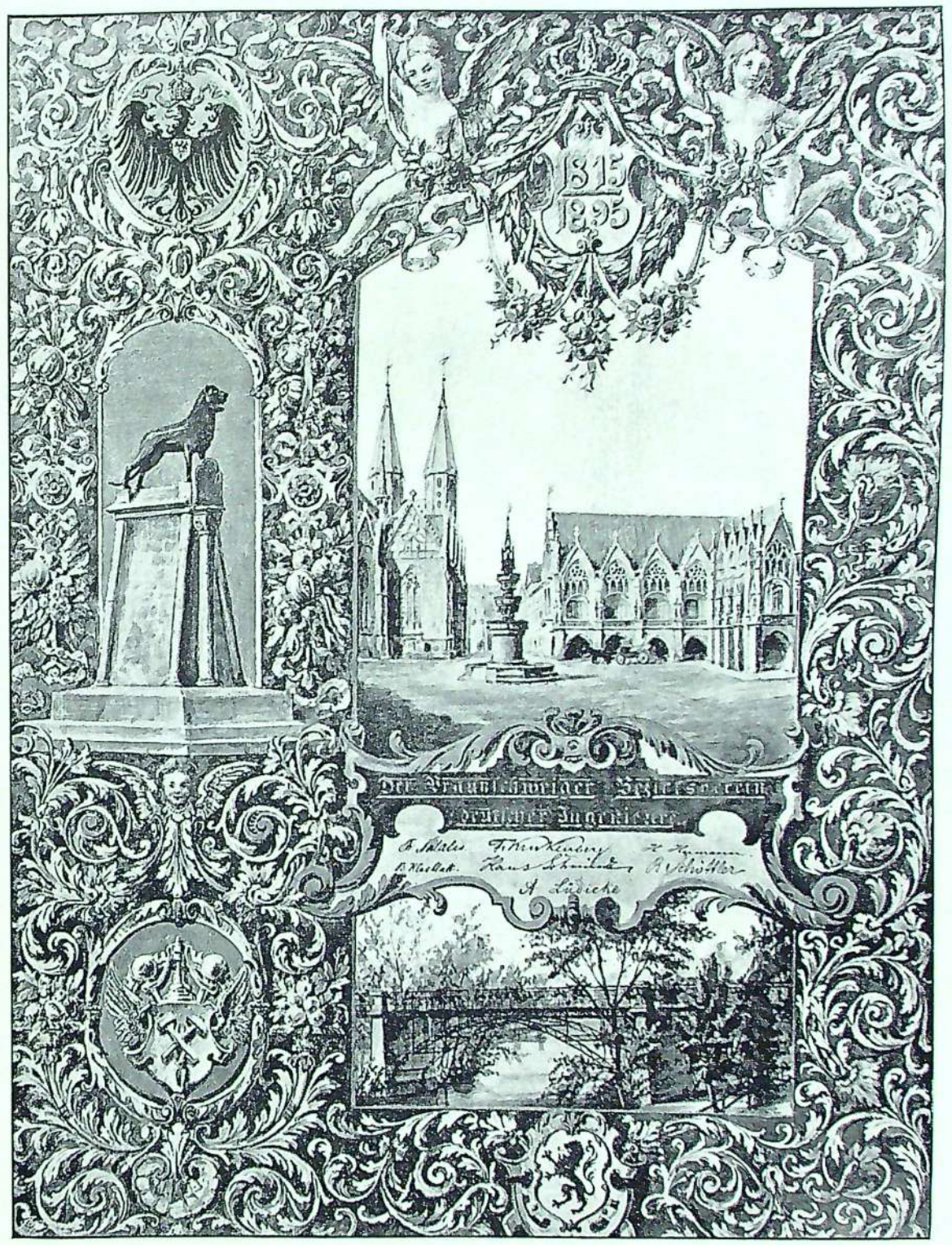
Aber ich muß auch Ihres Antheils an diesem Segen noch gedenken. Sie sprachen in der eben verlesenen Adresse von der Dankbarkeit, die der Lehrerstand mir gegenüber empfinde. Meine Herren, das Gefühl ist ein gegenseitiges. Das ist für mich zum Durchbruch gekommen in der Zeit meiner politischen Arbeit. Hätte ich nicht die Vorarbeit des höheren Lehrerstandes in unsrer Nation vorgefunden, so glaube ich nicht, daß mein Werk oder das Werk, an dem ich mitgearbeitet habe, in dem Maße gelungen sein würde. Ihnen hat die Pflege der Imponderabilien obgelegen, ohne deren Vorhandensein in der gebildeten Minorität unsres Volkes die Erfolge, die wir gehabt haben, nicht möglich gewesen sein würden. Die Liebe zum Vaterlande, Verständniß für politische Situationen — für diese und andere Eigenschaften werden die Keime gelegt in dem Stadium des Menschenlebens, welches Ihrer Pflege vorzugsweise anheimfällt. Unsre Erziehung gehört bis zum vierzehnten Jahre der Volksschule oder bis zum neunzehnten der höhern Schule, nachher der Universität, dem Leben und den Frauen. Das durchschnittliche Alter, bis zu dem die Jugend Ihrer Pflege und Erziehung unterliegt, schließt mit dem neunzehnten, zwanzigsten Jahre des Abiturienten in der Regel ab, manchmal später, manchmal früher. Aber der Charakter des jungen Mannes legt sich gerade in dieser Zeit fest. Es ist nicht sehr oft der Fall, daß er auf der Universität oder später eine Modification erleidet, wenigstens nicht in der Liebe zum Vaterlande, die ihm auf der höheren Schule eingeprägt worden ist.

Die Erfolge der nationalen Entwicklung eines jeden Landes beruhn hauptsächlich auf der Minorität der Gebildeten, die das Land enthält. (Bravo!) Ich habe bei einer neuerlichen Gelegenheit einmal gesagt: Eine Verstimmung der abhängigen Massen kann eine acute Krankheit hervorrufen, für die wir Heilungsmittel haben, eine Verstimmung der gebildeten Minorität ruft eine chronische Krankheit hervor, deren Diagnose schwer ist und deren Heilung langwierig. (Bravo!) Und deshalb lege ich das Hauptgewicht auf die Erziehung und die Gesinnung der gebildeten Classen in jedem Lande.

Wir können bei uns — von den dynastischen Persönlichkeiten sehe ich ganz ab, aber die Leitung der Geschicke eines Landes ruht überall thatsächlich und unmittelbar in den Händen der gebildeten Classen — wir können bei uns in Deutschland, zunächst in den regierenden Kreisen, unter den Beamten, keine Leute verwenden, die nicht durch Ihre Hände, möchte ich sagen, gegangen sind; wir können kein Parlament haben, dessen führende Leute nicht der gebildeten Minderheit der Bevölkerung angehören. Dieselben können für die Führung der Massen ohne eignes Urtheil unter Umständen zum Theil bestimmen, aber die Erziehung des Urwählers liegt nicht in ihrer Hand. Auch im Parlamente gehören die Leiter den gebildeten Classen an. Im Heere wäre unser ganzer Officierstand ohne unsre wissenschaftliche — mir

*) Eine Art Leibrente. Ihr Erfinder ist Tonti.

Ehren-Meister-Brief der Berliner Schlächter-Innung.



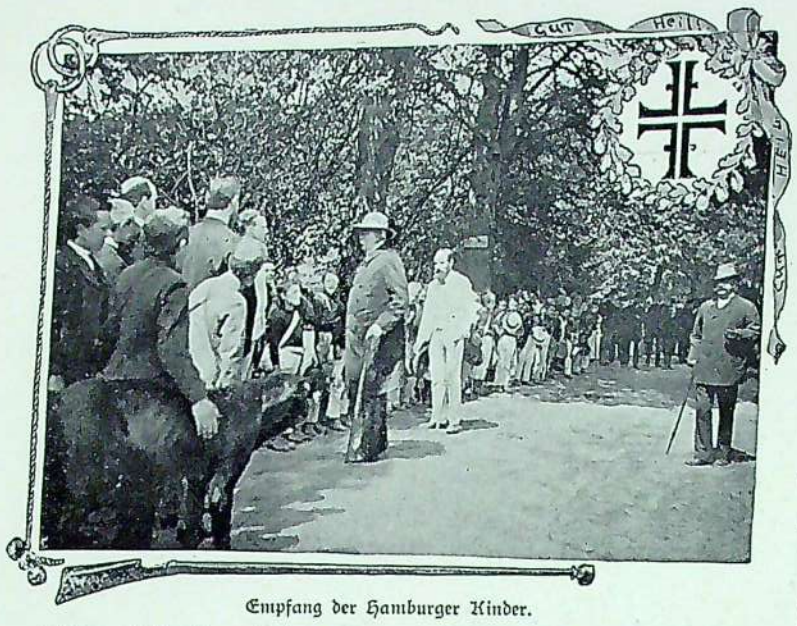
Adresse des Braunschweiger Bezirksvereins deutscher Ingenieure.

fällt kein bessrer Ausdruck augenblicklich ein — ohne unsere Bildung überhaupt nicht möglich. Unser Officiercorps, einschließlich des Unterofficiercorps, was sich nach ihm bildet, ist eine unnachahmliche Schöpfung für alle übrigen Nationen. Sie machen es uns darin nicht gleich (Lebhafter Beifall), und das ist das Product unsrer gesammten Schulbildung, nicht der Volksschulbidung, sondern der Bildung und Erziehung der höher stehenden Classen, die sich dort vertreten finden. Unsre industriellen Leiter kennen die Vollkommenheit unsrer Industrie, die zuletzt dahin führt, daß es in der ganzen englischen Handelswelt heutzutage als eine Empfehlung gilt, wenn auf einer Waare steht: made in Germany. (Lebhaftes Bravo!) Auch das ist eine Wirkung desjenigen Bildungsstadiums, wie die höhern Schulen es liefern. Unsre Kaufleute über See, die unsre besten Pioniere sind (Bravo!), würden ebenfalls ohne die deutsche Schulbildung das nicht leisten; ich spreche nicht von unsern colonialen Beziehungen, sondern von den mir als Hamburger Nachbar nächststehenden Beziehungen zu Amerika. Die wirksame Erhaltung der Wechselwirkung zwischen Gesammtamerika, Nord und Süd, und Europa beruht hauptsächlich auf unserm gebildeten Kaufmannsstande, und der würde nicht gebildet sein ohne unsre höhern Schulen.

Radfahrer in Friedrichsruh.

Ich könnte in dieser Darlegung der politischen Wirkung der Imponderabilien, die auf unsern höhern Schulen in das Gemüth des deutschen Jünglings gepflanzt werden, vielleicht noch weiter gehn, aber ich will es lieber an einem Beispiele aus dem Auslande erörtern. Als ich in Versailles in Quartier lag, habe ich gelegentlich die Schulhefte der Söhne meiner Hauswirthin durchgesehen (Heiterkeit), und da bin ich ganz erstaunt gewesen über die ungeheuerliche geschichtliche Lüge, die in allen französischen Schulen cultivirt wird, von Ludwig XIV. ab bis auf die heutige Zeit. Was hat das für Folgen? Daß der junge Franzose von Haus aus ein falsches Bild über die Bedeutung seiner eignen Nation, über deren Berechtigung zur Macht bekommt, und daß er mit einem Hochmuth in die Welt tritt, von dem das deutsche Sprichwort sagt, daß er vor dem Fall kommt. (Lebhaftes Bravo!). Dem gegenüber befleißigt sich unsre höhere Schulleitung, soviel ich weiß, der Wahrheit und pflegt unter andern Eigenschaften, mit denen Gott die deutsche Nation ausgestattet hat, die der Bescheidenheit (Lebhaftes Bravo!), was ich für in hohem Grade wichtig und nützlich halte. Die Selbstüberschätzung tödtet den Erfolg im Keim (Bravo!), und von der halten wir uns fern; die Wahrheit wird bei uns gelehrt, vielleicht unter verschiedener Beleuchtung, aber doch bestrebt sich, jeder von seinem Standpunkte seinen Schülern die Wahrheit beizubringen, und ich habe es auch im politischen Leben stets für nützlich gehalten, wahr zu bleiben (Lebhaftes Bravo!), um den Muth zu behalten. Ich habe dadurch manche Feinde erworben und manches Wort gesprochen, was zu den übelwollendsten Deutungen Anlaß geben kann. Im Ganzen: das Gesammtresultat ist für mich doch ein nach menschlicher Unvollkommenheit

Römer. Geschenk der Stadt Köln.



Empfang der Hamburger Kinder.

in hohem Maße befriedigendes. (Lebhaftes Bravo!) Ich habe ja auch recht viele Gegner, aber das Wohlwollen der Majorität der unabhängigen und gebildeten Leute darf ich, glaube ich, für mich in Anspruch nehmen. (Bravo!) Es wird das vielleicht nicht immer die Majorität der Urwählerziffer decken (Heiterkeit), aber es ist doch für mich das entscheidende Princip auf die Dauer und für die Dauer der Einrichtungen, die wir uns gegeben haben. Und deshalb, wenn ich am Ende meiner Laufbahn stehe, so ist es mir ein beruhigendes Gefühl, daß die Sonne, die mir untergeht, mir ein schönes Abendroth zeigt. Als Landwirth bin ich gewohnt, das Abendroth als einen Propheten von gutem Wetter für den morgenden Tag anzusehn, und so wünsche ich Ihnen allen, meine Herrn, für die Tage, die kommen, gutes Wetter.

Sie sind zum großen Theile in ihrer socialen und materiellen Stellung mit Recht unzufrieden. (Zustimmung.) Es existirt ein Mißverhältniß zwischen der Bedeutung, die, wie ich vorher zu schildern mir erlaubt habe, der höhere Lehrerstand für unsere nationale Zukunft hat und zwischen dessen bisheriger Würdigung. (Sehr richtig!) Die Gewalt, die in dem Einflusse der Schule, der höhern Schule, auf die gebildeten Classen besteht, die Wichtigkeit der gebildeten Classen für das Gedeihen der Nation wird heutzutage erheblich unterschätzt, und ich hoffe, daß darin allmählich sich auch eine Aenderung zum Bessern anbahnen wird. Ich meinerseits halte sie für nothwendig, wenn wir die Erfolge, die wir mit Hülfe der Fürsten, der Armee errungen haben, auf die Dauer befestigen und dauerhaft machen wollen. Es ist schon eine erhebliche Wirkung des Einflusses der Gebildeten, daß die Frauen gewonnen worden sind im Großen und Ganzen für unsre nationale Entwicklung. Das war früher nicht. Wenn ich fünfzig Jahre zurückdenke, da kümmerten sie sich wenig darum (Heiterkeit), aber heutzutage halten sie ihre Kinder an, daß sie vor allen Dingen daran denken, daß sie Deutsche sind. (Lebhaftes Bravo!) Und dieser Same, der in das Gebiet des Ewig-Weiblichen gefallen ist, liegt tiefer und dauert länger als unsre Männerstreitigkeiten, und der wird uns auch einmal herausreißen, wenn es schlimm wird.

Begrüßung durch die Lübecker Schule.

Meine Herren, im Sinne meiner Betrachtungen, die ich mir erlaubte, Ihnen vorzutragen, bitte ich Sie, ohne Rücksicht auf den darin liegenden Egoismus, mit mir einzustimmen in ein Hoch auf den deutschen Lehrerstand. Er lebe hoch!

Ich könnte Ihnen noch viel sagen, aber ich kann so lange nicht stehn.

Mein Herz ist noch voll für Sie, aber ich muß mich bescheiden. (Rufe: Dank, Dank!)

Die Versammlung stimmte begeistert das Lied an: „Deutschland, Deutschland über alles“. Als darauf dem Fürsten nochmals ein donnerndes Hoch ausgebracht worden war, zog er sich in das Schloß zurück.

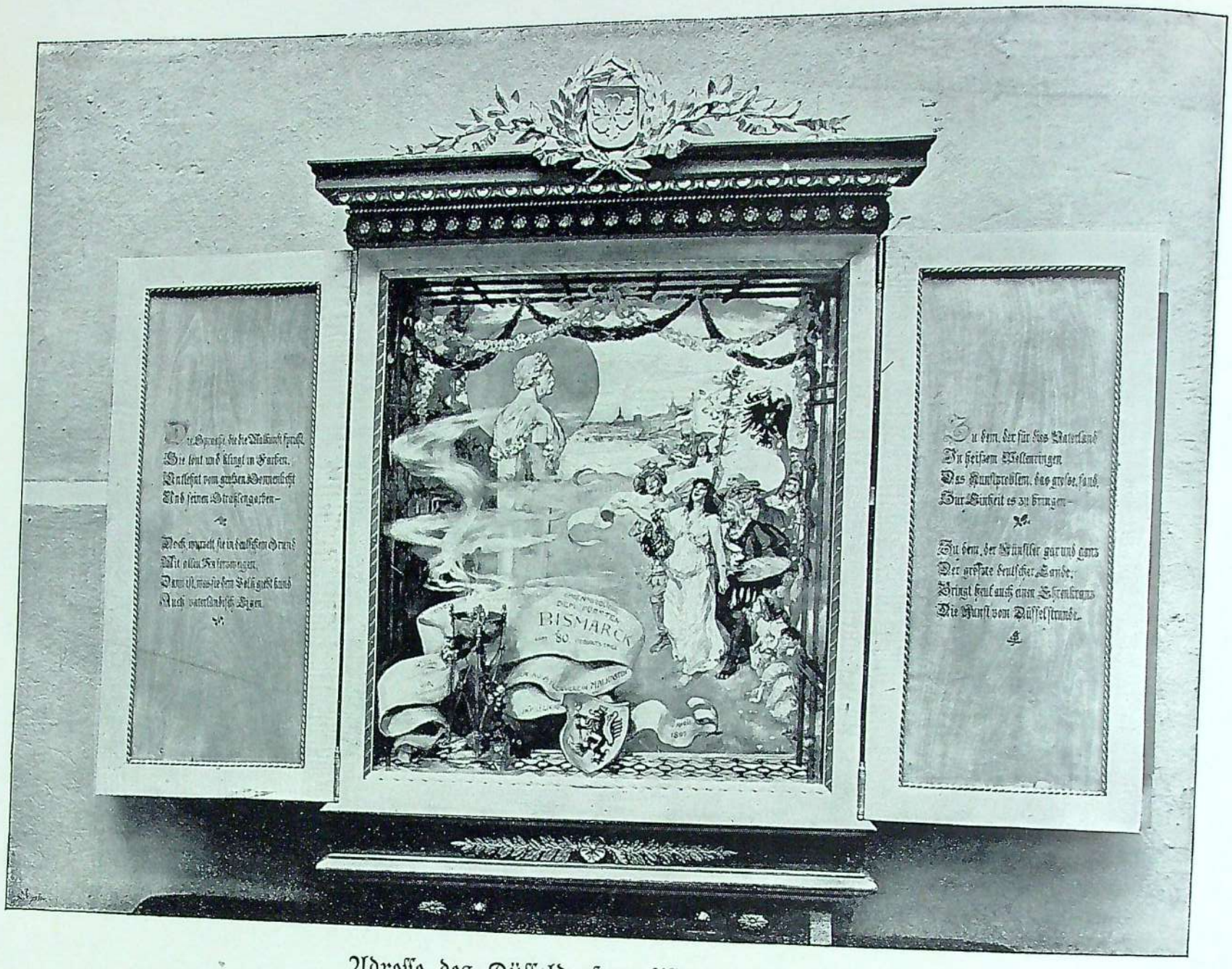
Eine Abordnung der Lehrerschaft begab sich später ebenfalls in das Schloß. Von neuem setzte ein Regenschauer ein, der die Festtheilnehmer nach dem Bahnhofe zurücktrieb. —

Es ist wohl keiner, der die Worte des Fürsten über den höheren Lehrerstand nicht voll unterschreiben würde. Allein was sich auf die höheren Lehrer bezieht, das hat zum größten Theil auch Geltung für den Stand der Volksschullehrer, nicht allein was die soziale und materielle Lage betrifft, sondern auch besonders was die Pflege des Patriotismus angeht. Grade die Gebildeten, mit denen Fürst Bismarck während seiner Amtsthätigkeit zu rechnen hatte, haben herzlich wenig von preußischer Geschichte, und dazu in patriotischem Sinne, gehört. Gab es doch kein größeres Stiefkind des Unterrichts als die vaterländische Geschichte.

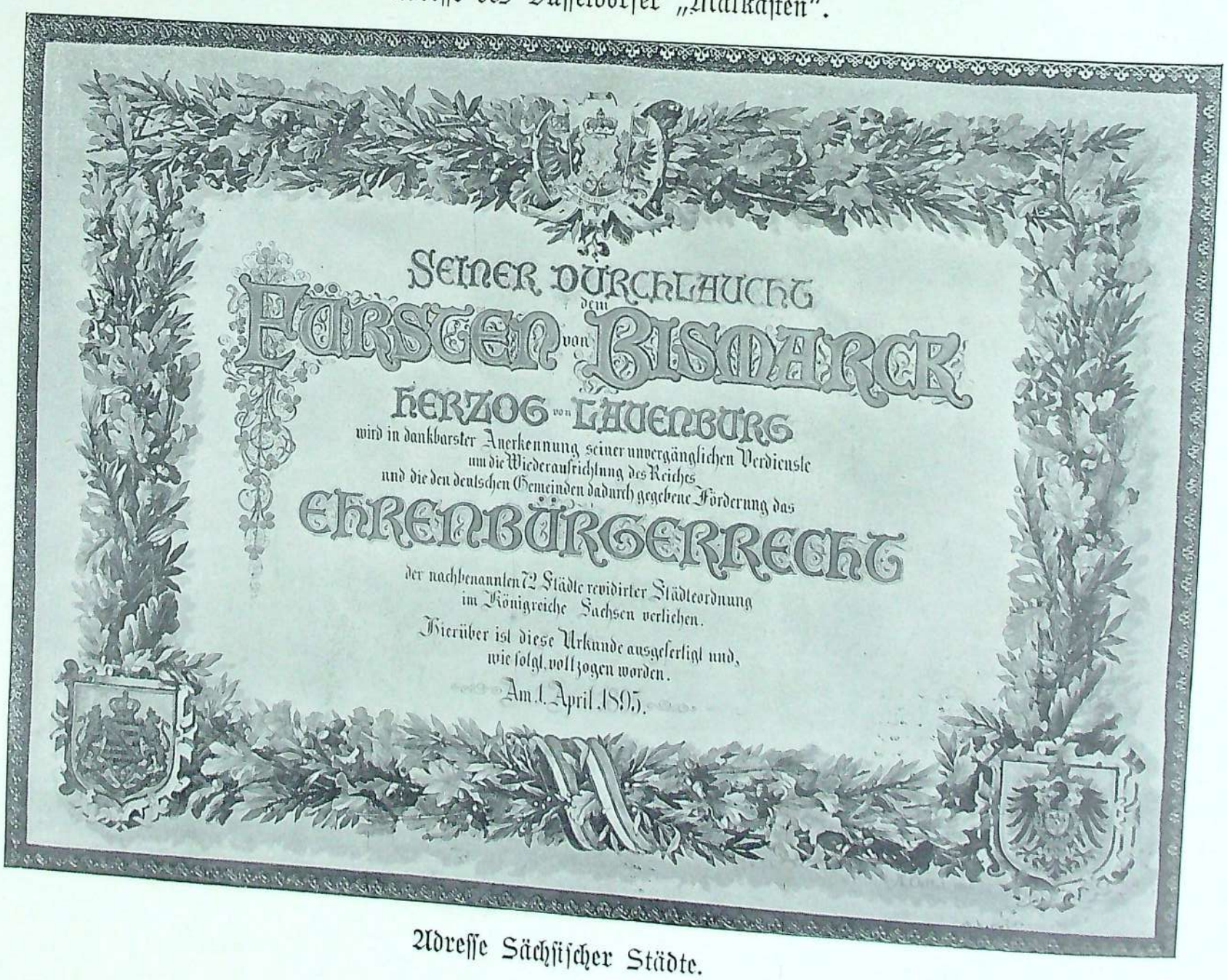
Begrüßung durch eine Mädchenschule.

Selten wird einer der Schüler die volle preußische Geschichte gehört haben, am wenigsten aber von einem erhebenden Standpunkte, während des Rühmens und Memorirens griechischer und römischer Geschichte kein Ende war, im Vergleich nämlich zu den selbst von den altklassisch gebildeten Lehrern nicht ge-

Geschenk der Linzer Burschenschaften.



Adresse des Düsseldorfer „Malkasten".



Adresse Sächsischer Städte.

kannten Heldenthaten unserer Vorfahren. Das aber werden unzählige höhere Schüler aus jener Zeit freudig bekennen, daß der Keim ihrer Begeisterung für vaterländische Großthaten und für Nationalbewußtsein grade in den Volksschulen, welche sie zuerst besuchten, in sie gelegt worden war.

Es ist erstaunlich, wie wenig eine gerechte Werthschätzung des Volksschullehrerstandes unter den Gebildeten herrscht. Viele kennen nur die unbeholfene, lächerliche Lehrerkarikatur, wie sie erfahrungslose Dramatiker auf die Bühne zu bringen pflegen, selten aber weiß einer etwas von dem tüchtigen Kern und der hohen sittlichen Kraft, welche die Volksschullehrer selbst in ihrer unwürdigen Zwitterstellung noch beseelt und beseelt hat. Wenn nichts, nicht einmal die gerechte Anerkennung ihrer Stellung sie entschädigt, wenn sie in verletzender Weise noch immer mit den Unteroffizieren verglichen, oft sogar ihnen nachgesetzt werden, was soll sie denn dann für ihre dürftige Lage entschädigen als der Idealismus? Ein Idealismus, wie ihn jeder, der die höheren Schulen und die Universität besucht hat, bekennen muß, unter Seinesgleichen selten gefunden zu haben. Allein dieser nicht genug zu schätzende Idealismus ist es, der den Materialismus zum Spott gegen diese Lehrer noch immer herausfordert. Was wir diesem Idealismus aber in geistiger, sozialer und vor allem patriotischer Hinsicht zu verdanken haben, darum kümmert sich selten einer, und darum entstand ein solches Geschrei der Empörung, als „der Volksschullehrer den Krieg von 1866 sollte gewonnen haben". Wir wollen das Verdienst von diesem Siege nicht ihm allein zuschreiben, aber sicher ist, daß er großen Antheil daran hat. Sicher ist auch, daß die Minorität der Gebildeten nicht so hohen Einfluß hätte, wenn in den breiten Massen weniger die Achtung vor der Bildung gelehrt und gepflegt worden wäre.

Adresse der deutschen Turnerschaft.

Am Tage nach dem Empfange der Lehrer höherer Unterrichtsanstalten sah der Fürst mit ihm historisch gewordene Verehrer vor sich. Es waren die „Getreuen von Jever". Er begann mit leichtem Humor zu ihnen zu reden davon, daß seine Beziehungen zum Jeverlande sich auf der Basis des Kibitzes entwickelt hätten. „Es ist dies ein Zugvogel, der kommt und geht, aber", fuhr er dann ernster werdend fort, „ich hoffe, daß meine persönlichen Beziehungen zum Jeverlande dauernder seien als ein Zugvogel, und ich freue mich, die jungen Leute dieses berühmten friesischen Küstenstriches hier vor mir zu sehen". Er ermahnte sodann alle, und die Schüler, welche mit ihren Lehrern gekommen waren, im besonderen, daß sie treue Bürger des deutschen Reiches sein möchten und Mitglieder der Nation im thätigen Sinne, wie es die Natur ihres Landes darböte, als Landwirthe oder im Staatsdienst oder zur See, wo sie das deutsche Gefühl und die deutsche Flagge hoch halten möchten.

Der Fürst sprach mit sichtlicher Herzlichkeit zu den Getreuen, von denen er seit anderthalb Jahrzehnten zu seinem Geburtstage in aufmerksamer Weise und in Begleitung humoristischer Verse beschenkt worden war. „Ich wünsche Ihnen allen Gottes Glück und Segen für die Zukunft", sagte er wiederholt, wie man es zu alten lieben Bekannten zu sagen pflegt.

Folgenden Tages empfing er eine Deputation aus Odessa, bestehend aus den Herren Dr. Crabbe, Cornelius und Liebmann. Auch sie bot einen interessanten Beweis für die weite Verbreitung der Begeisterung für den Fürsten, indem sie

in einer Adresse von 3000 Rubel sprach, welche die Odessaer Deutschen für eine Bismarckstiftung zur Erziehung hilfloser Waisen von deutschen Reichsangehörigen gesammelt hatten, zur dauernden Ehrung des Bismarck'schen Namens.

Mittlerweile hatte auch der Fürst dafür gesorgt, daß wenigstens einem Theile der Festtheilnehmer eine sichtbare Erinnerung bliebe. Er hatte nämlich für sämmtliche Mitglieder der großen Studentenfahrt ein Erinnerungszeichen gestiftet. Es war dies eine in sauberster Prägung ausgeführte Bronzemedaille, die ein vorzügliches Bild des Fürsten zeigte. Die Umschrift enthielt den Bismarck'schen Wahlspruch: „Patriae inserviendo consumor".*)

Außerdem waren die Zeitangaben 4. Juni 1835 und 4. Juni 1885 auf der Kopfseite angegeben, die Tage des Eintritts Otto von Bismarck's in den preußischen Staatsdienst und des fünfzigjährigen Jubiläums. Auf der Rückseite befand sich in sorgfältiger Prägung das fürstliche Wappen und darunter das denkwürdige Datum des 1. April 1895.

In kurzer Zeit waren 5000 Stück dieser Medaille vertheilt worden, allein der Vorrath reichte bei weitem nicht aus für die Anzahl der Theilnehmer, so daß Nachprägungen nöthig wurden.

Vor dem Thore.

Wenn an diesen beispiellosen Ehrentagen Bismarck's seine ehemaligen Verächter hätten zugegen sein können! Sie, die er durch seine verblüffende Offenherzigkeit, welche allen Kniffen und Ränken althergebrachter Diplomatie aus dem Wege ging, zu den Aussprüchen veranlaßt hatte: „Ce n'est pas un homme sérieux, ce Monsieur de Bismarck!" oder: „Il est fou, cet homme!" Welche Augen würden sie gemacht haben! Und wie beschämt hätte sich beim Anblick dieser Bismarck-Medaille jener Diplomat gefühlt, der in der Frankfurter Zeit eine höhnende Bemerkung darüber machte, daß Bismarck auf seiner Brust nur — die Rettungsmedaille zu tragen hatte!

Der nächste Empfang, er fand statt am 2. Osterfeiertag, dem 15. April, galt den Steirern**). Das Wetter war wundervoll, da trafen gegen Mittag ungefähr 70 Herren und Damen aller Stände aus Graz ein, darunter eine Anzahl Grazer Studenten, geführt vom Studenten Lederer, und eine Abordnung deutscher Studenten aus Oesterreich, in denen die Burschenschaftsvereine „Germania", „Gothia", „Nordmähren", „Oberösterreich", „Ostmark", „Philadelphia", „Rabenstein" und „Teutonia" vertreten waren. Letztere wurden geführt von Josef Schön. Alle stellten sich auf der Terrasse des Schlosses auf, die Studenten in vollem Wichs. In schwarzem Gehrock und Schlapphut erschien kurz darauf der Fürst auf dem

*) Ich zehre mich auf im Dienst des Vaterlandes.

**) Siehe Seite 56, 57 und 60.

Balkon, empfangen von Hoch- und Heilrufen. Dr. v. Planner hielt eine längere Ansprache, worin er ausführte, daß die Steiermärker, gleichwie sie in deutscher Treue an dem österreichischen Herrscherhause und an Oesterreich hängen, auch treu an der geistigen Zusammengehörigkeit mit ihren Stammesgenossen in Deutschland festhalten, welche Fürst Bismarck durch die Schaffung des deutsch-österreichischen Bündnisses zu neuem Leben erweckt habe. Er schloß mit einem Hoch auf den Fürsten. Alsdann übergab Professor Polzer einen silbernen Ehrenpokal mit Steirer Wein gefüllt. Die Studenten Lederer und Schön hielten gleichfalls Ansprachen, wobei Schön eine prachtvoll ausgestattete Adresse mit über 2000 Unterschriften deutscher Studenten Oesterreichs darbrachte. Frau Ella Stärck dagegen schenkte dem Fürsten einen herrlichen großen Strauß aus Heidekraut und Alpenblumen. Darauf hielt der Fürst, dessen Aussehen heute ein besonders frisches war, folgende Rede:

Auf der Brücke.

„Meine Herren! Ich danke Ihnen für Ihren Besuch, für Ihr Hierherkommen zu diesem Zwecke und in dieser Zeit und sehe in diesem Strauß, gemischt von den Blumen der Ebene, dem Heidekraut, und der Alpen, ein Symbol unserer Zusammengehörigkeit. Man kann wohl sagen, die Farben kleiden sich gegenseitig, und sie passen zusammen. Unter allen Auszeichnungen, die mir an meinem 80. Wiegenfeste erwiesen wurden, schätze ich diese ganz besonders wegen ihrer geschichtlichen Bedeutung, ich schätze sie um so höher, als dieser Besuch sich anschließt an eine huldreiche Begrüßung, mit der mich Ihr Landesvater beehrt hat. Darin und in Ihrem Besuche vergegenwärtigt sich mir die Erinnerung an die Zeit, ich glaube, es war vor 16 Jahren, als ich von Gastein über Linz nach Wien fuhr, nur durch deutsches Land und deutsche Bevölkerung — als ich in Wien ankam — wo ich mit einer Herzlichkeit empfangen wurde, die mich befestigte in dem Gedanken, daß wir irgend einen Ersatz für die Beziehungen der Bundesgenossenschaft, die uns verbunden hatte, herstellen mußten, trotz aller Hindernisse, die sich dagegen aufthürmten. Unsere Zusammengehörigkeit ist ja, wie der erste Herr Redner ausführte, älter wie ein Jahrtausend und reicht bis in die Sagenzeit zurück, aber auch die weitergehenden Consequenzen des Bündnisses, das wir vor 16 Jahren in Wien abschlossen, der Dreibund, reicht in seinen Ursprüngen doch fast auf dieselbe Zeit zurück. Die alte deutsche Kaiserherrschaft des alten heiligen römischen Reichs erstreckte sich ja von der Nordsee bis nach Apulien und theoretisch gehörte ganz Italien dazu — thatsächlich nicht immer — die Kämpfe in dieser großen Gemeinschaft blieben uns nicht erspart.

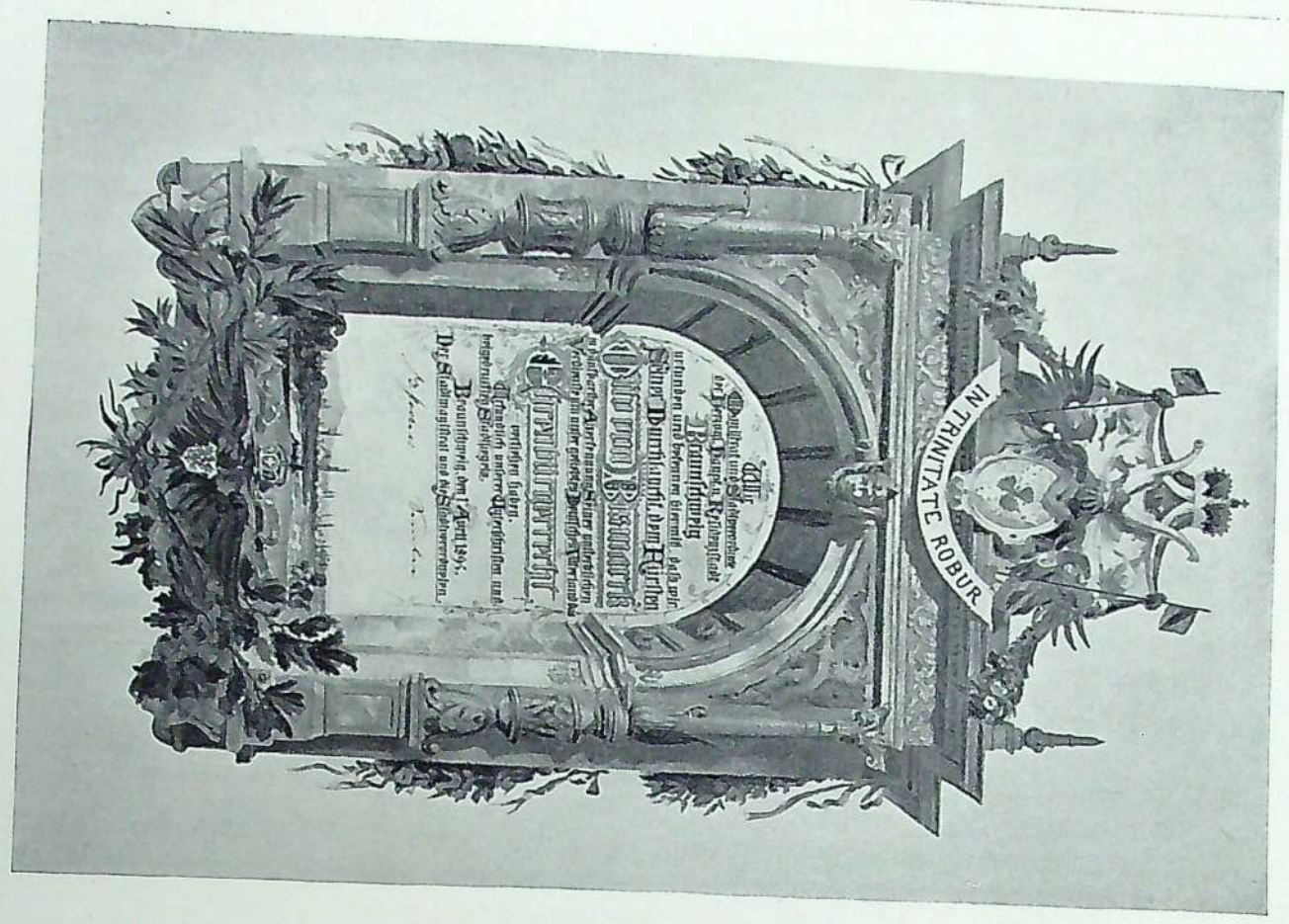
Der Maler Allers.

Es ist eine eigenthümliche Fügung des Schicksals und der göttlichen Vorsehung, daß dieses große gewaltige Gebiet von ganz Centraleuropa, das ich eben bezeichnete, sich, nachdem es durch Schicksalsfügungen und viele Kämpfe getrennt und zerrissen war, doch schließlich wieder heutzutage zusammengefunden hat. Unser Dreibund deckt ungefähr die alte anspruchsvolle Kaiserherrschaft der Nachfolger Karls des Großen nach Aussonderung von Gallien, unserm heutigen Frankreich. Daß in dieser Verbindung ein Beweis von imponderablen Verbänden und Beziehungen dieser ganzen großen Ländermasse gegeben, ist meine Ueberzeugung. Ich muß es den Geschichtslehrern überlassen, sie zu vertreten, wenn sie sie mit mir theilen. Ich glaube, wir werden dauernd zusammen gehören und zusammen bleiben können mit mehr Dauer, als wir früher im Frieden mit einander gelebt haben.

Bei der Brücke.

Wenn wir zurückblicken auf die innere Geschichte dieser großen Ländermasse, welche das alte angeblich heilige römische Reich in sich vereinigte, so finden wir doch kein Jahrhundert ohne die schwersten Kämpfe der Reichsangehörigen unter einander. Aber wir müssen uns dadurch nicht entmuthigen lassen, denn dieselbe Erscheinung fehlt in keinem der andern europäischen Länder, auch in denjenigen nicht, die durch eine von Haus aus einheitliche Nationalität auf inneren Frieden viel mehr angewiesen waren wie dieses Mosaik von Zusammensetzung, was

Adresse der Stadt Braunschweig.



Adresse der Lehrer.

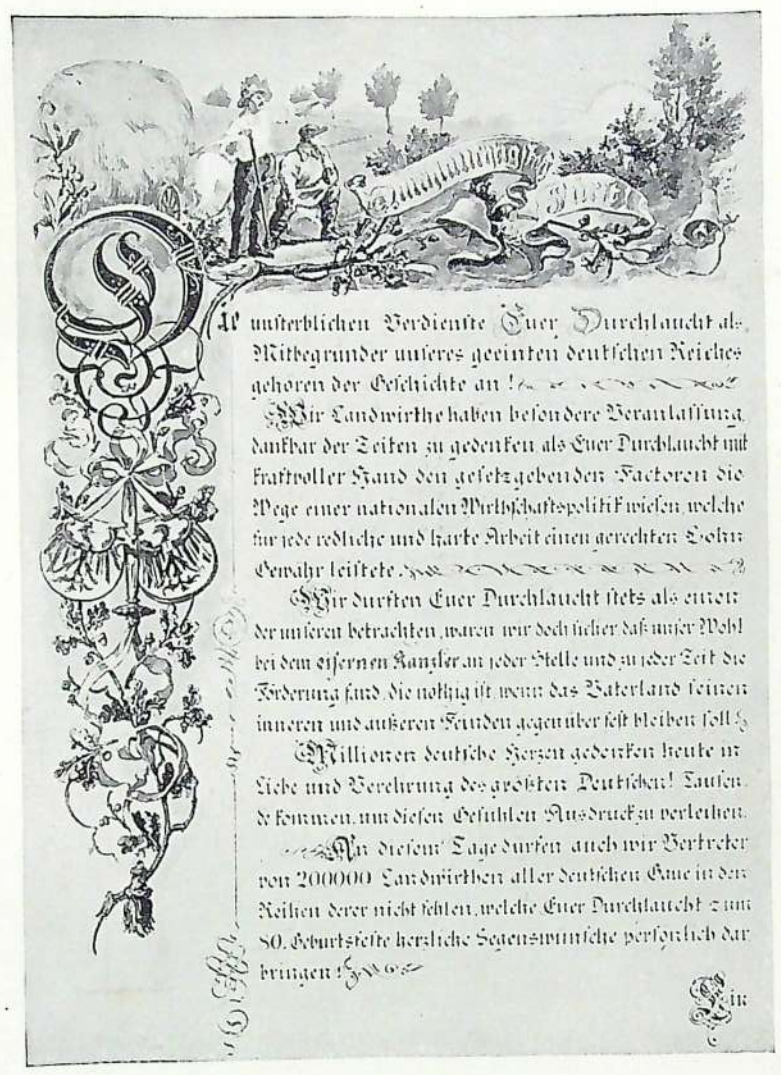
Adresse der höheren Schulen Preußens.

Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt. — Druck Julius Sittenfeld, Berlin.

Verlag und Copyright 1896 The Werner Company, Chicago.

Reichstags-Gebäude.

das alte Deutsche Reich war. Sehen Sie nach England, wie es im Mittelalter von Bürgerkriegen erfüllt war. Sie haben im vorigen Jahrhundert mit der Schlacht von Culloden ein Ende gefunden, und der innere Frieden ist doch in dem heutigen England auch noch nicht vorhanden. Sehen Sie nach Frankreich, eine scharf und leidenschaftlich entwickelte, einheitliche Nationalität — wir haben die letzten Bürgerkriege noch selbst vor 25 Jahren vor Paris mit ansehen können. Gott gebe, daß es die letzten seien! Sehen Sie nach Spanien, eine stolze einheitliche Nationalität — die inneren Kriege hören nicht auf. Italien an sich ist davon nicht frei gewesen. Ich will die Beispiele nicht weiter ausdehnen, ich will nur daraus deduziren, daß wir Deutschen doch darum nicht an unserer einheitlichen Zukunft verzweifeln müssen, weil wir uns mitunter im Laufe der letzten Jahrtausende viel mit einander gerauft haben. (Große Heiterkeit.) Ich hoffe, es wird in Zukunft nicht wieder vorkommen. (Rufe: Nein!) Ich hoffe, wir haben eine Form gefunden, in der wir neben einander leben können und die in bewußter Weise — wenigstens von den leitenden Prinzipien kann ich das sagen — nicht zerbrochen und nicht beschränkt wird. Dazu gehört vor allem also unsere Einigkeit mit dem österreichisch-ungarischen Reiche, auf die wir geschichtlich angewiesen sind seit langen Zeiten. Und wir können in Zorn gerathen, vom Leder ziehen, aber wir kommen immer wieder zusammen, weil wir auf einander angewiesen sind, und namentlich so, wie das heutige europäische Staatsgebilde ist, können wir gar nicht, ohne einander Treue und Freundschaft zu halten in eine ruhige Zukunft blicken. Der einzelne Staat in Europa wird immer der Möglichkeit einer Coalition ausgesetzt sein. Ein Bündniß von dem Gewicht, wie es der heutige Dreibund repräsentirt, kann immer von sich sagen mit dem alten schottischen Spruch: „Nemo me impune lacessit!“ und wird im Stande sein, sich zu wehren. Wenn man also das Bedürfniß hat, um Anlehnung sich umzusehen, so liegt für uns doch die Anlehnung an Oesterreich-Ungarn näher, als irgend eine andere. Auch auf Italien sind wir angewiesen durch die Geschichte. Wir haben in beiden Ländern durch das Ungeschick der gemeinsamen kaiserlichen Regierung gelitten, indem wir zerfallen sind in existenzfähige Größen unter einander. Wir mußten uns wieder zusammen finden, wir haben eingesehen, daß dies zu unserem Heile nothwendig ist. Die Basis dieses Dreibundes, der den Frieden Europas hält, ist ja unsere Beziehung und unsere Intimität zum österreichisch-ungarischen Kaiserstaat, und da habe ich schon früher an unsere Stammesgenossen in Oesterreich das Verlangen gerichtet, diese Einheit, diese Freundschaft zwischen beiden großen Nachbarreichen und beiden historisch mit einander eingelebten Nachbarreichen zu pflegen nach ihren Kräften. Je stärker der Einfluß der Deutschen in Oesterreich sein wird, desto sicherer werden die Beziehungen des Deutschen Reichs zu Oesterreich sein, und deshalb Sie, die Deutschen Oesterreichs, können es nicht über Ihr Gewissen bringen, zu treiben zum Kampfe gegen das deutsche Westreich, und ich hoffe, Sie werden es auch zum Theil über Ihr Gefühl bringen, den Frieden zwischen dem alten Oesterreich und dem deutschen Westreich dadurch zu pflegen, daß Sie sich in möglichst engen und einflußreichen Beziehungen zu Ihrer ursprünglich deutschen Dynastie halten. Die Dynastie ist schließlich doch für die auswärtigen Beziehungen eines jeden Reichs, solange sie überhaupt besteht — und daß sie lange und dauernd besteht, wird Ihrer aller Wunsch sein — aber so lange sie besteht, ist sie doch der einflußreichste Faktor in der Wahl der auswärtigen Beziehungen. Also, meine Herren, Sie können Ihr Wohlwollen für Ihre Stammesgenossen im Deutschen Reich nicht wirksamer bethätigen, als indem Sie Ihre Beziehungen zur eigenen Dynastie pflegen und mehr von der Seite des Gemüths als der des Verstandes und der juristischen Argumente pflegen und beurtheilen. Ich habe in Ihrem Kaiser, mit dem ich seit 1852 in direkten geschäftlichen Beziehungen gestanden habe, wo ich zuerst eine Zeitlang preußischer Gesandter in Wien war, immer doch ein deutsches Herz und die Spuren der deutschen Abstammung gefunden. Man kann ja in Oesterreich sich nicht einer Nationalität, namentlich wenn man Ungarn mit einrechnet, ausschließlich widmen.



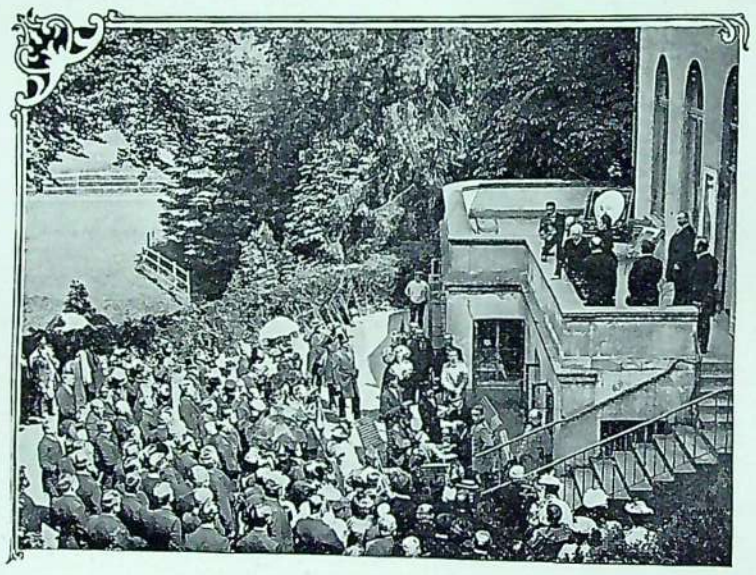
Adresse des Bundes der Landwirthe.

Die Vorsehung muß den Kampf der Nationalitäten gewollt haben, sonst wäre es ja für ihre Ureinrichtung leicht gewesen, in der ganzen Welt oder wenigstens in Europa eine einzige Nationalität zu schaffen. Wenn nun deren viele nebeneinander wohnen, einander bekämpfend und widersprechend, einander von Hause aus nicht liebend, wenn erst die Liebe und das Wohlwollen, die Duldung will ich lieber sagen, mit der Ueberlegung kommen muß, wenn die Nationalitäten so durcheinander geschoben werden durch den Lauf der Geschichte, wie es in Deutsch-Oesterreich, in Ungarn, bei uns in unseren Ostprovinzen Posen und Westpreußen der Fall ist, so muß man, wenn man überhaupt über die Intentionen der göttlichen

Rittergut Schönau.

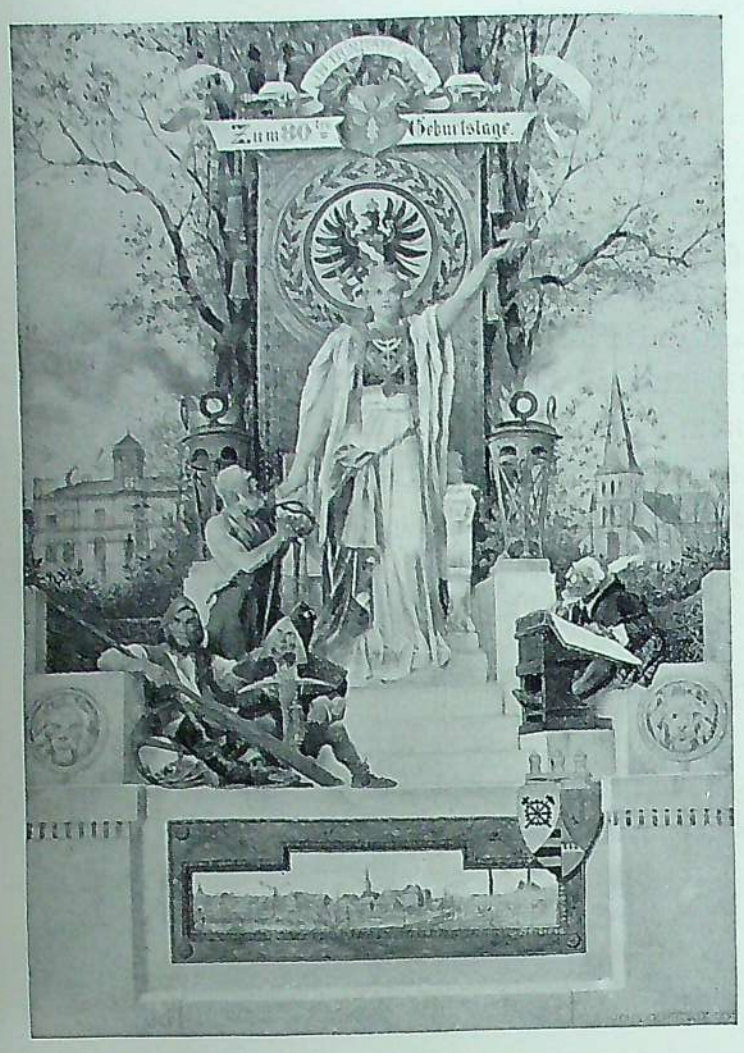
Vorsehung nachdenken will, doch darin dasselbe Prinzip erkennen, was sich in der Natur bethätigt: Ohne Kampf kein Leben! Man soll miteinander kämpfen, aber, wenn man unter demselben Landesherrn lebt, soll man mit Wohlwollen kämpfen und sachlich, und nicht den Kampf in Formen führen, die keinen anderen Zweck und keine andere Wirkung haben, als den Gegner zu kränken, zu ärgern, zu reizen. Ihn zu versöhnen wird nicht immer möglich sein, aber ich glaube, wir könnten im Deutschen Reich sowohl als in Oesterreich-Ungarn, die Kämpfe mit etwas mehr persönlichem, ich will nur sagen christlichem Wohlwollen führen. Aber außer dem Christenthum existirt doch noch das Band der Angehörigkeit zu demselben Staatsgebilde, was zur Nachsicht in der Beurtheilung, auch in der Beurtheilung der feindseligen Akte des fremdnationalen Mitbürgers bewegt. Ich will damit — ich weiß nicht, ob mit geschickten Worten oder nicht — für Ihre undeutschen Nachbarn eine gewisse Versöhnlichkeit, eine Nachsicht empfehlen. Ich darf als Deutscher ja nicht behaupten, daß die Nachsicht in dieser Konstellation ein Zeichen der Ueberlegenheit ist, aber ich möchte, Sie hätten das Gefühl, daß Sie als die berechtigtere Nationalität doch auch den minder berechtigten Rivalen etwas mehr mit der Nachsicht des höheren Selbstbewußtseins beurtheilen.

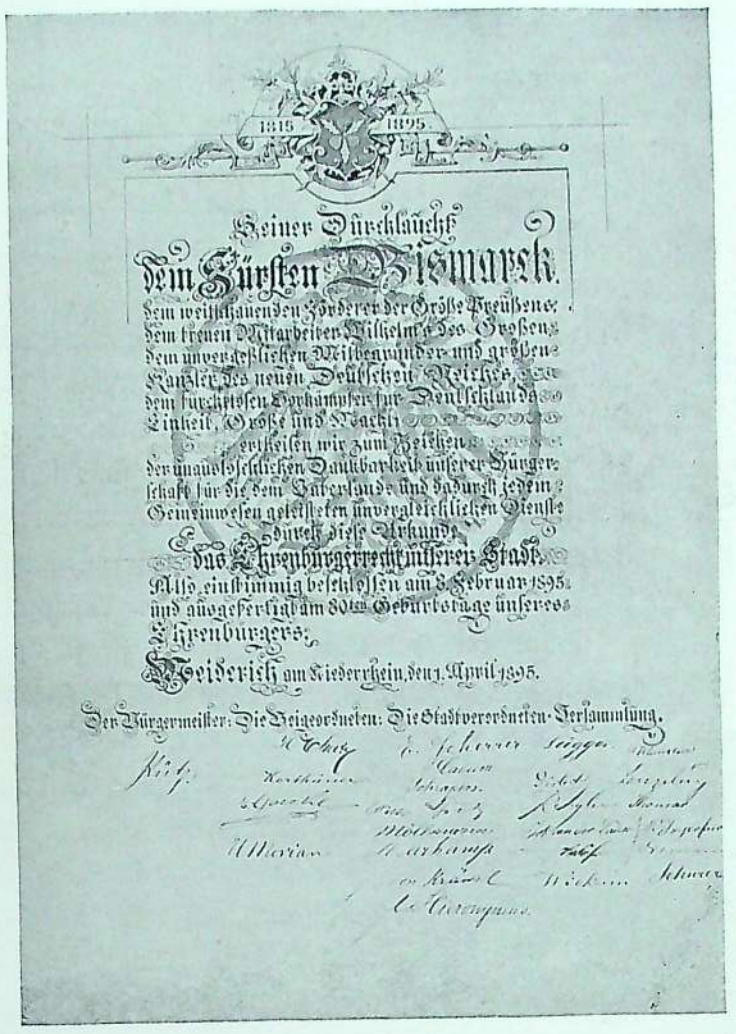
Ich glaube, wir Germanen sind von Gott von Hause aus stärker, ich will sagen männlicher ausgestattet (Heiterkeit), und Gott hat den Dualismus in allen Erscheinungen der Schöpfung zwischen männlich und weiblich dargestellt und so auch in den europäischen Konstellationen. Wenn der Germane allein bleibt, ohne slavische und keltische Beimischung, dann wird er ein Mönchskloster (große Heiterkeit), und sie zanken sich untereinander. Wenn er in die Vermischung kommt, dann wird er schließlich doch, wenn er Geduld und die Ausdauer hat, das leitende Element, wie es der Mann in der Ehe sein soll (Heiterkeit). Ich will keinen Slaven kränken, aber sie haben viele der weiblichen Vorzüge, sie haben die Grazie, die Klugheit, die Schlauheit, die Geschicklichkeit (Zustimmung, Heiterkeit), und die deutschen Glieder erscheinen neben den slavischen oft plump und ungeschickt, aber das schwere Gewicht liegt doch auf unserer Seite, und deshalb möchte ich Ihnen sagen: Verfahren Sie mit Ihrem slavischen Rivalen auch im heftigsten Zorn und in der schwierigsten Lage immer mit dem Gefühl, mit dem innerlichen, tief innerlichen, nicht ausgesprochenen Gefühl, daß Sie doch eigentlich der Ueberlegene sind und auf die Dauer bleiben werden. Es kann nicht anders sein, namentlich in Oesterreich, das ganze heutige Oesterreich beruht auf einer deutschen Beamtenschaft, auf einer deutschen Heeresbildung, und es wird auch kaum anders sein können, nur möchte ich dringend empfehlen: Pflegen Sie Ihre Beziehungen zur Dynastie in höherem Maße, als es mitunter geschehen ist. Ich habe das in unseren reichsdeutschen Verhältnissen kennen gelernt seit 30 Jahren, von welchem gewaltigen Gewicht in der Bestimmung des Landes doch heutzutage die angestammte Dynastie ist, und Sie haben eine angestammte Dynastie, die seit — die kürzeste Frist gerechnet — über vier Jahrhunderte über Sie regiert und manchen Kummer und manchen Zwist mit Ihnen gehabt hat, aber man lebt sich doch ein, auch in der Familie, in der nicht immer Frieden ist. Und in diesem Sinne bitte ich Sie, mit mir einzustimmen in ein Hoch auf Ihren erhabenen Landesherrn, meinen gnädigen Herrn, den Kaiser Franz Josef. (Lebhafte Hoch- und Heilrufe unterbrachen hier den Fürsten auf längere Zeit, der dann fortfuhr:) Und auf ihn und auf den deutschen Sinn, der sich in Ihrer Begrüßung hier ausspricht, auf die Hoffnung, die ich daran knüpfe, daß das Band, welches zwischen dem deutschen Westreich und dem Oesterreich durch Sie grade geknüpft wird, ein unzerreißbares sein wird, in diesem Sinne trinke ich auf das Wohl des Kaisers von Oesterreich und Königs von Ungarn". (Auf's neue brachen die Versammelten in begeisterte Hochrufe aus.) Der Fürst ergriff den Pokal mit den Worten: „Und in steirischem Wein, aber aus kriege ich ihn nicht".


Die Vertreter des Bundes der Landwirthe.

Nach einem kräftigen Zuge sagte Fürst Bismarck:
„Es thut mir leid, denn er ist gut."
Ein Heiterkeitsausbruch folgte auf diese Worte des Redners.

Ständchen der Dresdener Liedertafel.





Ehrenbürgerbrief der Stadt Weiderich.

Ehrenbürgerbrief der Stadt Mülheim a. d. Ruhr.

Nach der Rückkehr des Fürsten von seinem Rundgange auf den Balkon sprach er:

„Meine Herren, ich trinke Ihnen nochmals zu, vorhin auf Ihren Landesherrn, jetzt auf Ihr Land, auf das grüne Steiermark und auf das Oesterreicherland überhaupt. Beide leben hoch, hoch, hoch!“

Bei seinem Rundgange war der Fürst vom Grafen Herbert und seinen beiden großen Hunden begleitet. Er unterhielt sich längere Zeit mit den Studenten über österreichische Universitätsverhältnisse, sowie mit anderen Grazer Herren und Damen über das steierische Land, das von keinem anderen an Fruchtbarkeit und Schönheit übertroffen werde, worauf eine kräftige Stimme aus der Menge rief: „Und nicht an echt deutscher und treuer Gesinnung!“

Der Fürst begab sich dann auf den Balkon zurück, nachdem er die Führer der Deputation und Frau Stärck zum Frühstück eingeladen hatte. Die übrigen Theilnehmer wurden im Garten mit Bier und Wein bewirthet.

Während des etwa eine Stunde dauernden Frühstücks wurden im Park patriotische Lieder gesungen.

Die hochbedeutsame Rede des Fürsten fand lauten und freudigen Widerhall an der Donau und an der Tiber.

Bereits am 17. April erfuhr er wiederum eine großartige Huldigung, denn am Nachmittag dieses Tages erschienen in Friedrichsruh etwa 4000 Vertreter der deutschen Innungsverbände, bei dem herrlichsten Wetter. Nachdem der Fürst vorher eine Abordnung aus Darmstadt und eine der Münchener Künstlergesellschaft empfangen hatte, marschirten sie um 1½ Uhr von Aumühle her nach der Oberförsterei, wo sie sich mit den von Berlin eingetroffenen Theilnehmern vereinigten. Die Aufstellung vor dem Schlosse dauerte etwa eine halbe Stunde, alsdann hielt der Obermeister der Berliner Schornsteinfegerinnung Faster eine Ansprache an den Fürsten und überreichte ihm eine Huldigungsadresse in prachtvoller Mappe. Darauf hielt der Altmeister der Berliner Schlächterinnung Helfert eine Ansprache und überreichte dem Fürsten den Ehrenmeisterbrief, ihm ein Hoch ausbringend, in das alle Theilnehmer brausend einstimmten. Es folgte der Gesang der „Wacht am Rhein“. Nachdem auch noch der Obermeister der Kupferschmiede Franz Kest aus Potsdam eine Rede gehalten und ebenfalls eine Adresse überreicht hatte, antwortete der Fürst in längerer Rede. Er dankte herzlich und wies auf seine Thätigkeit im Interesse des Gewerbestandes hin. Auch von dem Alters- und Invaliditätsversicherungs-Gesetz sprach er und sagte, er habe ganz etwas anderes angestrebt, aber nicht erreichen können wegen des vielen Widerstandes, der ihm von verschiedenen Seiten entgegengetreten sei. Der Fürst schloß seine Rede mit den Worten: „Gott segne alle ehrliche Arbeit im deutschen Lande! Alle Gewerke, sie leben hoch!“

Dann trat der Fürst vom Balkon herunter und unterhielt sich etwa eine Viertelstunde mit verschiedenen Theilnehmern. Während des hierauf folgenden Frühstücks, bei dem etwa 50 Herren zugegen waren, erinnerte Graf Rantzau an das diesjährige Jubiläum des deutschen Reichs und brachte dessen Gründer, der noch immer mitten im Volke stehe, ein Hoch aus, in das die Versammlung begeistert mit einstimmte. Der Fürst dankte mit bewegten Worten. Gegen 4 Uhr verließen die Theilnehmer Friedrichsruh.

Wichtiger wurde durch die dabei gesprochenen Worte des Fürsten der ein paar Tage später erfolgende Empfang der Burschenschafter. Fürst Bismarck sagte unter anderem, daß die Burschenschaften und mit ihnen die liberale Partei im Grunde dasselbe erstrebt hätten, was er vollbrachte, nur nicht auf gleichem Wege und mit gleichem Erfolg.

Die „Vossische Zeitung“ bemerkte dazu in einem Artikel Folgendes:

„Für die Bestrebungen der Burschenschaft hatte der Studiosus von Bismarck, wie jetzt der Schloßherr vom Sachsenwalde versichert, volles Verständniß und warmes Gefühl. Er dachte der Beschuldigungen, die einst gegen die Burschenschaft ergingen, er spottete der Befürchtung, die man einst hegte, sie sei gegen die Throne gerichtet, und er meinte, höchstens ein deutsches Kaiserthum habe ihr als Ziel vorgeschwebt. Heute kommt diese Anerkennung leider verspätet. Wie mancher treffliche Jüngling war nicht einst, weil er eine dreifarbige Quaste an der Pfeife trug, in die feuchten Kasematten der Festungen geworfen? Wie mancher hoffnungsvolle Mann wurde nicht verfolgt, verhetzt, gemartert, weil sein Lieb die Rose an den Stock mit einem schwarzrothgoldenen Bande befestigt hatte? Die Karlsbader Beschlüsse legten sich wie Mehlthau auf jede Saat des Geistes. Ein Ernst Moritz Arndt wurde des Amtes entsetzt, ein Jahn wurde eingesperrt, weil er „die höchst gefährliche Lehre von der deutschen Einheit erfunden“ haben sollte . . .

Otto v. Bismarck war kein Burschenschafter. Zwar versichert er, er sei schon im Jahre 1832 für die nationale Einheit so eingenommen gewesen, daß er gewettet habe, sie werde in zwanzig Jahren Wirklichkeit werden. Als aber der Deichhauptmann v. Bismarck in der Kammer redete, da wußte er nichts von Einheit, nichts von Kaiserthum, da war er ein urreaktionärer Stockpreuße, ganz nach dem Herzen des engherzigen Polizeistaats, da sprach er am 6. April 1849, das preußische Ministerium dürfe nicht herabsinken zu einer Provinzialbehörde unter der Leitung eines Reichsministeriums, das wieder abhängig sei von einem Parlament. „Diese Armee hegt keine dreifarbige Begeisterung . . . Ich habe noch keinen Soldaten singen hören: ‚Was ist des Deutschen Vaterland?‘ Herr v. Bismarck wollte nicht, daß Preußen aufgehe in der fauligen Gährung süddeutscher Zuchtlosigkeit. Seine Bekehrung kam erst später, etwa zwanzig Jahre nach seinem Eintritt in ein Corps, in das er burschenschaftliche Gesinnungen mitzubringen meinte. Von Frankfurt aus, wo er die ganze Erbärmlichkeit deutscher Diplomatie kennen lernte, schrieb er an seine Schwester, bald würde das Heinesche Lied; „O Bund, Du Hund, Du bist nicht gesund!“ zur deutschen Nationalhymne werden.

Seiner Durchlaucht
dem
Fürsten Bismarck
zu Seinem
achtzigsten Geburtstage
in
Dankbarkeit und Verehrung dargebracht
vom
Verein deutscher Ingenieure

Berlin, am 1. April 1895.

Erhabener Fürst,

der Du unserer Väter heißes Sehnen erfüllt, als ein kühner, weitschauender Ingenieur den Plan zur Aufrichtung des deutschen Reiches entworfen, in der Begeisterung Gluth den deutschen Stämmen der Einheit starkes Band geschmiedet und mit ihrer Hülfe den hehren Bau vollendet hast,

Dir, des deutschen Volkes getreuem Eckart,

nahen heute auch wir, deutsche Ingenieure, um Dir zu danken, daß Du des deutschen Namens Ansehen in aller Welt gemehrt, mit weiser Kunst und fester Hand den Frieden uns erhalten hast, den Frieden, in dessen Schutze die deutsche Gewerbthätigkeit zu hoher Leistung erstarkt, zu führender Stellung im Wettbewerb der Völker gelangt ist.

Der Verein deutscher Ingenieure.

Adresse des Vereins deutscher Ingenieure.

Hier wurde er selbst von der Bevormundungskunst deutscher Polizei, sogar von Briefdiebstählen behelligt, hier schrieb er, wie die Polizeiagenten die angeblichen Gefahren anschwellen lassen wie Fausts Pudel, und wie sie die Sicherheit und den Ruf des Vaterlandes schädigen, während sie selbst unablässig im bengalischen Lichte der Staatsrettung strahlten. Da wurde Herr v. Bismarck ein Staatskritiker, wie nur der eingefleischteste Demokrat, da wuchs auch der sporenklirrende Junker über sich selbst hinaus. Mit den Füßen stand er noch auf vormärzlichem Boden, aber mit dem Haupte ragte er in das Reich hinein, das die deutsche Burschenschaft ersehnt hatte" . . .

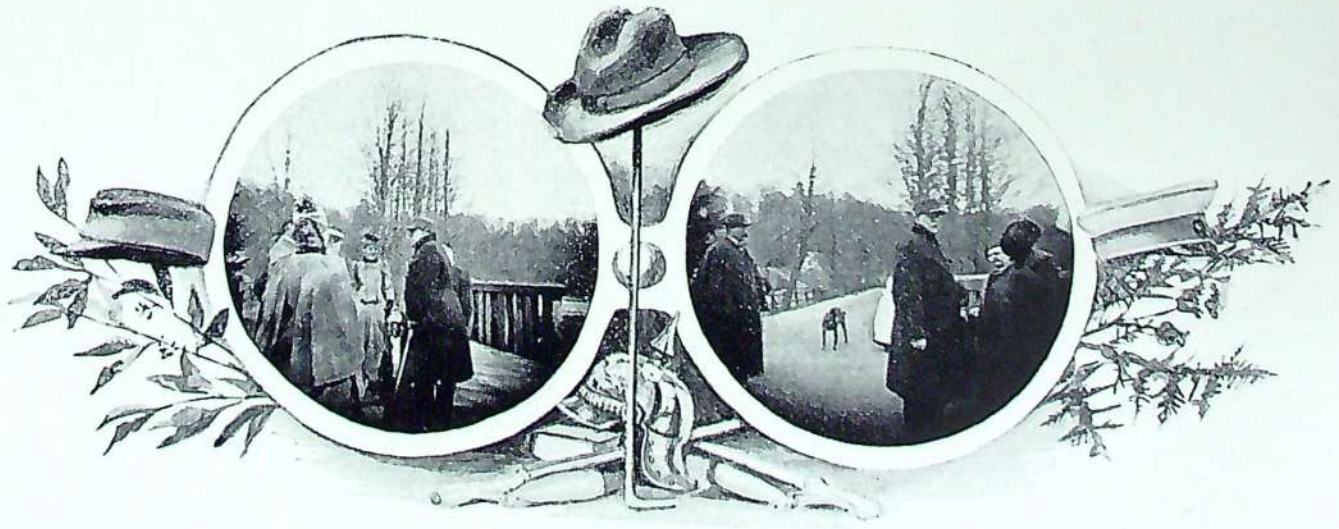
Es wird dann ausgeführt, wie sich das Parlament in Friedrich Wilhelm IV. geirrt, da mit ihm kein Kaiserreich zu gründen war. „Auch Wilhelm I. setzte nicht gern die Kaiserkrone aufs Haupt. Das Tagebuch des Kronprinzen hat manche Aufklärung gegeben, wie zögernd selbst Fürst Bismarck an die Frage ging. Standen doch manche tüchtigen Männer dem Kaiserthum ablehnend gegenüber . . . Indessen für die große Masse des deutschen Volkes war mit Sedan, nein, war schon am Tage der Kriegserklärung der Kaiser geboren. Noch vor einem Jahrzehnt hatte man die Mitglieder des Nationalvereins verfolgt, wie einst die Burschenschaften. Auf den Schlachtfeldern in Frankreich aber ertönte wieder das lange geächtete Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland?" Jetzt stimmten auch die Offiziere freudig ein: „Das ganze Deutschland soll es sein!" So hatten sich die Zeiten geändert. Aber 1870 hätte nicht zu den glorreichen Siegen geführt, wenn nicht der deutsche Liberalismus und in ihm die Burschenschaft, wenn nicht ein Menschenalter hindurch grade die Vorkämpfer der Freiheit den Geist geweckt und genährt hätten, der in den Tagen der Entscheidung Wunder thun sollte.

Was Fürst Bismarck heute zum Lobe der Burschenschaft sagen kann, das gilt von dem ganzen Liberalismus, denn sie sind höchstens zwei Aeste von demselben Stamme." —

Diese Gedanken enthalten sicher vieles Beherzigenswerthe. Wenn aber jemand, und der Deutsche thut es leider nur zu gern, einen Vorwurf daraus herleiten wolle, als habe Bismarck im Leben öfter seine Ansicht geändert, so möge er bedenken, was der Fürst am 12. Februar 1885 vor den Landesvertretern sagte:

„Ich lerne vom Leben, ich lerne, so lange ich lebe, ich lerne noch heute. Wenn Sie, meine Herren, das nicht mit sich selbst erlebt haben, wenn Sie nie mit dem überlegenen Lächeln dessen, der es besser weiß, zurücksehen auf Ihre eigenen Thorheiten, dann kann ich nur empfehlen: Fangen Sie, so spät es sein mag, fangen Sie mit diesem Selbststudium an, dann sind Sie in Bezug auf das bekannte „Erkenne Dich selbst!" doch noch weiter zurück, als es jemand sein sollte, der über die wichtigsten Interessen des Reiches mitreden will."

Aber die alten engherzigen Gegner Bismarcks begannen weder mit dem Selbststudium, noch mit dem Studium der wahren Bedeutung des Fürsten für unser nationales Leben. Hätten sie diese wohlwollend studirt, so würden sie es ihm nicht wie ein Verbrechen anrechnen, wenn er zu einer besseren Ansicht kam. Sonderbarer Widerspruch: Sie hassen ihn, sobald er eine der ihrigen entgegengesetzte Meinung hegt, und verfolgen ihn gleichfalls mit Haß, sobald er sich der ihrigen nähert. Diese Kurzsichtigkeit und kleinliche Gehässigkeit sollte zehn Jahre später unseren parlamentarischen Zuständen einen Stempel der Schmach aufdrücken, wie er seit Anfang der Geschichte nicht beschämender gedacht werden konnte. Das hohnvolle Ereigniß, welches zwar von den Vertretern, aber glücklicherweise nicht von den Mitempfindern des deutschen Volkes herbeigeführt und bis in die fernsten Theile der Erde, selbst von den erbittertsten auswärtigen Feinden des Fürsten, mit lebhaftester Empörung aufgenommen wurde, soll in unserer Schilderung der unvergleichlichen Geburtstagsfeier hier seinen Platz finden. Denn nichts ist mehr geeignet, die Verehrung Bismarcks in seinen Freunden zu steigern und in seinen einsichtsvollen Feinden, deren es, Gott sei dank! genug giebt, zu wecken.



Der Reichstagsbeschluß.

Am 23. März 1895 hieß es nämlich plötzlich in den Zeitungen:

„Das preußische Abgeordnetenhaus nahm den Antrag des Abgeordneten Achenbach, dem Fürsten Bismarck anläßlich seines bevorstehenden 80. Geburtstages die Glückwünsche des Hauses der Abgeordneten durch den Präsidenten darzubringen, mit großer Mehrheit an; der Reichstag lehnte mit 163 gegen 146 Stimmen einen gleichen Antrag des Präsidenten v. Levetzow ab."

Von der Ungeheuerlichkeit, welche die letzten Zeilen dieses Berichts enthielten, war das deutsche Volk wie betäubt. Aber bald sollte das erlösende Wort gesprochen werden, welches von dem häßlichen Banne befreite und den Zorn des Volkes zu einer selten gesehenen Höhe entfachte, denn auf die Nachricht von dem Reichstagsbeschlusse richtete Kaiser Wilhelm II. sofort das schon erwähnte Telegramm an den Fürsten Bismarck.*)

Daß der Kaiser sogleich warmherzig und energisch seinen Gefühlen Ausdruck gab, erregte überall, auch im Auslande, eine lebhafte Freude. Das Telegramm erschien allen als die wuchtigste Abwehr hämischer Rache, denn der Beschluß des Reichstags, jenes Reichstags, den Bismarck und Millionen todesmuthiger Kämpfer geschaffen hatten, zeugte nicht mehr von einer ehrlichen Gegnerschaft gegen den Fürsten, sondern von der erbärmlichen Sucht, ihm, dem siegreichen Löwen, unter dem Schutze der Unverletzlichkeit des Parlaments einen Fußtritt zu versetzen. Der gewaltige Unwille des Volkes darüber äußerte sich, wo nur Zwei zusammentrafen. Unzählige Entrüstungsadressen wurden an den Fürsten gesandt. Nicht minder zeigte die gesammte deutsche Presse, soweit sie national dachte und empfand, die tiefste Entrüstung über den Reichstag, dagegen die lebhafteste und aufrichtigste Zustimmung zu der vernichtenden Kritik, die der Kaiser geübt hatte.

Eine Blumenlese einiger hervorstechender Aeußerungen von Zeitungen der verschiedenen Bundesstaaten und Parteirichtungen gehört mit zu dem Köstlichsten und Erhebendsten, was der Vaterlandsfreund lesen und der Ausländer als Ausdruck gesunden nationalen Empfindens ansehen kann.

Die „Post" schrieb so:

„Neben dem Gefühle flammender Entrüstung kommt alsbald das Gefühl der tiefsten Beschämung darüber, daß die Vertretung des deutschen Volkes in ihrer Mehrheit sich so wenig von deutsch-nationalem Bewußtsein, aber so sehr von kleinlichster und jämmerlichster Parteisucht erfüllt zeigt. Die Schamröthe steigt dem Vaterlandsfreunde in das Gesicht, wenn er daran denkt, daß die Vertretung des deutschen Volkes in einem großen Moment, wo es galt, einmüthig begeisterten Zoll der Dankbarkeit dem großen Manne darzubringen, welchem Deutschland die Erfüllung jahrhundertelanger Sehnsucht und auch die Wiederherstellung des Reiches verdankt, so kläglich klein und kleinlich sich erwiesen hat."

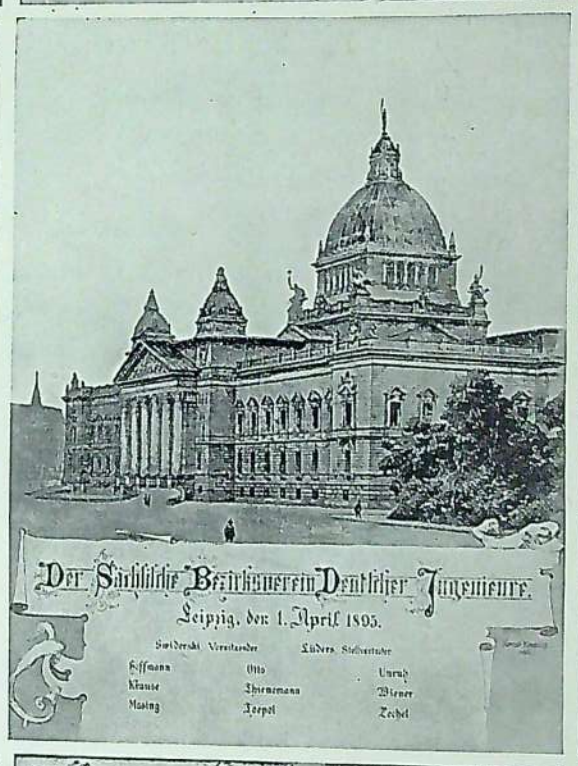
Die „National-Zeitung" sprach sich folgendermaßen aus:

„Der deutsche Reichstag hat sich bloßgestellt wie niemals vorher die Vertretung eines großen Landes . . . Mit seinem kläglichen Beschluß hat er sich an der 25jährigen Gedenkfeier der Ereignisse von 1870 betheiligt, welche dieses Jahr uns bringt. ‚Deutscher Jammer!' sagten wir vor acht Tagen — ‚Deutscher Jammer!' können wir heute nur wiederholen."

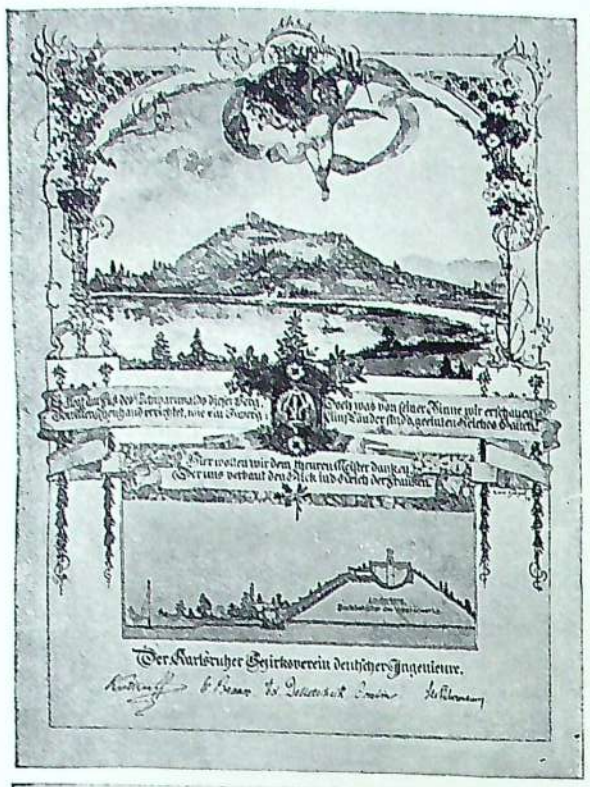
Die „Kreuz-Zeitung" gab dieses Urtheil ab:

„Herr von Kardorff hat gesagt, daß der Reichstag sich damit vor der ganzen Welt für Gegenwart und Zukunft lächerlich gemacht. Wir gehen weiter: Mit Schmach hat er sich bedeckt!"

*) Siehe S. 8.



Adressen der Bezirksvereine deutscher Ingenieure.



Adressen der Bezirksvereine deutscher Ingenieure.

Die „Münchener Allgemeine Zeitung" sprach:

„Der weltgeschichtliche Skandal, den man nach den Ankündigungen ultramontaner Blätter erwarten mußte, ist Thatsache geworden . . . Es wird dem Vaterlandsfreunde, der seine persönliche Ehre verknüpft fühlt mit der Ehre seines Volkes, nicht leicht, sich mit dieser tief beschämenden Thatsache abzufinden und es wird ihm noch mehr erschwert werden durch die Aufnahme, welche dieses unerhörte Ereigniß im Auslande finden wird und muß. Was wir da zu hören bekommen werden an Ausdrücken der Verwunderung, des Spottes, der Verachtung und wohl auch der Schadenfreude, wird kein Ehrenblatt in der Geschichte des deutschen Stammes bilden. Und schlimmer noch als aller Tadel wird die Zustimmung, der Beifall sein, den diese Haltung des Reichstags da und dort bei den Feinden der deutschen Größe finden wird. Aber das Alles wird getragen werden müssen, denn an der einmal gefallenen Entscheidung läßt sich nun durch keine menschliche Macht mehr etwas ändern. Das Einzige, was sich thun läßt, ist die Erhebung lauten stürmischen Protestes gegen das vaterlandslose Votum einer dem deutschen Wesen im tiefsten Grunde entfremdeten Reichstagsmajorität. Die richtige Antwort an diese Volksvertretung ist ein gewaltiger Aufschrei der Entrüstung, der donnernd durch die deutschen Lande geht. Es wird daran nicht fehlen, denn das deutsche Volk weiß, was ihm sein Bismarck ist. Sein Glückwunsch aber an den Schöpfer seiner Größe wird um so lauter, um so herzlicher, sein Dank um so heißer, um so inniger sein, denn es wird glauben, ersetzen und gut machen zu müssen, was seine gewählten Vertreter, vom Parteigeiste mißleitet und verblendet, versäumt und gesündigt haben."

Wie unser „Bismarck-Denkmal" glänzend zeigt, ist das Gutmachen auch in jeder Hinsicht geschehen. Nicht das deutsche Volk, nur etwas mehr als ein halber Saal voll Männer, die auf eigene Hand ihre Parteistellung bis zur Lächerlichkeit trieben, sprach die Nichtbetheiligung an den Bismarcktagen aus. Das verkündeten laut auch alle treugesinnten Zeitungen, wie dies folgende Bemerkungen der „Leipziger Neuesten Nachrichten" zeigen:

„Die Schande des deutschen Reichstags ist jetzt aller Welt offenbar geworden, in die Bücher der Weltgeschichte wird sie eingezeichnet werden, und nichts wird vermögen, dies schwarze Blatt auszulöschen . . . Das Volk in seiner Mehrheit hat keinen Antheil an der Schande des Reichstags, es ehrt den Fürsten freiwillig und ehrt damit sich selbst. Und die Zeit wird kommen, wo dies Volk endlich tabula rasa machen wird mit diesen Gesellen, die dem deutschen Namen im eigenen Hause Unehre machen und ihm den Makel der Undankbarkeit angeheftet haben für alle Zeiten."

Die Innungen in Friedrichsruh.

Fast alle vaterländisch denkenden Blätter erwarteten oder verlangten die Auflösung des Reichstags. So schrieben die „Berliner Neuesten Nachrichten":

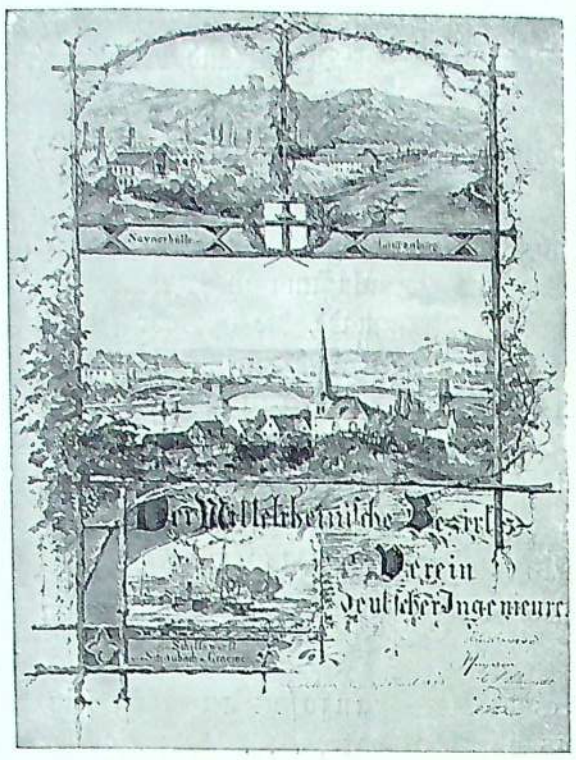
„Es mehren sich die Stimmen derer, welche der Ansicht sind, daß die richtige Antwort auf die Ablehnung des Antrages die sofortige Auflösung des Reichstags sein würde. Die Nation würde ein solches entschlossenes Vorgehen der Regierung durchaus verstehen und in allen ihren nationalen Elementen freudig begrüßen. Das ‚Quousque tandem?' schwebt schon längst vielen Männern auf den Lippen."

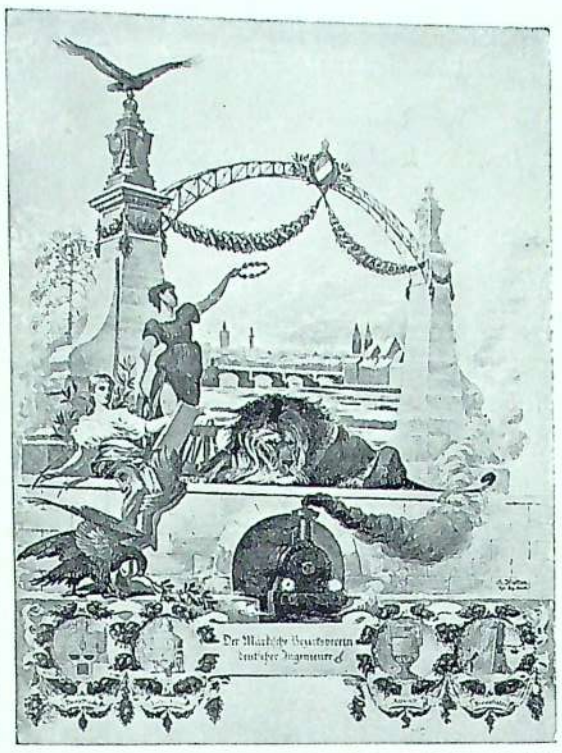
Zahllose Entrüstungsbeweise wurden von dem in Vaterlandsliebe erglühenden Volke sofort gegeben. Erhebend war folgendes Telegramm an den Kaiser Wilhelm II.:

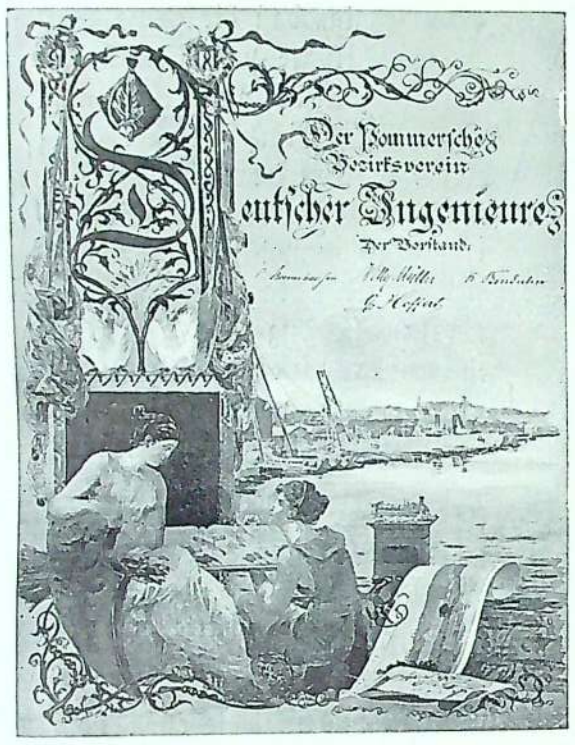
„Die Königlich Sächsischen Militärvereine des Bundesbezirks Leipzig, 12000 alte Soldaten, in deren Sinne und Geiste Ew. Majestät die für das deutsche Volk so schimpfliche Ablehnung der Ehrung Bismarcks durch den Reichstag so trefflich gekennzeichnet haben, wagen es, Ew. Majestät allerunterthänigsten Dank zum Ausdruck zu bringen. Gott schütze und segne unseren Kaiser!"

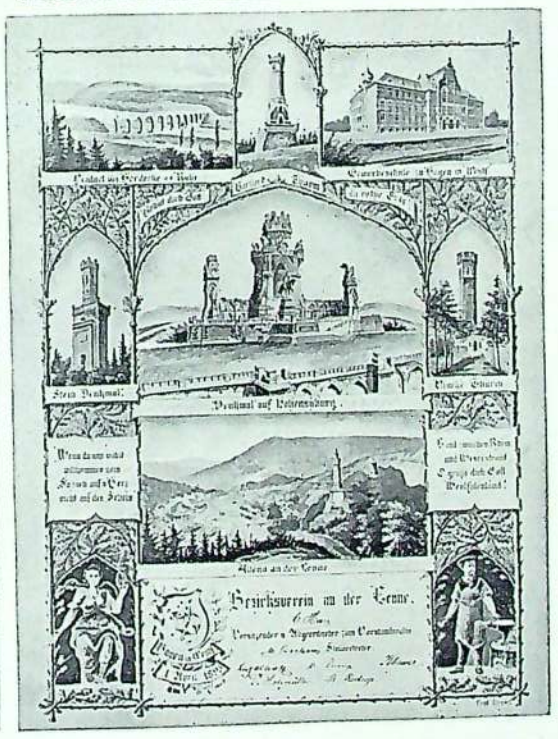
Die alten tapferen Helden unter den Militärvereinen hatten einst mit Blut zusammengekittet, was der Reichstag jetzt verleugnete, indem er Bismarck zu erniedrigen gedachte. Mit den Kriegern stimmte voll und ganz die Bürgerschaft Leipzigs überein, denn gleich nach dem Eintreffen der bekannten Depesche über die Reichstagssitzung am Sonnabend versammelte sich sofort eine große Anzahl dortiger Bewohner und Geschäftsinhaber vom Marktplatze und beschloß einstimmig, am Sonntag das Reiterstandbild des Fürsten würdig zu schmücken. Diese Schmückung geschah denn auch in prächtiger Weise. Das Postament zierte eine starke Lorbeerguirlande und ein mächtiger Lorbeerkranz mit schwarz-weiß-rother Schleife. Die Brust der Figur und den Helm umgab gleichfalls je ein Lorbeerkranz — eine treffende Antwort der Leipziger Bürger auf den Reichstagsbeschluß.

Sehr bemerkenswerth ist, was die französischen öffentlichen Stimmen zu dem Vorfalle äußerten. Die kleinere Presse jubelte hell auf, und schon die Ueberschriften ihrer Artikel lassen darauf schließen, wie sie den Fall besprach, denn









Adressen der Bezirksvereine deutscher Ingenieure.

diese hießen: Ein stürmischer Gedenktag. Der verleugnete Bismarck. Ende des Ruhmes. Von Deutschland verleugnet. Bismarck vom Reichstag verachtet. Ein Schlag gegen den Kaiser.

Die besonneneren Blätter aber verkannten die wahre Bedeutung des Votums keinen Augenblick. So schrieb der „Temps“:

„Für den unparteiischen Zuschauer liegt in der Haltung der Mehrheit des Reichstags etwas schwer zu erklärendes ... Beim ersten Blick sollte man meinen, daß in dem Antrage des Herrn von Levetzow keine Veranlassung zu irgendwelchen Schwierigkeiten liege. Es war keine politische Frage. Fürst Bismarck verdankte der Ungnade, die ihn vor seinem Tode von der Leitung der Geschäfte entfernte, doch das Vorrecht, noch bei Lebzeiten in die Geschichte getreten zu sein. Er gehört der Regierung nicht mehr an und ist nur der Vertreter der Vergangenheit. Und diese Vergangenheit legte wahrlich Deutschland eine Dankesschuld auf. Wem verdankte es denn die Verwirklichung des so lange vergeblich von Geschlechtern von Idealisten erhofften Einheitstraumes? Wem verdankte es die europäische Vorherrschaft, deren sich gerade die Leute so gern rühmen, die sie weder errungen, noch verdient oder ausgenutzt haben? Bot sich nicht eine ganz natürliche Gelegenheit, die unglaubliche Feigheit vom März 1890 wieder gut zu machen?“

Ganz ähnlich äußerte sich das „Journal des Debats“. Der „Jour“ aber, welcher von dem sonst sehr chauvinistischen Laurent geleitet wird, sprach energisch:

„Wir lieben in Frankreich den Fürsten Bismarck nicht sehr, dennoch wird es vielen Franzosen anstößig sein, zu erfahren, daß der deutsche Reichstag soeben eine höfliche Begrüßung seines Alters abgelehnt hat .... Der Kanzler beschließt sein Leben in Zurückgezogenheit, aber die Erinnerung an seine Thaten ist noch so lebendig, daß die ganze Welt seine öffentliche Laufbahn mit der nationalen Erhöhung Deutschlands identificirt, und das unverfälschte politische Gefühl der Massen kann seinen Namen nicht von der des Vaterlandes trennen. Trotzdem hat der Reichstag mit der verhältnißmäßig großen Mehrheit es soeben abgelehnt, ihn zum achtzigsten Geburtstag zu beglückwünschen. Unter Schimpfen, Beleidigungen und blutigen Vorwürfen drehen die Freisinnigen, Socialisten und Partikularisten dem Manne den Rücken, den wir Franzosen uns gewöhnt haben als die ruhmvollste Vertretung ihres Landes anzusehen. So war Kaiser Wilhelm moralisch verpflichtet, dem alten Diener seines Vorgängers eine Depesche voll unwilliger Empörung über den Undank und die Vergeßlichkeit so vieler Deutschen zu senden ... Das Benehmen des Reichstags erscheint uns als ein Beweis der politischen und moralischen Unterlegenheit des Volkes, das nicht einmal ganz und gar ihm geleistete Dienste anzuerkennen weiß und es verschmäht, den großen Nationalstolz über den elenden Parteihader zu setzen. Wir müssen das bekennen, Kaiser Wilhelm aber hat entschieden vor seinen Unterthanen den Vorzug, zu erkennen, was die wahre Größe seiner Rasse ausmacht. In seinem Widerspruche liegt mehr wirkliche Großmuth und Patriotismus als in allen ihren Abstimmungen.“

Gleich gerecht sprach sich die „Patrie“ aus. Einige Zeit früher hatte Bismarck selbst zu einem großen deutschen Geschichtsforscher gesagt, als das Gespräch auf die langsamen Vorarbeiten für das Nationaldenkmal des Fürsten kam: „Ich brauche eigentlich kein Denkmal, ich habe mir selbst eins gesetzt, es ist der deutsche Reichstag.“ Er hatte nur zu sehr recht, denn es hätte müssen so sein. Und nun verleugnet ihn dieser Reichstag.

Die übrigen ausländischen Zeitungen gaben ebenfalls ihrer Entrüstung scharfen Ausdruck, und um die etwa noch schlafenden oder widerstrebenden Geister des deutschen Volkes aufzurütteln, sollen hier einige Kundgebungen aufbewahrt werden. Englische Blätter, wie die „Pall Mall Gazette“, sagten geradezu, daß sich das deutsche Volk seiner Vergangenheit unwürdig zeigen werde, wenn es nicht bei den nächsten Wahlen jenen 163 Abgeordneten, die gegen die Bismarckehrung stimmten, zu verstehen gäbe, daß ihre Dienste im zukünftigen Parlamente nicht länger beansprucht werden. Die Gelegenheit sei so formell und nichtpolitisch gewesen, daß selbst der Abgeordnete Richter, der verbissenste Gegner des Fürsten, sich hätte erinnern sollen, daß er **Deutscher von Bismarcks Gnaden** sei.

Die radikale „Westminster Gazette“ verglich den glänzenden Empfang, der kurz vorher dem großen englischen Greise Gladstone bei der Rückkehr am Charing Croß-Bahnhof zu Theil geworden war, mit der Mißachtung, die man Bismarck bewiesen hatte. Sogar die radikalen Zeitungen „Daily News“ und „Daily Chronicle“ tadelten heftig die Haltung des Reichstags, welche der „Daily Graphic“ als eine Schmach für Deutschland bezeichnete.

In Oesterreich-Ungarn fand überall die Aeußerung der Empörung Widerhall. Die „Neue Freie Presse“, welche sonst Fühlung mit den fortschrittlichen Politikern des deutschen Reichstags hatte, schrieb in ehrlicher Weise:

„Nach einem freisinnigen Worte Lessings giebt es Kunstwerke, bei deren Kritisirung nur das Publikum durchfallen kann. So giebt es auch geschichtliche Größen, denen gegenüber nur jene Fiasko erleiden können, die deren Markstein setzende Thätigkeit nicht würdigen wollen oder nicht zu würdigen vermögen. Die Worte der Entrüstung, die der deutsche Kaiser in einer Depesche an Bismarck aussprach, geben ganz gewiß den Empfindungen der Volksmehrheit Ausdruck. Im deutschen Reichstage hat beides zusammengewirkt, der böse Wille und die mangelnde Einsicht. Der deutsche Reichstag habe sich lächerlich gemacht, meinte der Abgeordnete v. Kardorff, und er

hat nach der komischen Seite hin vollkommen Recht. Aber wichtiger ist da noch die ernstere Seite. **Noch immer steht den Deutschen das Fraktionsinteresse über dem Staatsinteresse, die Besonderheit über der Allgemeinheit.** Der jetzige Reichstag, das hat auch das Schicksal des Präsidenten-Antrages erwiesen, ist entweder nicht die korrekte nationale Repräsentanz der Deutschen oder die Deutschen sind national noch nicht völlig reif."

Dieses klare Urtheil trifft nur zu sehr die wunden Punkte des deutschen Nationallebens, denn zum größten Theil hat das Wort Geltung: „Die große Zeit Deutschlands fand ein kleines Geschlecht." Dieses kleine Geschlecht war großgezogen worden durch geschwätzige und gehässige Widersacher der Regierung, welche das Volk in seiner Verblendung für bedeutend hielt, sie, die es nie vermocht haben, sich an „das große Ganze anzuschließen" und darum in Selbstsucht und Rachegefühl aufgingen. Daß aber das Volk die Geister, welche „stets verneinten", nicht ihrem wahren Werthe nach erfaßte, hatte seinen Grund in dem beschränkten und kleinlichen Gesichtspunkt, welcher dem Volke durch das Nationalelend

Der Fürst und Graf Herbert vor dem Balcon.

langer Jahrhunderte aufgezwungen worden war. Der lange geknechtete Geist eines Leibeigenen, der plötzlich und unerwartet die Freiheit erhält, muß erst durch das Leben langsam dazu erzogen werden, daß er sich der Höhe seines neuen Zustandes würdig zeigt. Und Leibeigene waren die Deutschen seit Jahrhunderten, sowohl auswärtiger Völker, als auch der eigenen Zwietrachtsäer. Daß bei solchem Uebergangszustande auch die jetzige Jugend sich noch nicht völlig der „großen Zeit" entsprechend zeigen kann, ist selbstverständlich, wenn auch tief zu beklagen. Wie könnte sie sonst so stark dem leiblichen und geistigen Gigerlthum huldigen? Aber nur Muth! Das Volk wird seine großen Errungenschaften ihrem inneren Werthe nach verstehen lernen. Waren die Gigerl nicht auch die entarteten Kinder der großen revolutionären Umgestaltung in Frankreich vom Jahre 1789? Auch damals fand „die große Zeit ein kleines Geschlecht." Noch stets ist das Gigerlthum der Vorbote des erstarkenden Nationalgeistes gewesen, es ist das welke Laub am neutreibenden Baume des Völkerlebens. Möchte es nicht zu seiner Entfernung eines gewaltsamen Sturmes bedürfen, wie es bei dem Gigerlthum vor 1806 der Fall war!

Zu dem Ereigniß im Reichstage, daß den Patriotismus so hoch aufflammen ließ, müssen wir noch einige auswärtige Urtheile fügen. Sie sollen ja dazu dienen, jedem Deutschen vor einem vaterlandslosen Beginnen die Schamröthe ins Gesicht zu treiben.

Groß war die Entrüstung der italienischen Zeitungen. In einem Telegramm des „Berliner Tageblattes“ hieß es: „Rom, den 25. März. In den politischen Kreisen aller Parteien macht die Abstimmung des deutschen Reichstags einen sensationellen, peinlichen Eindruck. Das offiziöse „Giornale“ commentirt die Abstimmung, indem es unter dem Titel ‚Die Rache der Pygmäen‘ den Reichstag mit Spott und Vorwürfen überschüttet. Das Blatt feiert das Telegramm des Kaisers an den Fürsten Bismarck und schreibt: ‚Gesegnet sei die Hand, welche dies Telegramm aufsetzte, denn heilige Worte hat sie niedergeschrieben.‘ Die „Opinione“ und die „Tribuna“ verhöhnen in überaus bitteren Worten die deutsche Dankbarkeit. Die übrigen Blätter äußern sich in ähnlichem Sinne. — Die deutschen Künstler Roms unter dem Präsidium des Professors Meurer sandten an den Kaiser ein Dankgelübde für sein Telegramm an den Fürsten Bismarck.“

Gerade das neugeeinte Italien mußte die hohen Verdienste eines Mannes, der ein zerstückeltes, ohnmächtiges Reich wieder zusammenfaßte und zu hohem Ansehen, zu hoher Herrlichkeit erhob, am besten beurtheilen können. Und es gab dies Urtheil ohne Unterschied der Partei und ohne die Engherzigkeit und Kurzsichtigkeit jener Kammerdienernatur, für welche es keinen Helden giebt und die bei Beurtheilung wahrer Größe so vielfach dem Deutschen anhaftet.

Adresse des Bayerischen Bezirksvereins deutscher Ingenieure.

Das weitverbreitete holländische Volksblatt „Het Nieuws van den Dag“, eine völlig liberale Zeitung, schrieb bereits vor dem Bekanntwerden des Reichstagsbeschlusses voll bitterer Verachtung über die Vorberathungen:

„Deutscher Reichstag und preußischer Landtag berathschlagen heut in dem viertelhundertjährigen Jubeljahr des ruhmreichen Krieges von 70, der Deutschland die Einheit brachte, berathschlagen heut — sollte man es glauben! — über die Frage, ob man dem Begründer des Reichs, dem nicht größer zu machenden Bismarck am 1. April bei Gelegenheit seines 80. Geburtstags eine Glückwunschdeputation schicken solle oder nicht. Pygmäen, die sich glücklich schätzen sollten, den Riesen noch einmal anzuschauen! Liliputaner, für welche es eine Ehre sein muß, zwischen den Fußsäulen dieses Colosses im Gänsemarsch hindurchzuschreiten!“

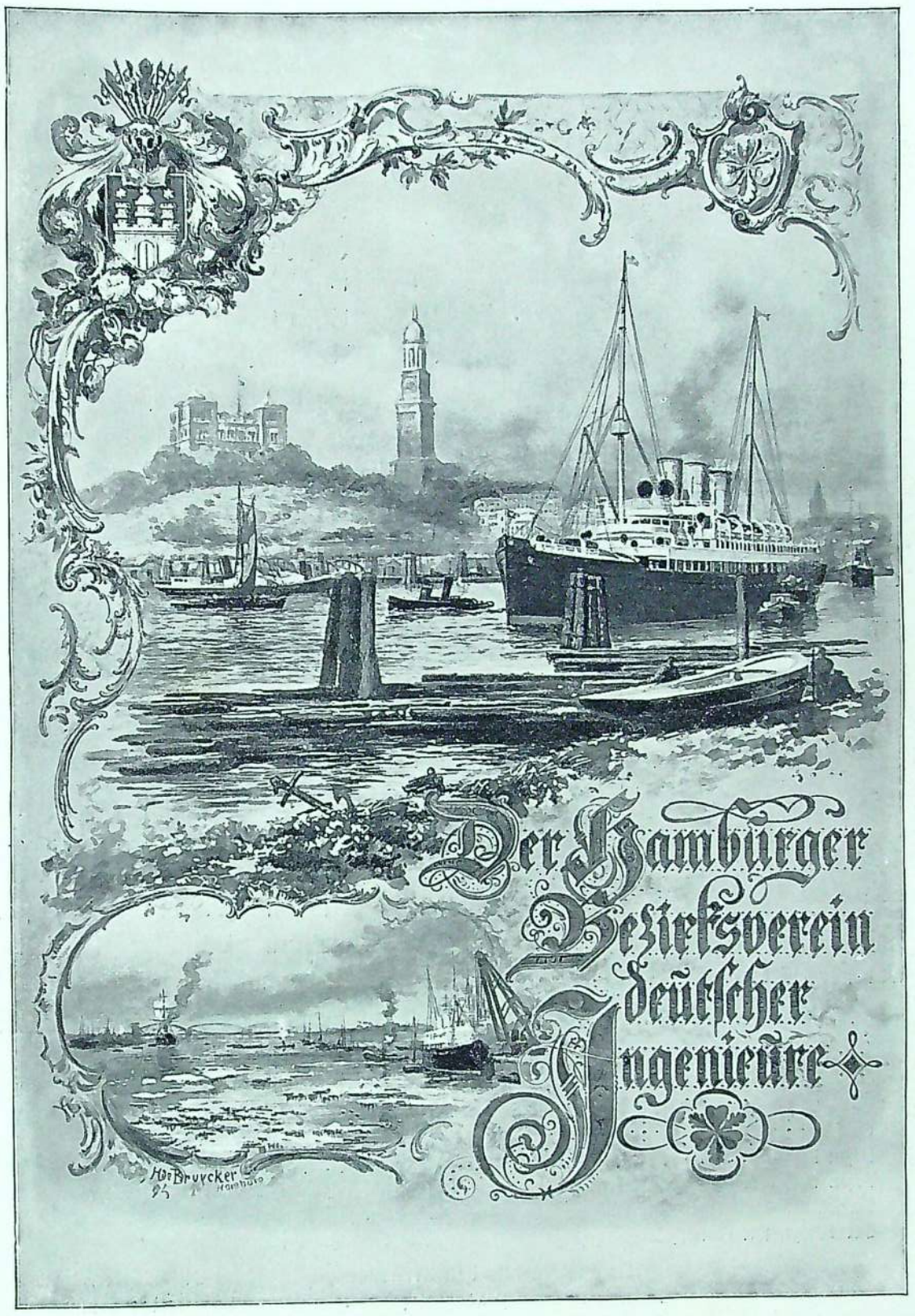
Der Schluß des Artikels lautete:

„Wer am 1. April, diesem Festtag, ein Unrecht übt und zwar gegen sich selbst am meisten, das sind die, welche abseits stehen und fehlen! Thatsachen, wie solche, daß das deutsche Reich besteht und sein Begründer 80 Jahre alt wird, lassen sich nicht hinwegwaschen und verlieren nichts an Wahrhaftigkeit dadurch, daß ein Theil der Volksvertretung, und wäre es auch der größte, heute Enthaltung übt.“

Solche Worte, die rückhaltlos die Größe Bismarcks anerkennen und feiern, sind herzerquickend für jeden deutschen Vaterlandsfreund, sie schlingen um ihn und die, welche sie schrieben, ein gemeinsames Band und lassen erkennen, daß es noch viele giebt, deren ideale Gesinnung über politische Feindschaft oder diplomatische Nörgelei erhaben ist. Glücklicherweise waren auch viele von

denen in Deutschland, welche äußerlich zu den ablehnenden Parteien gehörten, mannhaft genug, öffentlich kund zu geben, daß sie den berüchtigten Beschluß nicht billigten. So erklärte am 24. März Valer Graf Matuschka aus Langmeil bei Züllichau:

„Als guter Katholik und deutscher Patriot erkläre ich hiermit öffentlich, daß der Beschluß des Centrums, den großen Schöpfer des deutschen Reichs zu seinem 80. Geburtstage nicht zu beglückwünschen, von Millionen Katholiken als eine unsterbliche Blamage dieser Partei bedauert wird, welche mit den Parteien des Umsturzes und der Reichsfeinde sich als identisch erwiesen. Ich halte es als Katholik für eine ernste Pflicht, Namens von Millionen meiner Glaubensbrüder diese Erklärung zu veröffentlichen, um uns nicht dem Verdacht auszusetzen: ‚Qui tacet, consentire videtur.'*)



Adresse des Hamburger Bezirksvereins deutscher Ingenieure.

In gleichem Sinne schrieb das gut katholische Blatt „Der Westfale", welches der ehemalige Centrumsführer Herr von Schorlemer-Alst ins Leben gerufen hatte:

„Fürst Bismarck ist der verdienstvollste Staatsmann Preußens und Deutschlands, den die neuere Zeit kennt, und hat zu seinem 80. Geburtstag eine Ehrung seines Volkes vollauf verdient. Wer ähnlich wie die Franzosen das Vogesenloch, den Culturkampf stetig vor Augen behalten will, mag sich zurückhalten. Wir für unseren Theil halten es mit der Absicht eines preußischen Bischofs, der noch zur Zeit seine Diöcese mit Kraft und Weisheit regiert. Der hochwürdigste Herr erzählte dem Schreiber dieser Zeilen bei einer Audienz, daß er eine Unterhaltung mit dem eisernen Kanzler in den 80er Jahren zu den interessantesten Stunden seines ereignißreichen Lebens zähle, und knüpfte daran die Bitte, man möge die Person des alten Herrn, an welchen doch niemand heranreiche, in der Presse nach Möglichkeit schonen. ‚Schonen Sie mir den alten Bismarck!' lautete sein Abschiedswort. Aehnlich hat sich bekanntlich Papst Leo ausgesprochen, indem er nach Bismarcks Rücktritt gelegentlich sagte: ‚Mi manca Bismarck'.**)

Ebenso erhob sich, was bemerkenswerth ist, in den Ländern, welche von 1864 bis 1870 Preußen oder Deutschland angegliedert wurden, eine Hochfluth von Huldigungen für Bismarck in Folge des Reichstagsbeschlusses. So hieß es aus Kassel:

„In den Kreisen der Bürgerschaft hat die Weigerung des Reichstages, dem Fürsten Bismarck zu gratuliren, patriotische Kundgebungen hervorgerufen. Mehrere Vereinigungen sandten Huldigungstelegramme an den Fürsten ab."

Demnach war das, was den ersten Reichskanzler des deutschen Reichs tief beleidigen sollte, Veranlassung geworden zu einer weltumfassenden Huldigung, wie man sie vorher nicht für möglich hielt.

---

*) Wer schweigt, scheint zuzustimmen.

**) Mir fehlt Bismarck.

Bismarcks Heim.

Rückblick auf früheres Ringen nach Deutschlands Einheit.

Wenn die, welche seit 1815 freudig Hohn, Ketten, Elend der Flucht und selbst den Tod für die Einigung Deutschlands auf sich nahmen und dennoch nichts erreichten, wenn diese ihre kläglichen Epigonen in jenem Reichstage vom 23. März 1895 mit vollem Brustton die Verdienste des Erretters Deutschlands aus der Schmach langer Jahrhunderte hätten wegleugnen hören, welche hohe sittliche Entrüstung, welch' heiliger Zorn würde sie ergriffen haben! Diesen Nachkommen, diesen Erben ihrer Politik und Hoffnung hätten sie Worte der Verachtung ins Gesicht geschleudert, sich von ihnen losgesagt.

Wie hatten sie einst mit heißer Sehnsucht das herbeigewünscht, was wir heute in friedlicher Ruhe, in sonnigem Glück genießen! Welche bitteren Thränen hatten sie vergossen, weil sie kein Ende des deutschen Elends ersahen!

Und doch bei aller grimmen Enttäuschung erstarb nicht in ihnen die fromme Erwartung, daß die Enkel einst die alte Kaiserherrlichkeit wieder erleben würden. Unzählige fanden damals — es war Anfangs der vierziger Jahre — den Ausdruck ihrer unauslöschlichen Hoffnung wieder in dem ergreifenden Liede, das Emanuel Geibel sang:

„Durch tiefe Nacht ein Brausen zieht
Und beugt die knospenden Reiser,
Es klingt im Wind ein altes Lied,
Das Lied vom deutschen Kaiser.
Mein Herz ist jung, mein Herz ist schwer
Und kann nicht lassen vom Lauschen,
Es klingt, als zög' in den Wolken ein Heer
Es klingt wie Adlers Rauschen.

Viel tausend Herzen heimlich glühn
Und harren wie das meine,
Sie hören den Klang und hoffen kühn,
Daß roth der Tag erscheine.
Deutschland, du schön geschmückte Braut,
Schon träumt sie leis und leiser,
Wann weckst du mit Trommeten laut,
Wann führst du sie heim, mein Kaiser?"

Dem, dessen Hoffnungen nicht in Erfüllung gehen, wird gar leicht von überweisen Männern der Name „phantastischer Schwärmer" und „unpraktischer Idealist" verliehen. Diesem Schicksal sind auch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts die Ringer nach Deutschlands Einheit verfallen Mit Unrecht! Sie waren sich zielbewußt, aber ihre Stunde war noch nicht gekommen, sie waren ohnmächtig gegen das neidische Geschick.

Ein anderes Gedicht, im Februar 1849 von J. G. Fischer verfaßt, verdient hier Erwähnung. Es lautet:

Erheb dich wie aus einem Munde,
Du Schrei der Noth nach einem Mann!
Das deutsche Fahrzeug geht zu Grunde,
Es fängt schon tief zu sinken an.
Schon bog es hoffend um die Klippe,
Schon nach dem Hafen bog der Zug,
Da fiel auf der Bemannung Sippe
Der Wahn, wie er noch keinen schlug.

Sie riß herab der Einheit Fahne —
O unerhörte Meuterei!
Und Jeder schrie in seinem Wahne:
„So bin ich stark, so bin ich frei!"
Du herrlich Schiff, das uns getragen,
Ist's möglich, läßt es Gott geschehn,
Daß Du zertrümmert und zerschlagen
Und rettungslos sollst untergehn?"

Tritt aus der Führer wildem Zanken
Kein so antiker, ganzer Mann,
Der den unsterblichen Gedanken
Der deutschen Größe fassen kann?
Der ohne Ansehn und Erbarmen
Zu Hauf uns treibt im Schlachtenschweiß
Und dann mit unbeugsamen Armen
Die deutsche Mark zu runden weiß?

Nur einen aus den Millionen,
So weit die deutsche Langmuth haust!
Zum Heil der Völker und der Thronen
Nur eine eisern harte Faust,
Die wie ein Blitz durch alle Grade
Empor sich zum Diktator schwingt
Und die Rebellen ohne Gnade
In's starre Joch der Einheit zwingt!

Die, nicht erwägend und nicht wählend,
Aufstelle das Columbusei,
Daß nicht der Deutschen Schmach und Elend
Ein Spottlied aller Völker sei.
Komm, Einz'ger, wenn du schon geboren,
Tritt auf, wir folgen deiner Spur,
Du letzter aller Diktatoren,
Komm mit der letzten Diktatur!

Das Gedicht durchweht in jeder Zeile ein prophetischer Geist. Aber erst die sechziger Jahre, in welchen die von J. G. Fischer geschilderten Zustände ihren Höhepunkt erreichten, sollten den „Mann" bringen. Und das war Bismarck, der „im Schlachtenschweiß" und durch machtvolles Wort „mit unbeugsamen Armen" und „eiserner Faust" uns zur „Einheit zwang." Denn Widerwillige fand man in Menge vor.

Die Glückwünsche der Zeitungen.

Tagesschriftsteller haben vielfach das undankbare Loos, daß ihre schönsten, ihre durchdachtesten und tiefempfundensten Artikel im geräuschvollen Treiben des Lebens nur flüchtig beachtet werden. Andererseits aber, wenn ihre Worte wie lohendes Feuer zünden, bleibt ihr eigener Verfassername ungenannt und niemand erfährt, wem er die segensvollste Entflammung verdankt. Betrübend ist es daher auch für uns, daß wir die Verfasser nachfolgender herrlicher Artikelabschnitte nicht nennen können, wir müssen uns mit der Nennung der betreffenden Zeitungen begnügen. Ihnen gebührt ja allerdings der Ruhm in erster Linie, denn nur aus ihrem Geiste konnte der Artikel geboren werden.

Die „Kreuz-Zeitung", welche Bismarck einst mitbegründet hatte, erklärte pro domo, daß sie stolz darauf sei, „daß die ruhmvollsten Seiten der Geschichte der Kreuz-Zeitung für immer verbunden blieben mit dem Namen Bismarck." Sie ließ jeden Widerspruch,

„der sich in uns geregt hat, zurücktreten vor der Bewunderung, die wir ihm und seiner historischen That zollen. Er will als ein ganzer Mann betrachtet sein. Da aber erscheint es trotz allem als ein harmonisches Kunstwerk, wie der staatenbildende Genius ein größeres nie geformt und wie es, in der Fluth der Zeit, mit reineren Händen und idealerem Endzweck nie errichtet worden ist."

Der „Reichsbote" sah in der Gestalt Bismarcks seit 1891 das Nationalbewußtsein: „Alles, was sich verunstaltend an sie im Parteikampfe angesetzt hatte, ist abgefallen und er steht nur noch vor uns in der Gestalt, in welcher Gott ihn uns geschenkt hat, als der große Staatsmann, als der deutsche Nationalheld, der Typus deutscher, starker, christlicher Mannhaftigkeit, treu seinem Gott und seinem Könige, voll Liebe und Hingebung für sein Volk."

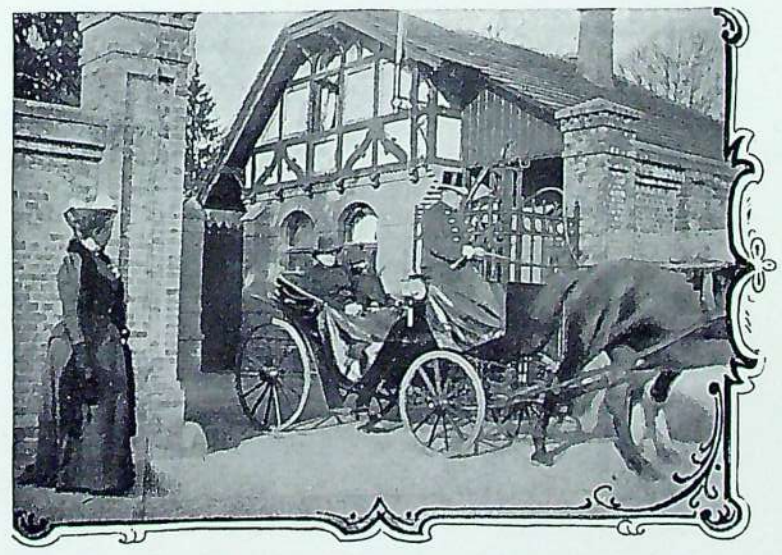
Die „Berliner Neuesten Nachrichten" knüpften an den Vers von Hoffmann von Fallersleben an:

„Wie könnt' ich dein vergessen,
Ich weiß, was du mir bist!"

Auch sie wollten damit sagen, daß sich ihnen in Bismarck das deutsche Reichsbewußtsein verkörpere, denn Hoffmann hatte die Verse auf das deutsche Vaterland gedichtet. Sie fuhren dann fort: „Der Gruß des alten Liedes, der dem Fürsten Bismarck im Juni 1892 bei dem unvergleichlichen Empfange in Dresden entgegenklang, heute (am 1. April) tönt er millionenfach aus allen Gauen des Vaterlandes. Der Kaiser, die regierenden Fürsten und die freien Städte, der Bundesrath und Einzelregierungen, Hochschulen und Gemeindevertretungen, Korporationen aller Art und unzählige Stimmen aus allen Berufsschichten des deutschen Volkes — sie wenden ihre Grüße dem Einen zu, um den alle Völker des Erdballs uns beneiden, dem Einen, dessen Name für ewige Zeiten von dem hehren Namen Deutschland unzertrennlich bleiben wird. Geschlechter werden kommen und vergehen, lichte und dunkle Tage werden für das Vaterland wechseln, aber was immer uns Deutschen an Größe noch beschieden sein möge — es wird nie an die glorreiche Spanne Zeit heranreichen vom Tage des Eiderüberganges am 31. Januar 1864 bis zum 18. Januar 1871 und an den gewaltigen Aufschwung der Friedensepoche, die darauf gefolgt und hoffentlich noch lange nicht beendet ist. Jede große Erinnerung aus der Zeit, die wir staunend durchlebt haben, wird sich für die fernsten Enkel an den Namen Bismarck knüpfen, für das mächtig emporragende Zeitalter Kaiser Wilhelms des Ersten ist er das Siegel und das Gepräge."

Die „National-Zeitung" bildete aus Luther, Schiller und Bismarck eine deutsche Dreiheit und sagte:

„Wenn in einem Menschenalter der Streit der Parteien über Bismarck verstummt, er selbst wie sein Kaiser Wilhelm aus dem grellen Lichte der unmittelbaren Wirklichkeit in den Schimmer des Mythos gerückt sein wird, dann wird, nicht wie jetzt für seine Bewunderer, sondern für alle Deutschen und alle kommenden Zeiten der Dritte neben Luther und Schiller stehen. Der eine hat uns den deutschen Glauben, der andere das deutsche Ideal, der dritte den deutschen Staat erworben und gegeben. In diesem Dreiklang Luther, Schiller, Bismarck klingt deutsches Wesen, deutsches Gemüth am vollsten und reinsten aus. Gerade das Begrenzte in ihnen, was sie anderen Völkern schwerer zugänglich und weniger liebenswürdig macht, verbindet sie mit uns, weil wir unseres Herzens-Schlag und unseres Denkens Eigenart darin empfinden."



Ausfahrt mit dem Grafen Rantzau.

Begegnung mit einer jungen Dame.

Die „Deutsche Tageszeitung“ feierte in Bismarck „den deutschen Mann, seinen Muth, seine Entschlossenheit, Beharrlichkeit und Festigkeit, seine Wahrheit und Ehrlichkeit, seine Treue“.

Die „Staatsbürger-Zeitung“ sah in Bismarck „das deutsche Volk selbst“, „den verkörperten Grundsatz nationaler Politik“.

Die „Schlesische Zeitung“ wies auf die „vielen und heißen Wünsche“ hin, welche Bismarck für das Vaterland bewegen mußten. „Wünsche des Friedens und Segens mögen es sein. Und ihm selbst, dem deutschen Volke, kann man nichts Besseres wünschen, als daß diese seine Wünsche sich erfüllten.“

Der „Berliner Börsen-Courier“ war „mit ganzem Herzen“ bei den Glückwünschenden und „überzeugt, auch diejenigen sind dabei, die laut gesagt haben, daß sie nicht mitthun wollten“.

Das „Leipziger Tageblatt“ nannte Bismarck „den Führer seines Volkes, wenn er auch fern von der Leitung des Staates stehe“.

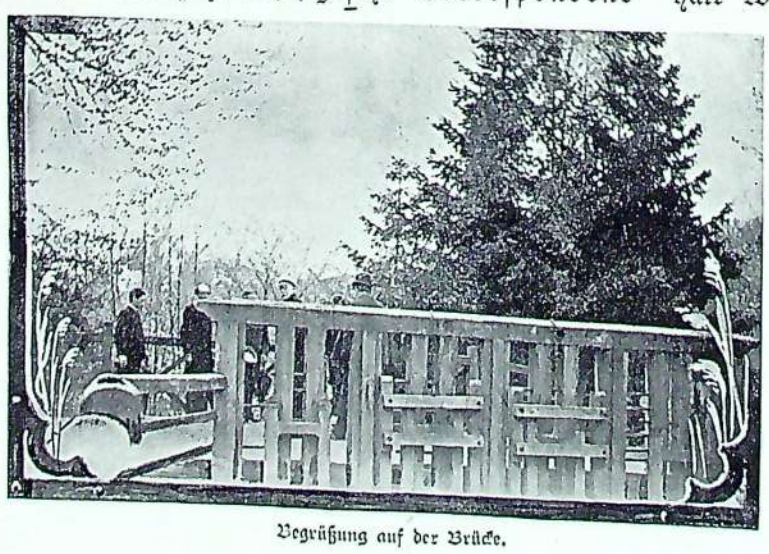
Der „Schwäbische Merkur“ schloß seinen Festartikel mit den sympathischen Worten: „Auch aus unserem Schwabenlande, dem einst, unvergessen und in den Geistern durch die Jahrhunderte nachwirkend, ein kraftvolles deutsches Kaisergeschlecht entstiegen war, dem Lande, dem Sänger und Seher der neuen deutschen Einheit entsprossen sind, geht ein Jauchzen und Grüßen und pflanzt sich fort von unseren Hügeln bis zur Mündung der Elbe, ein Jauchzen, wie man es noch nie gehört. Was wollen dagegen die paar Verdrossenen?“

Die gleiche Sprache voll Bewunderung und vaterländischer Begeisterung redeten die anderen süddeutschen Blätter, welche das Panier echt deutscher Gesinnung hoch halten, die „Münchener Neuesten Nachrichten“, die „Münchener Allgemeine Zeitung“ usw.

Anknüpfend an das bekannte „Niemals“ des dahingeschiedenen Kaisers Wilhelm I. schrieben die „Hamburger Nachrichten“: „Das weltbekannte ‚Niemals!‘ des alten Kaisers sei auch ferner die Devise aller guten Deutschen dem Fürsten Bismarck gegenüber. Niemals wollen wir uns von ihm trennen, sein leuchtendes großes Vorbild wollen wir stets vor Augen haben und unbekümmert um Gunst oder Ungunst der Verhältnisse die Wege wandeln, die er uns angewiesen hat. Seine Treue gegen Herrscherhaus und Vaterland sei auch unsere Treue! Was ihm ersprießlich für des Reiches Wohl erscheint, das sei uns Gesetz! Noch immer hat es sich erwiesen, daß sein Urtheil das zutreffende war, selbst wenn es den Zeitgenossen zunächst befremdlich und anfechtbar erschien. Wir vertrauen unbedingt dem Bismarck'schen Genius.“

Die „Leipziger Neuesten Nachrichten“ sahen in dem Fürsten die „herrlichste Verkörperung deutscher Art“: „In ihm finden wir Gemüth und Verstand, Willenskraft und Mäßigung, trotzige Leidenschaftlichkeit und kühle Besonnenheit gepaart. Er wahrt, wie Hagen, seinem Könige die Mannentreue, und wie Rüdiger, so steht er zu seinem Wort. Aber die Wahrheit zu sagen, trägt er auch vor dem Throne kein Bedenken. Ernst, tiefernst faßt er das Leben und seine Pflichten auf, und doch umgoldet er mit köstlichem Humor das Dasein. Mit durchdringendem Verstande löst er die schweren Probleme der Staatskunst, und mit der ganzen Innigkeit eines tiefen Gemüths folgt er dem leisen Weben der Natur. Schroff und stark tritt er dem Feinde des deutschen Namens entgegen, und mit unendlicher Liebe und Güte umfaßt er die Seinen.“

Der „Hamburgische Correspondent“ hält Worte für nicht genügend, Bismarcks Thaten nach Gebühr zu preisen. Worte „sind aber auch nicht nöthig: unser Volk weiß es, ja noch mehr, es fühlt im innersten Herzen, warum es seinen Helden feiert: ‚Deutschlands Burg und Zierde‘, wie es in seinem Göttinger Ehrendoktordiplom heißt, das ist er und wird er ihm allezeit bleiben“.



Begrüßung auf der Brücke.

Ganz hervorragend packend klangen die Töne, welche die liberale „Weserzeitung“ fand: „Wie ein Sturmwind werde am 1. April der Jubel des deutschen Volkes durch Deutschland brausen, kündigte Herr v. Levetzow neulich dem Fürsten Bismarck an. Was sonst eine übertriebene Phrase zu sein pflegt, bleibt diesmal weit hinter der Wirklichkeit zurück. Man hat den Eindruck von

Lawinenstürzen, von Erdbeben, so über alle Erfahrung hin ausgehend ist die Gewalt der Kundgebung, mit der die Nation ihren Helden an seinem Ehrentage zu feiern sich anschickt. Einem so unermeßlichen, so ganz beispiellosen Zusammenklange von Millionen Stimmen gegenüber ist es für den Einzelnen, auch wenn er auf erhöhter Rednerbühne steht, unmöglich, etwas zu sagen, was auch nur einigermaßen dem Augenblicke genug thun könnte.

Das „Berliner Tageblatt“ hob Bismarcks Heldenthum hervor: „Wessen Sinn für den hohen, eigenartigen Reiz geschichtlicher Persönlichkeiten unter dem Gezänk der Tagesmeinungen nicht unempfänglich geworden, der wird seinem Gefühle der Freude über das Heldenhafte in dieser blendenden Erscheinung einem unumwundenen, beherzten Ausdruck zu geben keinen Augenblick zögern. Das Gegentheil wäre unehrlich. Dem Helden Bismarck aber gilt unser ehrerbietiger Gruß zu seinem achtzigsten Geburtstage.“

Die demokratische „Frankfurter Zeitung“ drückte sich so aus: „Dem Politiker, der das geeinte Deutschland beherrschen und meistern wollte, versagen wir Huldigung und Anerkennung heute wie vordem — vor der historischen Größe des Mannes, der Deutschland die staatliche Einheit wiedergegeben hat und nach dieser That erfolgreich bemüht gewesen ist, dem Reiche den Frieden zu erhalten, senken wir grüßend den Degen, und dem Greise, der die Schwelle des achtzigsten Jahres überschreitet, zollen wir den Tribut, auf den jeder Veteran Anspruch hat, den Wunsch, daß seinem Leben ein glücklicher Abend beschieden sein möge.“

Die „Neue Stettiner Zeitung“ sang Bismarcks Lob, da er einst die Worte geschrieben hatte, daß „der deutsche Kaiser allezeit sein solle ein Mehrer des Reichs, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Werken des Friedens, der Freiheit, der Gesittung. In diesem Sinne hat Fürst Bismarck gewaltet, in diesem Geiste hat er gekämpft und Deutschland Jahrzehnte hindurch auf dem Gipfel des Ansehens erhalten. Und von diesem Gesichtspunkte aus können wohl alle deutschen Männer seiner dankbar und ohne Hinterhalt gedenken“.

Journalisten in Friedrichsruh.

Die Wiener Zeitungen stimmten in das Lob Bismarcks ein. Das „Wiener Fremdenblatt“ schrieb: „Fürst Bismarck hatte stets die große Sache vor Augen, der er diente, und war ein vollendeter Meister in seiner Kunst. In den Dienst dieser großen Sache war Bismarck mit einer geradezu leidenschaftlichen Ergebenheit eingetreten, Patriot und Königstreuer vom Scheitel bis zur Sohle . . . Er ist aus Preußens Kernprovinz hervorgegangen und aus jener Klasse, die den Königen half (d. h. helfen durfte), den kleinen Staat groß zu machen. Aber jetzt gehört er in jedem Sinne dem ganzen Deutschland . . . Er ist, wie eine Verkörperung der deutschen Einigungsgeschichte, auch eine Verkörperung des deutschen Volkssinnes.“

Die „Neue Freie Presse“ in Wien sagte: „Mächtig und geachtet in der Reihe der europäischen Großmächte, ungehindert in seiner friedlichen Entwickelung steht Oesterreich-Ungarn da. Es kann mit aufrichtiger Genugthuung auf die geschichtliche Fügung zurückblicken, welche es mit Deutschland zu enger Freundschaft vereinigt hat. Zu dieser Freundschaft hat Fürst Bismarck den Grund gelegt, und darum hat er einen Anspruch auf die Sympathieen, die zur Feier seines achtzigjährigen Geburtstages auch in Oesterreich-Ungarn zum Ausdruck kommen.“

Auch die Pesther Blätter begrüßten Bismarcks Geburtstag sehr beifällig. Der „Nemzet“ schrieb: „Das deutsche Volk ehrt in Bismarck sich selbst. Der deutsche nationale Gedanke fand erst in Bismarck seinen Körper. Angesichts dieses großen Gedankens und seiner Erfolge schrumpften alle parteipolitischen Gesichtspunkte zusammen.“

Der „Magyar Hirlap“ gedachte der für Ungarn erfolgreichen Aera Bismarck mit Dank: „Mit der Dreibundschöpfung sicherte er auf wunderbar lange Jahre den Frieden. Ein theurer bewaffneter Frieden zwar, aber Blut ist theurer als Alles. Wir empfinden hart die Opfer dieses Friedens, wir bedauern aber diese nicht, denken vielmehr mit dankbaren Gefühlen an Bismarck.“

Wie die Presse anderer Länder sich zu Bismarcks Geburtsfeier verhielt, kann man schon aus ihrer Entrüstung über den 23. März ersehen.

Schluß der Huldigungen.

Eine Unterbrechung der Empfänge von Abordnungen in Friedrichsruh fand auch in der zweiten Hälfte des April nicht statt. Darunter waren noch einige bedeutsame, die besonderer Erwähnung bedürfen. Nachdem die Stadt Stuttgart ihrem Ehrenbürger eine Glückwunschadresse hatte überreichen lassen, der Verband der deutschen Baugewerks-Berufsgenossenschaften mit 200000 Mitgliedern eine Ehrengabe, nämlich einen 1 Meter hohen, vom Architekten Zetzsche in Berlin entworfenen gothischen, aus Eichenholz in reicher Schnitzarbeit verfertigten Thurm, der das Bismarck'sche Wappen neben denen des Herzogthums Schleswig-Holstein und Elsaß-Lothringens trug, überreicht, die Stadt Dessau den Fürsten zum Ehrenbürger ernannt und Köln durch die Herren Oberbürgermeister Becker, Stadtverordneten Hauser, Commerzienrath vom Rath und Geheimen Sanitätsrath Dr. Lent einen kostbaren silbernen Prunkbecher verehrt hatte, erschienen am 27. April, wie schon erwähnt*), in Friedrichsruh siebzehn Mitglieder des Gesammtausschusses alter Corpsstudenten, um dem Fürsten eine Büste und das Modell des auf der Rudelsburg bei Kösen zu errichtenden Bismarck-Denkmals darzubringen, wobei der Dichter Hans von Hopfen die schon citirte schöne Anrede an den Fürsten richtete**).

Den ganzen Mai hindurch erschienen fortwährend Abordnungen aus allen deutschen Ländern. Ganz besonders groß gestaltete sich am 23. Mai die Huldigung der Schleswig-Holsteiner, denn diese erschienen über vier Tausend an Zahl in Friedrichsruh. Die Ehrung wurde dadurch wichtig, daß ja die letzten Einigungskämpfe Deutschlands in den Elbherzogthümern begonnen hatten. Nun brachten die, welche vor fast fünfzig Jahren vergeblich für die deutsche Einheit gelitten und geblutet hatten, dem ihren Dank, welcher ihre und aller Deutschen Wünsche erfüllt hatte. Durch Bismarck war die Klage um den „verrathenen Bruderstamm" an der Elbe beendet worden.

Am 9. Juni traf eine Abordnung des Bundes der Landwirthe, 130 Herren und Damen, in Friedrichsruh zum Empfang ein. Da Bismarck „von Hause aus Landwirth" war und geblieben ist, so mußte er in seiner Ansprache mit den Interessen der Abgeordneten auch die seinen berühren. Im Laufe der Rede kam er auf „die Kleber von Ministern" zu sprechen, „von denen nicht zu erwarten sei, daß sie irgend welche landwirthschaftlichen Interessen mit Energie bei ihren Collegen vertreten." (Bravo!) Es sei nöthig, daß solche Volksvertreter gewählt würden, welche etwas von der Landwirthschaft verstünden und „daß der Gesetzmacherei ohne Halm und Ar der Kriegsruf entgegengesetzt würde: Für Halm und Ar!" (Stürmischer Beifall.) Der Ausspruch richtete bekanntlich seine Spitze gegen das Ministerium, welches ein Minister, der nicht Gutsbesitzer war, leitete. Scherzhaft mehr fügte der Fürst hinzu: „Gebt jedem Staatsminister eine Domäne, von deren Ertrag er zu leben hat (Heiterkeit, Bravo!) oder betheiligt ihn an einer Industrie, deren Erträge sein Einkommen bilden. Aber daß dieses Einkommen, es mag gut oder schlecht gehen, unter allen Umständen gesichert bleibt, das paßt nicht zu der menschlichen Schwäche." Der Fürst schloß mit einem Hoch auf den größten Grundbesitzer des Reichs, den Kaiser.

In den folgenden Monaten nahmen die Beglückwünschungen ihren Fortgang. Mittlerweile war Deutschland in die Zeit der Jubiläumstage von 1870/71 eingetreten. 25 Jahre waren es her, daß das deutsche Volk durch unvergleichliche Schlachten von schwerer Bedrückung freigeworden und geeint war. Der Jubel darüber galt nur den wichtigen Errungenschaften, durch welche Deutschlands Fortbestehen ermöglicht wurde, sowie dem langen Frieden, den diese Errungenschaften nach sich zogen und für den Bismarck so oft mit Umsicht und Energie eingetreten war.

Da erschien es denn rührend, daß am 30. August sechzig amerikanische Veteranen des deutsch-französischen Krieges in Friedrichsruh ankamen, um dem Fürsten Bismarck ihre Huldigung darzubringen und ihm das

*) Siehe Seite 60.

**) Das Denkmal wurde unter großem Jubel der sehr zahlreichen Betheiligten am 23. Mai 1896 enthüllt. Die „Akademische Festouverture" von Brahms leitete die schöne Feier ein, worauf, nach einer schwungvollen Ansprache des Herrn v. Hopfen, die Enthüllung unter den leisen Klängen des „Landesvaters" vor sich ging.

Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt. — Druck Julius Sittenfeld, Berlin.

Bismarck i
Begrüßung nach dem

Verlag und Copyright 1896 The Werner Company, Chicago.

k in Kissingen,

Zung nach dem Bade.

Ehrenmitgliedsdiplom des Deutschen Kriegervereins in Chicago zu überreichen. Der Präsident Joseph Schlenker übergab an der Spitze einer Deputation im Schlosse das Diplom, worauf der Fürst erwiderte:

„Meine Herren! Ich fühle mich einmal hochgeehrt durch die Auszeichnung, die mir passirt, und durch Ihren Besuch, die Sie sich über See so weit hierher finden in den Wald, und dann macht es mir eine große Freude, daß Sie die alten Erinnerungen festhalten und mich darin einbeziehn; es thut mir sehr leid, daß ich nicht alle Ihre Reisegenossen hier empfangen kann, aber ich bin nicht gesund und so kräftig, wie ich war, und wenn ich spreche, habe ich doch noch immer Schmerzen. Es ist ja bei achtzig Jahren überhaupt Gott zu danken, daß man noch Schmerzen auszustehen hat und lebt. Aber man wird doch wrack — angestrichen und getakelt, aber die Planken taugen nichts mehr. Und so gehts auch mir, ich kann wohl noch zusehn, aber nicht mehr mitmachen, sonst wäre ich ja zu der Ausstellung nach Chicago gekommen. Ich würde überhaupt gern die Vereinigten Staaten von Nordamerika gesehen haben, das ist von allen fremden Ländern noch das sympathischste. Nach allen Erfahrungen, die ich mit früheren Dienern, Hausgenossen und Arbeitern gehabt habe, die dorthin gegangen sind und mit denen ich zum Theil correspondirt habe, geht es ihnen wohl da und sie fühlen sich behaglich. Das kann ich von den Auswanderern nach den andern Ländern doch nicht so sagen."

Bismarck im Jahre 1894. Gemalt von F. v. Lenbach.
(Nach der großen von der Firma Heuer & Kirmse, Berlin, herausgegebenen Photogravüre hergestellt.)

Während des Frühstücks, an welchem die vier Mitglieder der Abordnung*) theilnahmen, weihte der Fürst dem Andenken des Kaisers Wilhelm I. ein stilles Glas, indem er sprach:

„Wir können die gemeinsamen Gefühle, die uns beseelen, nicht besser zum Ausdruck bringen, als indem wir dem Andenken unseres alten Königs Wilhelm ein stilles Glas weihen. Wir haben alle unter ihm gedient."

Nach dem Frühstück richtete Fürst Bismarck an die im Schloßhofe aufgestellten Veteranen folgende Ansprache:

„Ich danke Ihnen nochmals dafür, daß Sie mir die Ehre erzeigt haben, mich hier zu besuchen, und ich freue mich von Herzen, daß Sie so viel Anhänglichkeit an Ihre alten Kameraden bewahrt haben, daß Sie die weite Reise zu uns nicht scheuten und daß Sie unter den alten Kameraden auch mich nicht vergessen haben, so daß für uns Gelegenheit ist, uns noch einmal wieder ins Angesicht zu sehen. Es ist mir eine große Freude, Sie zu begrüßen und in Ihnen das nationale Gefühl wiederzufinden, daß Sie mit der Gesammtheit unseres Heeres haben entzünden und beleben helfen, daß Sie sich das so bewahrt haben, daß es Ihnen Bedürfniß ist, Ihre alten Landsleute wiederzusehen. Ich danke Ihnen für Ihren Besuch auch aus politischen Gründen, weil er dazu beiträgt, das deutsche Nationalleben, die deutsche Einigkeit, die deutsche Zusammengehörigkeit zu kräftigen. Vor dem Kriege war das nicht so, aber jetzt schließen wir Deutsche uns doch allenthalben zusammen. Die Franzosen haben mit ihren Hammerschlägen das Ihrige dazu geleistet.

*) Die Herren Schlenker, Forche, Jac. Schneider, Kalbitz.